



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

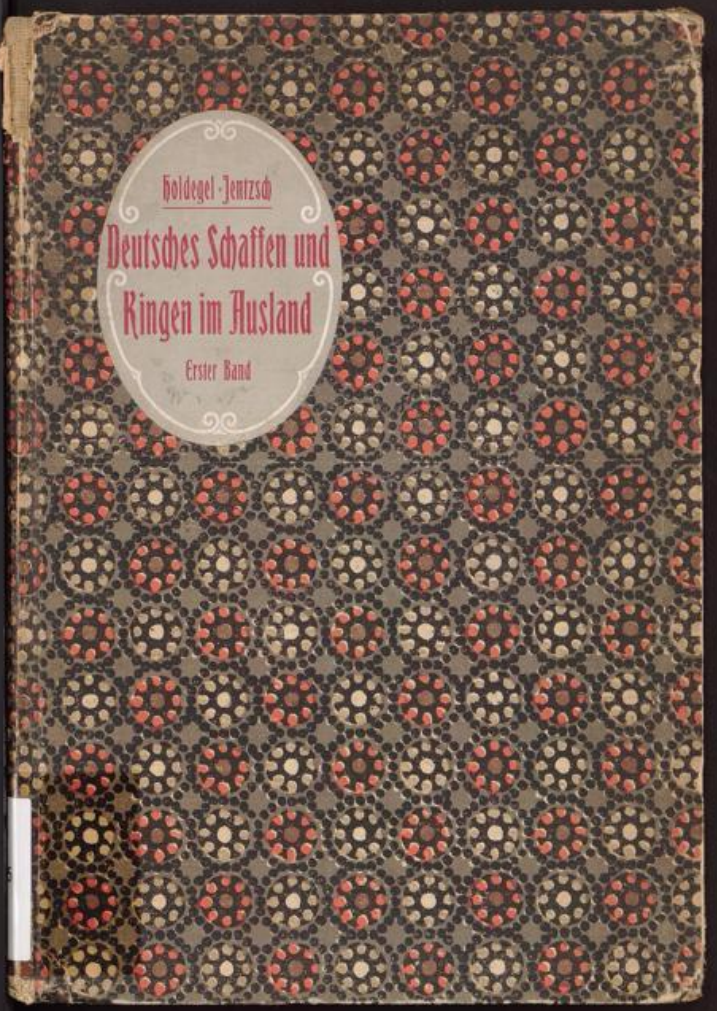
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland

Holdegel, Georg

Leipzig, 1916-

urn:nbn:de:gbv:46:1-13200



Holdegel - Jentzsch

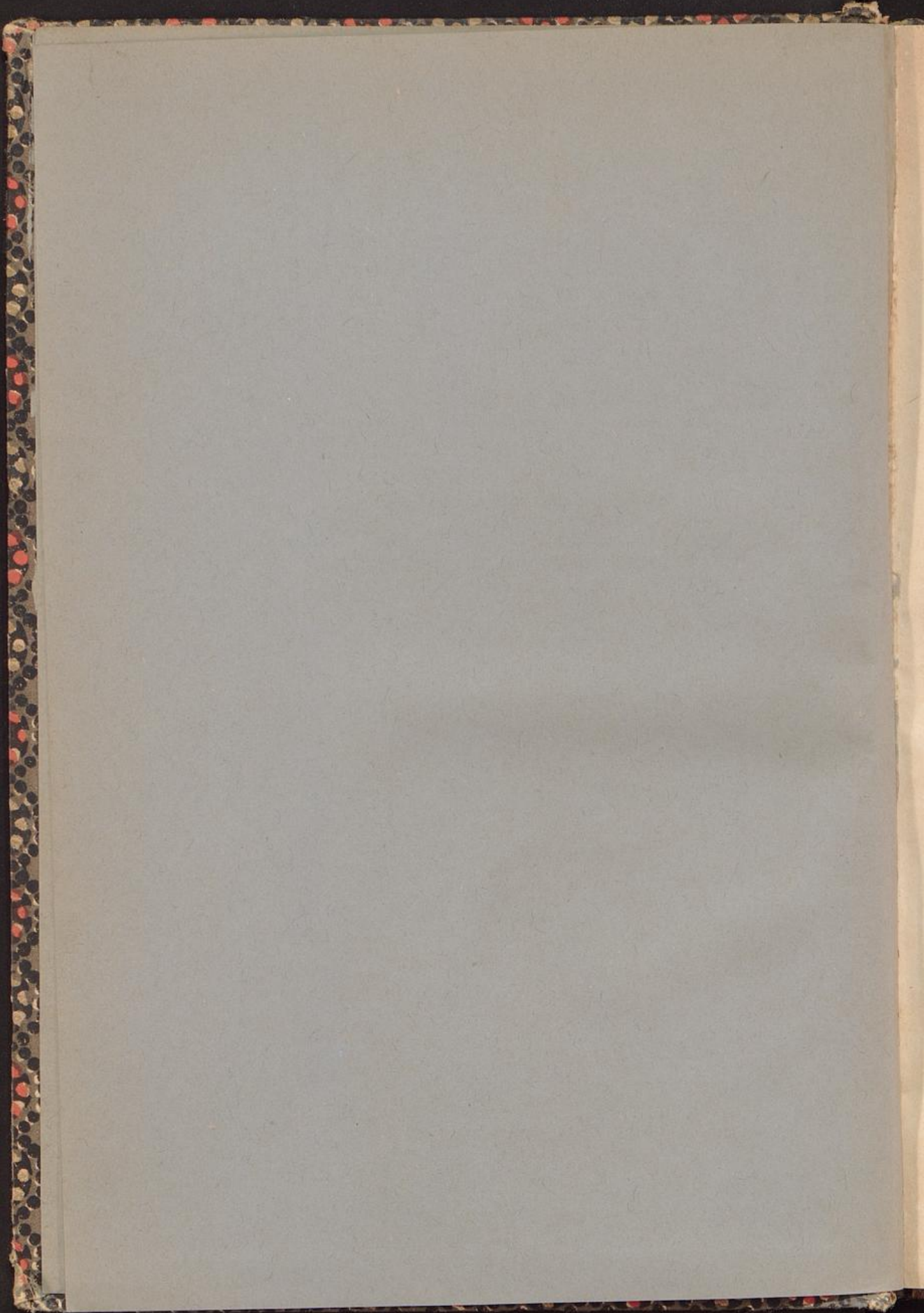
Deutsches Schaffen und
Kingen im Ausland

Erster Band

12.10
R 17

3. —

IX . c . 4155



Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland

Ein Quellenlesebuch für Jugend
und Volk, für Schule und Haus

Unter Mitwirkung des Vereins für das Deutschtum im Ausland
herausgegeben von

Georg Holdegel und **Walther Jenksch**
Lehrern in Dresden

Erster Band

Österreich = Ungarn, Balkan, Orient



1916: 5372

1916

H. c. 4155

Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig - 1

R

Entwickeltes Schöpfen und
Rindern im Auslande



Ein Quellenspende für Jugend
und Volk für Schule und Haus

Das Verzeichnis der Bücher für den Unterricht im Auslande

von
Herrn Professor Dr. H. H. Müller

Alle Rechte sind vorbehalten.



Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Vorwort.

Unser Buch war schier ein zu kleines Gefäß, um alles das fassen zu können, was aus dem überreichen Schriftenborn über das Auslandsdeutschtum frisch hervorquoll. Denn vieles mußten wir ungenüßt verrinnen lassen, selbst wenn es erst durch den Weltkrieg mit Macht aus der Tiefe der Vergessenheit zutage gefördert worden war. Aus den vielen streng belehrenden, wissenschaftlichen Bearbeitungen suchten wir die Stoffe heraus, die anschaulich und volkstümlich vom Auslandsdeutschtum erzählen. Wir trugen uns zunächst mit dem Gedanken, das Quellenbuch erst nach Friedensschluß erscheinen zu lassen. Die folgenden naheliegenden Erwägungen ermutigten uns aber zu dem Wagnis der sofortigen Herausgabe:

1. Umfang und Bedeutung des Auslandsdeutschtums sind nun endlich auch weiteren Kreisen unseres Volkes durch den Weltkrieg klar vor das Auge gerückt worden.

2. Dadurch aber ist wiederum der Erforschung des Auslandsdeutschtums eine erhöhte, vielseitige Teilnahme gesichert.

3. So wie nun in den letzten Jahren von unseren Kolonien und von unserer Flotte wirklich volkstümliche Schilderungen entstanden, muß es auch möglich sein, von dem bisher in Jugend- und Volksschriften stiefmütterlich behandelten, durch den Krieg gegen das Deutschum etwa vernichteten „Schaffen und Ringen“ unserer deutschen Brüder im Ausland ein Jugend- und Volksbuch zu bieten.

Ein erster Versuch! Die Schwierigkeiten, die durch den Krieg verursacht wurden, entschuldigen es wohl, wenn wir manches ausschieden, was ein anderer unbedingt ausgewählt hätte, wenn manches Bild als Beispiel oder Gegenbeispiel vermißt wird.

Unser Buch möchte im wahren Sinne des Wortes eine Quelle sein, muß also immer von neuem gespeist werden. Damit ist ohne weiteres zum Ausdruck gebracht, daß uns Anregungen und Beiträge jeder Art sehr willkommen sind, besonders aus Kreisen der Auslandsdeutschen selbst. Auch für das Verzeichnis der Schönliteratur ist uns eine Dervollständigung sehr erwünscht.

Uns liegt nur noch ob, eine liebe Pflicht zu erfüllen. An dieser Stelle seien den verehrten Autoren und Verlegern herzlich gedankt, daß sie uns den Nachdruck ihrer Werke so bereitwillig gestatteten und die Herausgabe unseres Quellenbuches uneigennützig förderten.

Der 2. Band soll das Deutschum in Rußland, in der Schweiz und in Belgien, in Nord- und Südamerika schildern. Außerdem wird er Berichte über die deutsche Auslandsschule und deutsche Zeitungen im Ausland, über die wirtschaftliche Bedeutung der Auslandsdeutschen und den von ihnen im Kriege betätigten Opfer-sinn enthalten.

Dresden, im September 1916.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	VI
Muttersprache	1
Deutsche überall	1
Die Deutschen im Auslande	6
	Max v. Schenkendorf
	Felix Dahn
I. Österreich.	
1. Verbreitung der Deutschen in Österreich	7
2. Das Vordringen der Deutschen in den Donau- und Alpenländern.	
Nach Hasse, Geiser, Müller-Guttenbrunn	9
3. Wie Grillparzer den Österreicher schildert	12
Grillparzer	
4. Das Deutschtum in Südtirol.	
a) Vor dem Weltkrieg	13
Rohmeder, Geiser	
b) Während des Weltkrieges	15
Rohmeder, Geiser	
5. Das deutsche Volkslied in Steiermark und in den östlichen Alpen-	
ländern	18
6. Die deutsche Besiedelung Böhmens, Mährens und Schlesiens	22
Hasse u. Geiser	
7. Durch Deutsch-Böhmen	24
Schuchard u. Brosch	
8. Auf Wack und Posten, Bilder aus der deutschen Südmark	28
Geiser	
9. Deutsche Vorposten im Weltkrieg.	
a) Das deutsche Volkselement in Galizien	33
Zöckler	
b) Die Deutschen im Buchenlande	35
Friedrich Kaindl	
10. Kriegsnot der deutschen Gemeinden in Galizien und der Bukowina	39
Saut	
11. Deutsche Kulturarbeit in Bosnien und Herzegowina	44
Geiser	
II. Ungarn.	
1. Die deutschen Randsiedelungen in Ungarn	50
2. Deutsche Südostfahrten und Auswandererschicksale in Ungarn.	
Sittbogen, Kaindl, Einhart u. Rohmeder	51
3. Sachsenadel	59
Fr. Georg Marienburg	
4. Im Bärenland	60
Korodi	
5. Hermannstadt und Kronstadt	66
Müller-Langenthal	
6. Sächsisches Dorf und Dorfleben	73
Müller-Langenthal	
7. Die „Austage“ im Sächsendorf	76
Regine Ziegler	
8. Banater Schwabenlied	79
9. Besuch in einem Bauernhose des Banats	80
Braeß	
10. Adam Müller-Guttenbrunn, der Heimatdichter des Banats	83
11. Wallfahrtstag im Banat	84
Müller-Guttenbrunn	
12. Die Spinnreih.	86
Müller-Guttenbrunn	
13. Die Banater im Kampfe gegen Donau und Theiß	89
Müller-Guttenbrunn	
14. Im Geburtsorte Lenas	94
Müller-Guttenbrunn	
15. Bilder aus der schwäbischen Türkei	95
Ella Triebnigg	
16. Bei unsern deutschen Brüdern in Slawonien	98
Kaindl	
17. In der Zips	101
Kollbach	
18. Also, glückliche Reise!	103
Naumann	

III. Balkan und Orient.

	Seite
1. Verbreitung der Deutschen auf dem Balkan und im Orient	104
2. Deutsche Kolonisation in Rumänien (Moldau, Walachei, Dobrudscha), Bulgarien und Serbien	Kaindl 104
3. Aus deutschem Hause, deutscher Schule und deutscher Geselligkeit in Rumäniens Hauptstadt	Gabriele Bartsch 108
4. Die Schwaben in der Dobrudscha	Emil Fischer 111
5. Deutsche Schularbeit im Orient	Schwatlo 115
6. Die deutsche Schule in Konstantinopel	Braun 117
7. Der deutsche Schienenweg ins Morgenland, ein Schauplatz deutscher Arbeit und Zukunft	123
8. Einzelbilder einer Fahrt auf der anatolischen Eisenbahn. Grothe, Holz, Jäsch	128
9. Deutsche Siedelungen in Palästina	Wilh. v. Trotha 133
10. Deutsche Liebestätigkeit im Orient.	
a) Unsere Schwestern in Ägypten	Klingemann 137
b) Der Besuch Kaiser Wilhelms II. im Syrischen Waisenhaus	Schneller 141
11. Deutsche Altertumsforschung	Rohrbach 144
12. Gruß an die fernen Brüder im Orient	Naumann 149
Anhang:	
Quellennachweis zu weiterer Vertiefung	149
Das Deutschtum im Auslande in den Werken der Dichter	151

Verzeichnis der Abbildungen, Skizzen und Karten.

Verbreitung der Deutschen in Österreich (Skizze)	7
Verbreitung der Deutschen in den einzelnen österr. Kronländern (Skizze)	8
Dorf Vielgereut (Abbildung)	13
Deutsche Siedelungen in Südtirol (Skizze)	14
Kindergarten in Gereut (Abbildung)	15
Luzern (Abbildung)	17
Deutsche Bevölkerung in Deutsch-Böhmen (Karte)	27
Schwäbischer Bauernhof in Ostgalizien (Abbildung)	34
Deutsches Vereinshaus in Czernowitz (Abbildung)	39
Deutsche Gemeinden in Galizien (Karte)	42
Deutsche Randsiedelungen in Ungarn (Karte)	50
Kirchensburg Eibesdorf (Abbildung)	55
Schäßburg in Siebenbürgen (Abbildung)	61
Hermannstadt (Abbildung)	67
Kronstadt (Abbildung)	71 u. 73
Frauen und Mädchen beim Kirchgang in einem sächsischen Dorf (Abbild.)	75
Adam Müller-Guttenbrunn, der Heimatdichter des Banats (Bildnis)	83
Schwäbisches Haus in Franztal in Slawonien (Abbildung)	99
Der deutsche Schienenweg ins Morgenland (Karte)	124
Schulkinder auf der deutschen Kolonie Jaffa (Abbildung)	135

Einleitung.

Wir Deutsche können uns den Vorwurf nicht ersparen, daß wir Millionen von Volksgenossen, die sich von der alten Heimat trennten, um eine neue zu suchen, verloren gaben. Ihr Schicksal kümmerte die Daheimgebliebenen wohl noch insofern, als verwandtschaftliche Beziehungen aufrecht erhalten blieben. Aber auch sie rissen mit der Zeit langsam ab. So gingen uns große Schätze starker Volkskraft verloren. Ganz anders in England und Frankreich. So viele von dort auch auswanderten, so blieben sie doch in Verbindung und unter dem Schutze des Mutterlandes, dem sie auch draußen dienten, zu dessen Macht und Ansehen in der Welt sie nach Kräften beitrugen. Zudem sorgten heimische Verbände für den Zusammenhalt der auswärtigen mit den heimischen Volksgenossen. Man erinnere sich nur der Anstrengungen der Alliance française und ihrer Erfolge, die sie namentlich in Belgien und im Elsaß zu erreichen wußte.

Ein ganz anderes Bild zeigt Deutschland auf. Was haben wir getan, um z. B. die Balten, die deutschen Bauernsiedlungen in Rußland, auf dem Balkan und anderwärts an uns zu fesseln? Ist es nicht so, daß wir die deutschen Splitter, die vom Mutterland abgetrennt waren, verloren gaben? Wer kümmerte sich um sie? Wer wußte etwas Näheres von ihnen?

Erst nach der Gründung des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ trat vor etwa zwei Jahrzehnten eine Änderung ein. Aber gerade die Entwicklung dieses Vereins zeigt deutlich an, wie gering das Interesse unserer Volksgenossen an den Schicksalen der Deutschen im Ausland war und bis in die Gegenwart hinein geblieben ist; welche Anstrengungen es bedurfte, um das Interesse für unsere Volksgenossen im Ausland zu wecken und zu stärken; um das Verständnis dafür wachzurufen, daß die abgesprengten Teile unseres Volkstums doch noch als lebendige Glieder unseres Vaterlandes zu betrachten sind und als solche ihm trotz der Trennung wertvolle Dienste zu leisten vermögen.

Die Gründe für diese traurige Erscheinung sind im Wesen des Deutschtums zu suchen. Wenn wir ihm nachgehen, so fällt uns sofort der Mangel an politischem Sinn auf. Was bei andern Nationen zu stark, ist bei uns entschieden zu schwach entwickelt. Die schwere und lange Entwicklungszeit, die wir von der Anarchie der einzelnen Stämme bis zu ihrer machtvollen Zusammenballung durchlaufen haben, legt beredtes Zeugnis davon ab. Gegenüber dem zentralisierenden Wesenszug der Franzosen, der ihnen frühzeitig in Europa das Übergewicht sicherte, führte die Dezentralisation in Deutschland zwar zu schöner kultureller Entfaltung der in den einzelnen Stämmen liegenden geistigen Kräfte, aber gleichzeitig zur Niederhaltung der politischen Instinkte. Erst in der Not der Zeiten singen sie an zu erwachen und allmählich zu erstarken. Die napoleonische Fremdherrschaft rief die Deutschen zur Selbsterhaltung auf. Aus den Freiheitskriegen rang sich der Gedanke nach politischer Einigung empor.

Er wurde führend für das 19. Jahrhundert, das in der Wiederaufrichtung des Kaisertums in neuen, kraftvollen Formen gipfelte. Der politische Sinn der Deutschen erfuhr damit eine willkommene Stärkung.

Die Schwere der Zeit, in der wir leben, brachte ihn dann zu weiterer Entfaltung. Nun erkannte man, was die Höhe der Volkszahl, rein numerisch genommen, im Wettkampf der Völker bedeutet. Nun lenkte sich der Blick von selbst auf das Deutschtum in der Welt, auf die verloren gegangenen Glieder unseres Volkstums. Das Interesse regte sich, den Schicksalen der Versprengten nachzugehen und mit ihm das Bewußtsein, daß wir uns auch hierbei nicht mit dem Gehen- und Geschehenlassen begnügen dürfen, sondern tatkräftig eintreten müssen, um die deutsche Volkskraft auf der Erde zu stützen und zu mehren.

In diesen Gedankenzusammenhang gehören all' die Bestrebungen, die gegen Kindersterblichkeit, gegen verheerende Krankheiten, gegen das Wohnungselend der Mietskasernen, gegen die Beschränkung der Kinderzahl u. a. eintreten und sich für die Mehrung und Stärkung unseres Volkstums einsetzen.

Daß dabei auch die Sorge um die Auslandsdeutschen eine größere Rolle spielt, denn zuvor, ist natürlich. Unsere Stellung zu ihnen hat durch die kriegerischen Ereignisse der beiden letzten Jahre eine durchgreifende Wendung erfahren. Heute erkennen wir mit voller Klarheit, welche Früchte die ängstliche Zurückhaltung gegenüber den Interessen unserer Volksgenossen im Ausland getragen. Was hat es uns denn geholfen, wenn wir uns geradezu mit peinlicher Gewissenhaftigkeit gescheut haben, der Not unserer Volksgenossen im Ausland beizuspringen, um ja nicht in politische Unannehmlichkeiten mit ausländischen Staaten zu geraten? Ist uns dies nicht überall als Schwäche ausgelegt worden? Hat unser Ansehen nicht dadurch gelitten? Mußten die Deutschen im Ausland durch solchen Mangel an nationalem Stolz des Mutterlandes in ihrem eigenen Fehler nicht bestärkt werden, das Deutschtum sobald als möglich abzulegen und im fremden Volkstum aufzugehen? Die Millionen Deutscher, die als Völkerdüngele zu dienen nicht für schmachvoll hielten, beweisen es.

Nun aber vollzieht sich, wie gesagt, die Wendung. Zunächst bei uns. Wir sind entschlossen, dafür zu sorgen, daß das Deutschtum in der Welt einen starken Rückhalt im Reich erhält, damit kein Glied unseres Volkes mehr verloren gehe. Wir brauchen jeden einzelnen im Wettkampf der Nationen so lange, bis der ewige Friede, das Paradies auf Erden, eingekehrt ist. Da dieser Zustand wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen wird, dürfen wir die Hände nicht müßig in den Schoß legen, sondern müssen arbeiten, eifrig arbeiten an der Mehrung und Stärkung unseres Volkstums in der Welt, damit wir nicht unter die Kufen geraten. Das Bewußtsein, daß wir in der Entwicklung der Menschheit hervorragende Aufgaben zu erfüllen haben, gibt uns Kraft und Mut dazu. Nicht umsonst hat Fichte seine Reden an die deutsche Nation gehalten.

Aber auch bei den Deutschen im Ausland vollzieht sich diese Wendung. Was das Mutterland in diesem unerhörten Weltkrieg leistet, militärisch, wissenschaftlich, technisch, sozial-politisch, grenzt an das Wunderbare. Es kann dies ohne Überhebung gesagt werden. Die Tatsachen sind Zeugen dafür, so sehr sie auch von unseren Gegnern verkleinert werden. Sie müssen alle, die deutschen Namen tragen und aus dem Herzen Europas stammen, mit dem Hochgefühl des Stolzes erfüllen, einem solchen Volke anzugehören. Das verleiht dem nationalen Selbstbewußtsein Stärke und Dauer.

So schließen sich die Deutschen im In- und im Ausland zu einer großen Völkerfamilie zusammen. Sind auch die Auslandsdeutschen vom Mutterland politisch getrennt, bleiben sie auch treue Bürger ihres Staates, so gehören sie doch kulturell zu uns. Sie sind Glieder des unsichtbaren Deutschen Reiches, das die ganze Welt umfaßt. Die Muttersprache und alle idealen Güter unseres Volkstums besitzen wir gemeinsam. Über die politischen Grenzpfähle spielen tausend heimliche Säden herüber und hinüber, die uns unverbrüchlich zusammenbinden.

Das ist eine herrliche Frucht des gewaltigen Völkerringens. Die starke, unerschütterliche Vaterlandsliebe, die uns alle von der Rechten bis zur Linken beseelt, umfaßt nun mit besonderer Sorge auch die, welche das Schicksal von uns getrennt hat. Wir geben sie nicht mehr verloren, sondern begleiten sie mit unserer Teilnahme als warme Freunde, als treue Genossen, die ihnen mit Rat und Tat beistehen wollen.

Das vorliegende Buch will Zeugnis davon ablegen und Kenntnis geben von den Schicksalen der Deutschen im Ausland in der Hoffnung, daß mit der Kenntnis das Interesse für sie gestärkt wird, und daß aus dem Interesse der Wille hervorgeht, am Zusammenhalt der Deutschen in der Welt mitzuarbeiten, insbesondere den „Verein für das Deutschtum im Ausland“ fördern zu helfen und alles zu tun, um der nationalen Teilnahmslosigkeit entgegenzuwirken. Wir begrüßen das Werk, das einen vortrefflichen Einblick in die Lage des Deutschtums im Ausland durch eine wohlüberlegte Auswahl des besten Quellenmaterials zu geben vermag, und wünschen ihm die weiteste Verbreitung in unserer Volke. Vor allem sollte es auch auf den höheren Stufen unserer Jugendunterweisung eine willkommene Ergänzung zur Lektüre, sowie zum Geschichts- und Geographieunterricht bilden und den politischen Sinn des heranwachsenden Geschlechts stählen helfen.

Jena, im September 1916.

Dr. Wilhelm Rein,

ordentl. Professor a. d. Universität.



Muttersprache.

1. Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes, erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

2. Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
wenn ich in der Fremde bin,
wenn ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß!

3. Sprache, schön und wunderbar,
ach wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht;
ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
steig empor aus tiefen Gräften,
längst verscholl'nes altes Lied,
leb' auf's neu in heil'gen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

5. Überall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;
aber soll ich beten, danken,
geb ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken
sprech' ich wie der Mutter Mund.

Max von Schenkendorf.

Deutsche überall.

Der ungeheure Weltkrieg ist im Grunde genommen der Kampf gegen das Deutschtum in der Welt. Nicht nur unser stolzes, neues Reich, das am 18. Januar 1871 gegründet wurde, wollen die Feinde niederschmettern, nein, überhaupt gegen alle Deutschdenkenden und gegen deutsches Wesen richten sich die Wut und der Haß unserer Feinde. Ja, fragten da viele verwundert, als sie von den Verfolgungen der Deutschen in Rußland hörten: Sind denn das wirklich Deutsche? Aus der Not der Flüchtlinge hat mancher Reichsdeutsche vielfach zum ersten Male erfahren, was Auslandsdeutschtum ist und wie viele seiner Söhne fern von der Heimat schaffen und ringen. Wie staunten unsere

tapferen Feldgrauen, als sie an den Karpathenabhängen in Dörfer kamen, wo alt und jung sie deutsch begrüßte. Wie tröstete es im tiefsten Kummer jene Eltern, deren Söhne in den Karpathenschlachten gefallen waren, wenn sie von den Heldengräbern ihrer Söhne erfuhren: Sie liegen hier auf deutschem Gottesacker, wir sind Deutsche, es soll unsere deutsche Ehrenpflicht sein, diese Gräber zu pflegen. Und überall wo die reichsdeutschen Truppen in Südungarn durchgezogen sind, wurden sie von den Banater Schwaben mit geradezu überschwenglicher Herzlichkeit empfangen. Die deutschen Bauern nahmen ihre lieben Volksgenossen mit Jubel in ihren Häusern auf und übten solche Gastfreundschaft, wie sie diesen wohl kaum irgendwo in dieser harten Kriegszeit widerfahren ist; bei ihrem Abzug wurden sie von Dorf zu Dorf von der deutschen Bevölkerung mit klingendem Spiel begleitet. Wie kamen deutsche Mädchen in Dresden durch Briefwechsel mit treuen siebenbürgischen Schülerinnen in Reps und Kronstadt zu dem freimütigen Eingeständnis: Wir haben nicht gewußt, daß es bei Euch Deutsche gibt. Wie werden diese Grüße meiner Klasse dort mit rührender Dankbarkeit erwidert und so das Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit mit einfachen Mitteln gestärkt! Zu den schönsten und größten Erfahrungen, die wir in dem furchtbarsten Kriege aller Zeiten sammelten, gehört wohl die, daß die Deutschen im neutralen, wie im feindlichen Ausland Mann für Mann den Beweis erbrachten: Wir stehen auf deutscher Seite — wir sammeln Geld für euch — wir verbreiten deutsche Nachrichten. Wir sahen uns zu dem beschämenden Bekenntnis genötigt: Das reichsdeutsche Volk hat dem Auslandsdeutschtum gegenüber schwere Irrtümer und Unterlassungssünden begangen. Viele Reichsdeutsche hatten sich überhaupt gewöhnt, den deutschen Auswanderer als den verlorenen Sohn zu betrachten, der den Staub der Heimat von den Füßen schüttelte und nun auf diese Heimat kein Anrecht mehr besitzt. Die zahllosen Säden und Beziehungen, die der Krieg zwischen unseren Herzen und denen unserer Volksgenossen von neuem angesponnen hat, sollen sich nie wieder lockern. Zu einer vollen Würdigung des mannhaften Eintretens für deutsches Recht und deutsche Art da draußen im fremden Lande und zu einer entsprechenden Vergeltung aller Liebe und Treue, von der wir bisher so wenig wußten, bedarf es aber vor allen Dingen einer tieferen Kenntnis des Auslandsdeutschtums. Wem es aber nicht vergönnt ist, an Ort und Stelle selbst zu schauen, der sollte an der Hand von Wort und Bild sich Eindruck zu verschaffen suchen.

Woher kommen die Deutschen überall in der Welt? So gewaltig auch das deutsche Reich dasteht, es beherbergt nicht das ganze deutsche Volk. Das Deutschtum ist unter allen Weltvölkern am meisten durch Abtrennung vieler seiner Angehörigen von dem Reich, in dem die Mehrheit ihre politische Einigung gefunden hat, geschwächt. Von den Ländern, die vor 500 Jahren deutsches Reich bildeten, fehlt heute mehr als ein Drittel des damaligen Gebietes: Die Länder Österreich, die Niederlande, Belgien, die Schweiz. Rechnet man die baltischen Provinzen dazu, so beträgt der heutige Reichsumfang die Hälfte des mittelalterlichen Reiches. Also diese deutschen Länder sind vom alten Reich losgesprengt und mit dem neuen nicht wieder vereinigt. Wie ganz anders bei Franzosen, Russen, Italienern und Engländern! Höchstens über 3 Millionen Franzosen wohnen außerhalb des Reiches. Rußland vermißt innerhalb seiner staatlichen Grenzen 4 Millionen Kleinrussen (die sogenannten Ruthenen in Galizien, Bukowina und Ungarn). Was sagen 4 Millionen der ungeheuren

Masse der Russen von 170 Millionen? Von 35 Millionen Italienern leben nur 2 Millionen außerhalb des Königreichs. Von England kann man behaupten, es gibt überhaupt nirgend auf der Welt einen Engländer, der nicht zum englischen Reich gehört, da es wenig Engländer gibt, denen im Ausland ihr völkisches Gefühl verloren ging.

Ein weiterer starker Verlust deutschen Volkstums hat durch Auswanderungen stattgefunden. Dieser Trieb hat in Verbindung mit noch anderen Ursachen Millionen von Deutschen aus der Heimat entführt. Im 19. Jahrhundert suchten und fanden allein 6—7 Millionen in fremden Ländern, besonders in den Vereinigten Staaten, neue Wohnsitze und meist auch ein neues Vaterland. In den Jahren 1870 bis 1890 sind ungefähr 2 Millionen ausgewandert, im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nur noch eine halbe Million. Augenblicklich haben wir jährlich an 20 bis 30 000 Auswanderer zu verzeichnen. Nebenher geht aber, seit unsere Industrie sich so gewaltig entwickelte, eine starke Einwanderung, die in einzelnen Jahren sogar das erste Hunderttausend annähernd erreichte. „Schon im Mittelalter lief der Söldner dem Werbegeld und der Trommel nach. Deutsche Offiziere haben in fast allen Heeren gedient, die die Welt in den letzten 3—4 Jahrhunderten gesehen hat. Die deutschen Kaufleute hatten ihre Faktoreien im Londoner Stahlhof, in Bergen, in Nowgorod sowie in Italien. Schiffer, Handwerker, Bäcker, Schuster, Böttcher wanderten nach tausend Enden der Welt.“ Andere Auswanderungen waren religiöser Art. Wie innerhalb Europas Deutsche auswanderten wegen ihres Glaubens, so ist auch der Glaube der Anlaß gewesen, der zuerst größere Massen des Deutschtums über das Meer hingeführt hat, dorthin, wo sie Freiheit ihres Glaubens besaßen. Ein anderer Grund der Auswanderung, besonders der überseeischen, lag in den politischen Verhältnissen des alten deutschen Reiches, vor allem haben die Ereignisse von 1813—1815 und 1848 einen Teil der besten Kräfte des Deutschtums dem nordamerikanischen Freiheitsstaate zugeführt. Gelehrte, Schriftsteller, Politiker erscheinen in den deutschen Ansiedlungen des Auslandes und wirken belebend auf sie ein. Dann verließen am Ende des 19. Jahrhunderts eine große Zahl von Auswanderern aus wirtschaftlicher Not ihre Heimat. Nicht leere Abenteuerlust oder Goldhunger, sondern harte Notwendigkeit trieb Bauern zu dem „Schwabenzug nach Osten“. Bei vielen aber bedeutete die Auswanderung ein vollständiges Aufgehen im neuen Staate. Sie vergaßen deutsche Sitte, Art, Sprache, Volkstum; sie gingen dem Deutschen Reich verloren und bezeichnen einen schweren Verlust. Oft änderten sie sofort nach ihrer Ankunft im fremden Lande die Vor- und Geschlechtsnamen in die Sprache ihres neuen Aufenthaltsortes um, z. B. Wilhelm in William oder Guillaume, Johann in John oder Juan, Fischer in Fisher, Schmidt in Smith usw. Bei anderen rührte sich das Heimweh nach dem Deutschen Reich, wie es Freiligrath „den Auswanderern“ zurief:

Wie wird es in den fremden Wäldern
 euch nach der Heimatberge Grün,
 nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
 nach seinen Rebenhügeln ziehn!
 Wie wird das Bild der alten Tage
 durch eure Träume glänzend wehn!
 Gleich einer stillen, frommen Sage
 wird es euch vor der Seele stehn.

Viele Millionen haben in der Fremde treu deutsche Art und Sitte von Kind auf Kindeskind weiter geerbt, oft nicht leicht gemacht und gern gesehen von den Staaten, in denen sie wohnten. Was hielt diese Deutschen in der Fremde zusammen? Oft war es das Bekenntnis, evangelisch oder katholisch oder auch die Sekte. „Wer will die deutschen Klubs und Kasinos, wer die deutschen Kegel-, Rauch-, Zech- und Geselligkeitsvereine im Ausland zählen? Turn- und Gesangsvereine sind eigentlich recht die Aushängeschilder des Deutschtums in der Fremde. Tiefer greift noch das Bedürfnis des Fortlebens deutscher Kunst, Wissenschaft und Kultur überhaupt: Bezug deutscher Bücher, deutscher Noten und Musikinstrumente. Dahin gehört die Gründung einer deutschen Presse vom kleinsten Winkelblättchen deutsch-bäuerlicher Kolonisten bis hinauf zu den stattlichen Erscheinungen wie ‚New Yorker Staatszeitung‘ und ‚Ostasiatischen Lloyd‘. Vor allem zeigte sich Deutschtum auch in der Begründung einer eigenen völkischen Literatur und Dichtung, nicht zuletzt auch in der Gründung von deutschen Schulen, Kirchen und oft reich ausgestatteten Heimen.

Wenn wir von den Deutschen im Auslande reden, müssen wir unterscheiden zwischen deutschen Reichsangehörigen, die im Ausland nur vorübergehend leben und dann wieder zurückkehren: Ärzte, Kaufleute, Lehrer, Ingenieure, Handwerker; insgesamt ist nach den letzten Veröffentlichungen von 1905 für rund 700 000 Personen die Reichsangehörigkeit nachgewiesen worden. Die anderen Deutschen, die ungeheure Masse der „auch Deutschen“ oder „Menschenkolonien unter fremder Herrschaft“ bilden 3 Gruppen:

1. 13 000 000 Deutsch-Österreicher, Schweizer, Luxemburger, die an das Deutsche Reich angrenzen, mit diesem das geschlossene deutsche Sprach- und Siedlungsgebiet Europas bilden;

2. 5 000 000 Deutsche in der Zerstreuung im übrigen Europa: 2 1/2 Millionen in Ungarn, denen man 100 000 Deutsche in den Balkanstaaten angliedern darf, 2 Millionen in Rußland und 1/2 Million zerstreut in den übrigen Ländern Europas;

3. 13 1/2 Millionen Deutsche in der Übersee.

So schätzt man Deutsche auf der Erde etwa 100 Millionen.

In Europa:

Österreich	9 500 000	(unter 28 1/2 Mill.)
Ungarn (mit Kroatien u. Slawonien)	2 500 000	
Schweiz	2 500 000	} (französi. 750 000, italien. 250 000)
Luxemburg	220 000	
Belgien	100 000	
Niederlande (Flamen).	5 200 000	
Rußland	2 000 000	
England	100 000	
Italien	30 000	
Rumänien	50 000	
Bosnien	25 000	
Dänemark	50 000	
Schweden	5 000	
Norwegen	2 000	
Finnland	1 000	
Europäische Türkei	15 000	

Außereuropäische Länder:

Vereinigte Staaten.	12 000 000
Übriges Nord- und Mittelamerika. . .	300 000
Argentinien	60 000
Brasilien.	400 000
Chile	20 000
Übriges Südamerika	17 000
Asien (Kiautschau 3 000).	65 000
Afrika (Südafrika 30 000)	70 000
Südseeinseln }	100 000
Australien }	

Was gehen uns nun die 30 Millionen Auslandsdeutschen an? Sie sind Angehörige einer fremden Macht. Für ihren Schutz zu sorgen oder ihre Rechte einzutreten, ist nicht das Amt des deutschen Staates, das wäre eine Einmischung in die inneren Verhältnisse eines Fremdstaates. Die Volksseele empfindet anders. Deutsch ist ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit, wer deutsch spricht und deutsch fühlt. Es gibt ein „größeres Deutschland“, hinausragend über das Reichsgebiet.

Der Krieg wird wohl in Zukunft die treuen Auslandsdeutschen mehr als bisher zusammengeführt haben. Vor der Gründung des Reiches waren sie hinausgezogen, ohne Bewußtsein ihres Deutschtums. Sie fühlten sich als Preußen, Bayern, Schwaben oder Hessen. Die machtvollen Siege deutscher Waffen in Ost und West und auf dem Balkan haben auch jenen Deutschen ihre nationale Begeisterung zum Bewußtsein gebracht. Das Gefühl, einem solchen starken Reich anzugehören, haben wir zur Genüge von Stimmen jener Auslandsdeutschen gehört. Nicht daß wir von pangermanistischen Ideen beseelt wären, nein, diese Auslandsdeutschen sollen treue Bürger des Staates sein, der sie aufgenommen hat. Wir können ihnen aber ihre neue Heimat leicht machen und durch Geld für deutsche Schulen dafür sorgen, daß sie deutsche Sprache und Sitte bewahren. Wir tragen dann dazu bei, daß deutsches Gemütsleben, deutsche Denkart auf andere Völker einwirkt.

Zugleich heben wir unseren Warenabsatz. Dieser Weltkrieg öffnete uns die Augen, daß wir wenig Freunde unter den Völkern dieser Erde haben. Wenn Heinrich von Treitschkes Ausspruch wahr ist, daß Deutschlands Zukunft in letzter Linie davon abhängt, wieviel Menschen demaleinst auf der Erde deutsch sprechen werden, dann können wir nichts Besseres tun, als für die deutsche Erhaltung unserer ausgewanderten Landsleute zu sorgen. Unsere Großkaufleute erzählen uns, was die Auslandsdeutschen für unseren Handel bedeuten. Während die Erhaltung des Deutschtums also früher eine ausschließlich ideelle Sache bedeutete, hat sie nach der Reichsgründung 1871 auch eine praktische — wirtschaftliche Bedeutung. Aus dem Völker- und Kulturdünger von früher, wie jemand die Deutschen in der Welt einmal genannt hat, ist jetzt ein hochwichtiger Posten der deutschen Volkswirtschaft geworden. Schon frühzeitig nahmen sich die konfessionellen Kirchen der in der Zerstreuung lebenden Brüder an und sorgten für Deutschtum. Auch eine Anzahl Vereine pflegten in rühmlicher Weise die Beziehungen zwischen In- und Auslandsdeutschen, z. B. der

Verein für das Deutschtum im Ausland. Aber die große Masse des Volkes brachte den Bestrebungen wenig Teilnahme entgegen, einfach deswegen, weil sie von den Auslandsdeutschen recht wenig wußte. Vergleiche man die Summe, welche andere Völker für die Erhaltung ihres Volkstums im Auslande aufwenden, so bringen Slawen, Franzosen und Italiener reichere Mittel auf, und wir können hierin von ihnen nur lernen. Als Beispiele seien zwei hervorgehoben: Die Tätigkeit der Alliance française, die es sich viel Geld kosten läßt, in fremden Ländern französischen Einfluß zu verbreiten durch Gründung von Schulen, Büchereien, Waisenhäusern. Während unser Verein für die Erhaltung des deutschen Volks-, Sprach- und Kulturbesitzes eintritt, nennt sich der französische ein Verein zur Verbreitung der französischen Sprache. Dabei wohnen ganz wenig Franzosen im Vergleich zu unsern 30 Millionen Auslandsdeutschen im Auslande. Innerhalb Italiens wirken zwei Vereine: Der Dante-Allighieri-Verein und die Associagione-Trento-Trieste für die italienischen Auswanderer in der Welt.

Hoffen wir, daß dieser Krieg das Deutschtum der ganzen Welt einigt und daß das machtvolle Deutsche Reich, das die Feinde jetzt zu zerschmettern gedachten, der Mittelpunkt des Deutschtums in der ganzen Welt wird. Wäre das nicht die schönste und bedeutungsvollste Frucht des deutschen Krieges?

Nach Hauptmann, „Nationale Erdkunde“ und Rohrbach, „Der deutsche Gedanke in der Welt“.

Die Deutschen im Auslande.

Ihr Deutschen unter fremden Sternen,
in meergeschiedenen weiten Fernen,
ihr sollt die Sprache nie verlernen,
die wohllautreiche, starke, milde,
die schönheitvollen Klanggebilde,
die in des alten Lands Gefilde
dereinst zu euch die Mutter sprach;
in euren Herzen tönt sie nach: —
Wer sie vergißt — dem Weh und Schmach! —

Die Shakespeares trägt der Britte —
ich lob' ihn drum! — wie seine Sittten
getreu in fremder Lande Mitte:
Und Schiller soll vergessen sein? —
Ihr deutschen Männer rufet: „Nein!“
Ihr deutschen Frauen, stimmet ein,
und eure Mädchen soll'n und Knaben
als köstlichste von allen Gaben
das Kleinod deutscher Sprache haben!

Felig Dahn.

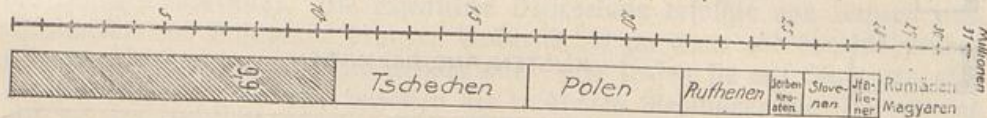


I. Österreich.

1. Verbreitung der Deutschen in Österreich.

Wir sehen uns auf der Karte einmal die Gestaltung des österreichischen Staates ohne Ungarn und Bosnien an. Was ist das für ein großer Bogen, der sich von Czernowitz über Krakau, Brünn, Wien, Graz, Triest bis Cattaro spannt und von da bis Bregenz und Ala, der aber nordwestlich das Viereck des Böhmerwaldes auf dem Rücken trägt. Nur durch die 55 km breite Brücke Oberberg—Jablunkapaf ist mit diesen Kronländern Galizien und Bukowina verbunden. Und schlimm ist es für die Beamten und Offiziere, denn in dem Lande werden zwölf Sprachen gesprochen, es wohnen slawische Völker im Norden und Süden, nämlich Tschechen, Slowaken, Polen, Ruthenen, Slowenen, Serben und Kroaten. Im Süden wohnen dann noch Italiener, außerdem Zigeuner ohne feste Wohnplätze. Die Deutschen sind überall im Reiche zu finden, mindestens in den Städten. Und diese 9 Millionen stellen ein wertvolles Bindeglied für die Doppelmonarchie, für das kommende Mitteleuropa dar. Fast $\frac{9}{10}$ aller Gewerbesteuern werden von ihnen bezahlt, $\frac{7}{10}$ aller Bauerngüter, $\frac{3}{4}$ des ganzen Häuserbesitzes in Österreich-Ungarn sind in deutschen Händen. In gleichem Maße sind die österreichischen Bergwerke deutsch, nämlich zu $\frac{9}{10}$. Die 9,2 Millionen Deutsch-Österreicher bilden das Hauptgewicht des Deutschtums im Auslande.

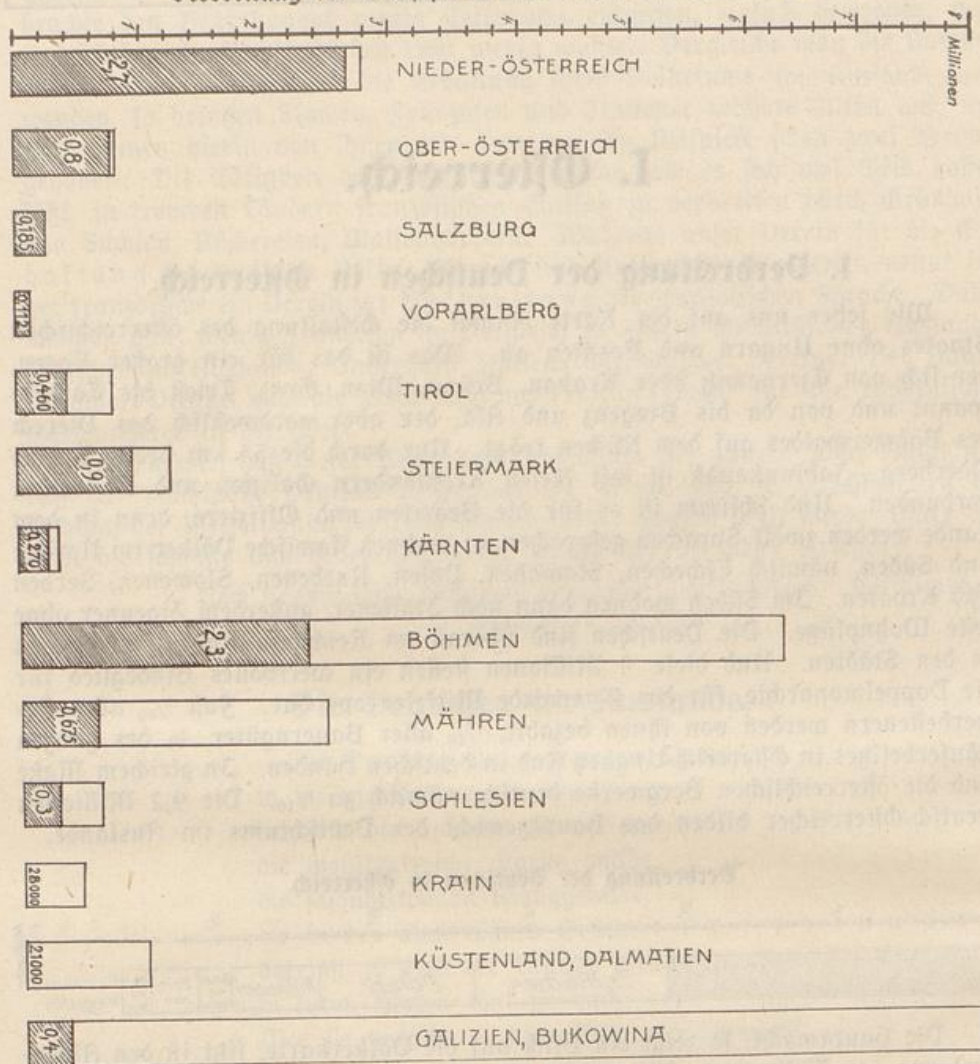
Verbreitung der Deutschen in Österreich.



Die Hauptmacht, so zeigt ein Blick auf die Völkerkarte, sitzt in den Alpenländern: $5\frac{1}{2}$ Millionen. Sie umfaßt die alten Donaulande, Nieder- und Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg. Diese Kronländer können wir als rein-deutsche Länder bezeichnen. Man rechnet sie gewöhnlich zum bairischen Stamm, dessen Mundart vorherrschend geworden ist. Deutsche Mehrheiten haben wir auch in Tirol, das im Süden an Italien stößt, Steiermark und Kärnten, die im Süden von Slowenen bewohnt werden. Wir nennen diese letzten drei Kronländer überwiegend deutsche Länder.

Nun bricht sich die Welle deutscher Ansiedlungen. Nur vereinzelt dringen ihre Ausläufer bis nach Krain (Gottschee) und in das österreichische Küstenland. Der mächtige tschechische Querriegel, der im Westen von einem Streifen deutschen Landes umzogen wird, trennt die 3,3 Millionen Deutschen von der Hauptmacht in den Alpenländern. Dazu kommen nun noch kleine Minderheiten in Galizien und der Bukowina. Während also Slawen und Romanen auf ihre Siedlungsgebiete beschränkt bleiben, umspannen die Deutschen das ganze Staatsgebiet.

Verbreitung der Deutschen in den einzelnen Kronländern.



Übersicht über die Deutschen in den einzelnen Kronländern (im Jahre 1910).

1. Reindeutsche Kronländer (4 Mill. Deutsche):

Niederösterreich	2 700 000	unter	2 850 000	Einwohnern,
Oberösterreich	795 000	"	800 000	"
Salzburg	185 000	"	186 000	"
Vorarlberg	112 000	"	118 000	"

2. Überwiegend deutsche Länder (ungefähr 1,6 Mill. Deutsche):

Tirol	460 000	unter	830 000	Einwohnern,
Steiermark	900 000	"	1 300 000	"
Kärnten	279 000	"	360 000	"

3. Böhmen	2 300 000	unter 6 270 000	Einwohnern,
Mähren	675 000	"	2 420 000
Schlesien	300 000	"	660 000
Krain	28 000	"	500 000
Küstenland	19 000	"	700 000
Dalmatien	2 000	"	580 000
Bukowina, Galizien	400 000	"	8 000 000

2. Das Vordringen der Deutschen in den Donau- und Alpenländern.

Wenn heute die Hauptmacht der Deutschen Österreichs in den Alpen- und Donauländern wohnt, so ist das ja zunächst ganz verständlich. Denn diese Gebiete gehörten bis 1806 zum alten Deutschen Reiche römischer Nation, in Wien wohnte der deutsche Kaiser, erst durch den Gang der Geschichte schieden sie 1866 aus dem Deutschen Bunde. Wie ist die Besiedlung erfolgt? „Was war denn am Beginn unsrer Zeitrechnung da, wo heute eine blühende Welt sich ausdehnt, von Passau bis hinab an die Mündung der Donau? Die Legionen Roms waren vorgedrungen bis an die Donau, und so wie sie floß, so gingen die nördlichsten Grenzen ihres Reiches. Drüben war unbekanntes Barbarenland. Und als die Völkerwanderung anhub und Rom von hier weichen mußte, brach das Chaos herein für ein halbes Jahrtausend. Das heutige Afrika ist bekannter als unsre Heimat damals den germanischen Stämmen war. Sie hatten schon ein römisch-deutsches Kaisertum, und hier tummelten sich noch die Heerhaufen der Hunnen, hier herrschten noch die Avaren,“ schreibt der Dichter Müller-Guttenbrunn.

Durch die östlichen Alpenländer sind also die germanischen Stämme auf der Völkerwanderung gezogen und siegten hier gegen römische Ansiedler und Kultur, ohne bleibende Staatenbildungen ins Leben zu rufen (wie überall in der Völkerwanderung). Die eigentliche Besiedelung erfolgte von Bayern aus. Alemannen und Bajuwaren drangen erobernd bis zur Enns und den südöstlichen Alpenausläufern bis zur Brennerhöhe vor. Hier trafen sie auf Slowenen oder Winden (Wenden), die von Südosten her in dichten Siedlungen die Niederungen und das Hügelland Unter- und Mittelsteiermarks und die Seitentäler der Drau (Windisch-Matrei, Pasterze!), Mur und Enns und über die Alpenübergänge (Windisch-Garstn, Semmering) bis ans rechte Donauufer besetzten. Sie schwemmen die letzten Reste germanischen Wesens hinweg und breiteten sich aus in Krain, im Donaugebiet bis hinauf zum Großglockner und Großvenediger, nach Tirol, nach Norden in Steiermark längs Mur und Murz über den Semmering bis an die obere Leitha, im Ennstal. Ober- und Niederösterreich waren damals slawische Länder. So bildeten um 600 die Slawen (der slowenische Zweig) den Grundstock der Bevölkerung von Krain, Kärnten, Steiermark, Nieder- und Oberösterreich.

Vom 8. Jahrhundert an begann die Germanisierung und Christianisierung dieser Alpenlawen. Fast ohne jeden kriegerischen Zusammenstoß ist dann der weitaus größere Teil dieser slawischen Gebiete deutsches Land geworden. Friedlich ging vom Bistum Salzburg zunächst die christliche Religion ins Land, immer deutsche Ansiedler wurden gerufen und drangen allmählich bis an die Enns und Tauernkette vor. Dieses Germanisieren fand Unterstützung Karls des Großen,

Holdereg u. Jentsch, Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland. I.

der seinem Reich an der Donau gegen die Avarn eine Ostmark schuf und sie von deutschen Grafen verwalten ließ. Nun folgte eine Flut germanischer Ansiedler, teils gerufen, teils freiwillig, die ins obere Salzach- und Ennstal und weiter ins Mur- und Drautal kamen, während sie gleichzeitig donauabwärts von Traun und Enns bis zur Leitha und darüber hinaus gelangten. Es entstand durch in freigebiger Weise an fränkische und bayrische Adelige ver- schenktes Land ein durchweg deutscher Adel. Und hiermit beginnt erst die Herrschaft des deutschen Volkstums in unsern Ländern. Wie überall ging das ganz friedlich vonstatten, die Slawen blieben teilweise sitzen und wurden ger- manisiert und christianisiert. Kulturarbeit dieser Ansiedler und deutscher Fleiß hat nun zwischen Enns und Drau in hundert Jahren Urwald in bebautes Land verwandelt. Wiens Umgebung wurde deutsch. Neben die slawischen Anbauer traten die deutschen, übertrafen jene bald an Zahl und zogen sie so herüber in ihr Volkstum. So ist das Alpenland bis an die Drau deutsch geworden.

Unterbrochen wurden die glänzenden Erfolge durch die Magyarennot un- gefähr 50 Jahre lang. Von des deutschen Kaisers Ottos Sieg auf dem Lech- felde über die Magyaren, die sich dann in ihrer Heimat sesshaft machten und sich den Sitten des Abendlandes anbequemten, hörten wir ja in der deutschen Geschichte (s. a. Südostfahrten, Seite 52). Das Jahr 955 war auch das Be- freiungsjahr für jene deutschen Länder, die Karl der Große gegründet hatte. Das ist das bleibende Verdienst Ottos I. Eine eigene Markgrafschaft wurde wieder gebildet und 3½ Jahrhunderte blieb ein den deutschen Kaisern treues Geschlecht (die Babenberger) hier im Lande. Sie brachten Österreich zum Wachsen. Müller-Guttenbrunn erzählt in seiner „Donaufahrt in unsere Kultur- geschichte“: „Wenn man mit dem Schiff auf der Donau von Passau bis Wien fährt, schaut man kurz vor Wien auf einem Gipfel die Kuppeln des Augustiner- Chorherren-Stiftes Klosterneuburg herüberglänzen. Auf der einen Kuppel sieht man die Krone Karls des Großen, auf der andern den Herzogshut von Öster- reich. Diese Abzeichen erzählen, daß dieses Stift teil hat an der Befestigung der Macht des deutschen Kaisertums in der Ostmark, die ja ein Werk Karls des Großen war, und daß es mithalf, die Markgrafen zu Herzögen der Ostmark zu machen. Melk an der Donau war die erste Burg der Babenberger in der Ostmark. Zur Durchführung ihrer Kulturarbeit beriefen sie Benediktiner, denen sie, als sie weiter vordrangen, dann die Burg überließen, wie sie ihre zweite Burg Klosterneuburg den Augustinern überließen. Und als die Baben- berger endlich nach Wien hinabstiegen und diesen uralten Sitz der Kelten und Römer zu ihrer Residenz erhoben, da beriefen sie Benediktiner vor ihre Tore und bauten ihnen ein Kloster, damit sie alle damals bekannten Gewerbe be- treiben konnten zur Belehrung und Erziehung des Volkes. In ihren Klöstern liegen die Babenberger begraben. Ihre alten Stifte sind uns Etappen der Weltgeschichte. Sie sind die ältesten Bollwerke deutscher Kultur in diesem Lande. Mit dem Kreuz und dem Schwert wurde dieses hunnisch-avarische Mitteleuropa dem Deutschen Reiche erobert. Noch zahlreiche und prächtige andere Klöster und Stifte reden aus dieser Zeit der Germanisierung durch die Babenberger, unterstützt durch Bischöfe von Passau und Salzburg und andere mächtige Familien.“ „Ostarichi“, wie es in der Urkunde 976 heißt, wurde zu einem Blütengarten deutschen Ritter- und Bürgertums, deutscher Sanges- und Bau- kunst. „Und zu jener Zeit, in der im Norden deutsche Ansiedler erst in den Anfängen kräftig über Elbe und Oder vordrangen, in den seligen Tagen der

Staufer erklangen aus der neuen Ostmark des Südens bereits die Sprüche Walthers von der Vogelweide und die süßen Lieder Reimars des Alten" (schreibt Lamprecht).

Die deutschen Einwanderer aus dem Reich besiedelten auch Krain und Görz, Istrien und Triest. Eine letzte große Einwanderung nach 1347 führte zur Anlage der deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain. Begünstigt wurde das Zufließen der deutschen Bevölkerung durch die deutschen Kreuzheere, welche ihren Weg hierdurch nahmen und der alten Orientstraße, der Donau, folgten. Familien aus Bayern, Franken, Schwaben, ja selbst aus Flandern brachten deutsches Wesen nach Kärnten, Krain, Steiermark, Ober- und Niederösterreich. Der bayrische Stamm bildete den österreichischen Stamm, der soviel Ähnlichkeit in der Mundart zeigt.

Ottokar von Böhmen und Ungarn eroberte nach dem Tode der Babenberger das Land Österreich, Steiermark und Krain, und von seinem Vetter auch Kärnten. Zwar ein Tscheche, dachte er deutsch und war der mächtigste deutsche Fürst neben den Wettinern des damaligen Reiches. Er wollte den neuen Kaiser, Rudolf von Habsburg, nicht anerkennen und verlor gegen ihn in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 sein Leben.

„Zu Weihnacht des nächsten Jahres (1282) hielt Rudolf von Habsburg Hofstag in Augsburg, auf dem seine beiden Söhne Albrecht (der spätere Kaiser Albrecht I.) und Rudolf mit Österreich, Steiermark und der windischen Mark Krain belehnt und zu Reichsfürsten erhoben wurden. Sie traten in den Besitz des habenbergischen Erbes, und Albrecht wurde der erste habsburgische Herrscher in Österreich.“ Sie fanden in den Stiften der Babenberger eine große geistliche Organisation vor, die sie zu schützen und weiter auszugestalten hatten. Später kamen Kärnten und auch die Grafschaft Tirol (1363), Istrien und Triest zu diesem Reiche der Habsburger. 1453 wird es Erzherzogtum, 1438 fällt ihnen Ungarn zu, und seit 1526 ist Böhmen, Mähren und Schlesien dauernd mit der Krone verbunden. Von 1665 blieben alle diese Länder für immer vereinigt. So war es im Laufe der Zeit einem deutschen Herrscherhause gelungen, drei verschiedene Stammländer, ein deutsches, ein böhmisches und ein ungarisches zu einem Staate zu vereinigen. Von 1438 bis 1806 trugen diese Habsburger Herrscher die deutsche Kaiserkrone, bis 1804 sich Franz II. zum Erbkaiser von Österreich ausrufen ließ und 1806 die deutsche Kaiserkrone niederlegte.

Die Reformation fand zuerst in den Gebieten mit deutscher Zunge Eingang. Die Gegenreformation und der 30 jährige Krieg versetzten dem Deutschtum einen harten Schlag. In diese Zeit fallen die späteren Klostergründungen, ein durchaus internationales Element, das unter der geistigen Führung des Jesuitenordens die Welt wieder katholisch zu machen hatte. In Massen wanderten die deutsch-protestantischen reichen Kaufleute, Gewerbetreibende und Adlige nach den deutschen Reichsstädten, 1732 noch verließen 30 000 Salzburger ihr Vaterland um ihres Glaubens willen. Die slawisch-katholische Bevölkerung bekam in Steiermark, Kärnten und Krain die Oberhand.

Maria Theresia, die Gegnerin Friedrich des Großen, faßte durch Einführung der deutschen Sprache in Heer, Gericht und Behörde diese Länder der Habsburger einheitlich zusammen. Josef II. wollte einen deutschen einheitlichen Staat erzwingen, er erlebte Enttäuschungen, denn er beachtete nicht die zwei Feinde: die Geistlichkeit und die nichtdeutschen Völker. „Die Universitäten und die schon bestehenden Mittelschulen reformierte er mit einem einzigen Federstrich:

er diktierte ihnen die deutsche Unterrichtssprache. Vorher schon hatte er die französischen Komödianten des Hofes entlassen und das deutsche Burgtheater begründet, die italienischen „Operisten“ aber ließ er durch Gluck und Mozart allmählich aus Wien hinausdrängen. Und die vielen welschen Ordensklöster (mehr als 600) hob er auf. „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein,“ schrieb Kaiser Josef. Und er hat diesen Stolz bewiesen. Daß das total verwelschte Altwien wieder eine deutsche Stadt geworden ist, das ist sein Werk. Noch seine Mutter konnte es nicht fassen, daß man eine andere Oper als italienische, ein anderes Schauspiel als ein französisches besuchen wollte. Die Loslösung von diesen Überlieferungen des verwelschten Österreich vollzog Josef mit starker und fester Hand.“

In Freud und Leid haben die Deutschen Österreichs zusammengehalten und zur Abwehr slawischer Vorstöße deutsche Schutzvereine gegründet. Von der Gründung des deutschen Schulvereins in Wien durch den schlichten Geistlichen Mitterer wird bei Tirol ausführlich erzählt werden. Bekannt ist, wie der Dichter der grünen Steiermark, Peter Rosegger, anlässlich des 30 jährigen Bestehens dieses Vereins zugunsten des Deutschtums eingegriffen hat. Um endlich Mittel für große Arbeit zu schaffen, erbot er sich, 2000 Kronen zu stiften, wenn binnen Jahresfrist 1000 gleich hohe Spenden zusammenkämen. An seinem 70. Geburtstage hat er die Freude erleben dürfen, bald die dritte Million voll zu sehen, zu der selbst deutsche Arbeiter gesteuert haben. Die Rosegger-Schulen und -Kindergärten an vielen Stellen des Vaterlandes zeugen von der gewaltigen Leistung der Rosegger-Stiftung.

Um Europas willen, als Schutzwehr seiner Kultur gegen gefährliche Feinde im Osten, wurde der österreichische Staat gegründet. Er war der Staat, der im 16.—18. Jahrhundert machtvoll die Türkengefahr beseitigt hat. Diese Front ist geändert; von der Balkanhalbinsel wird die Kultur Europas nicht bedroht, aber statt dessen hat sich eine neue Gefahr im Osten von der Großmacht der Slawen her erhoben. Gegen diese deckt Österreich-Ungarn das Deutschtum Mitteleuropas im Bunde mit dem Deutschen Reiche. Das Deutsche Reich und das ganze Deutschtum in der Welt sind von seiner Erhaltung mit bedingt.

Nach Hasse, Deutsche Politik; Geiser, Deutsches Reich und Volk;
Müller-Guttenbrunn, Österreichs Beschwerdebuch.

3. Wie Grillparzer den Österreicher schildert.

„Drum ist der Österreicher froh und frank,
trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden.
Und was er tut, ist frohen Muts getan!
S'ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;
allein was Not tut und was Gott gefällt,
der klare Blick, der off'ne, richtige Sinn,
da tritt der Österreicher hin vor Jeden,
denkt sich sein Teil, und läßt die andern reden.“

Grillparzer, Ottokars Glück und Ende.



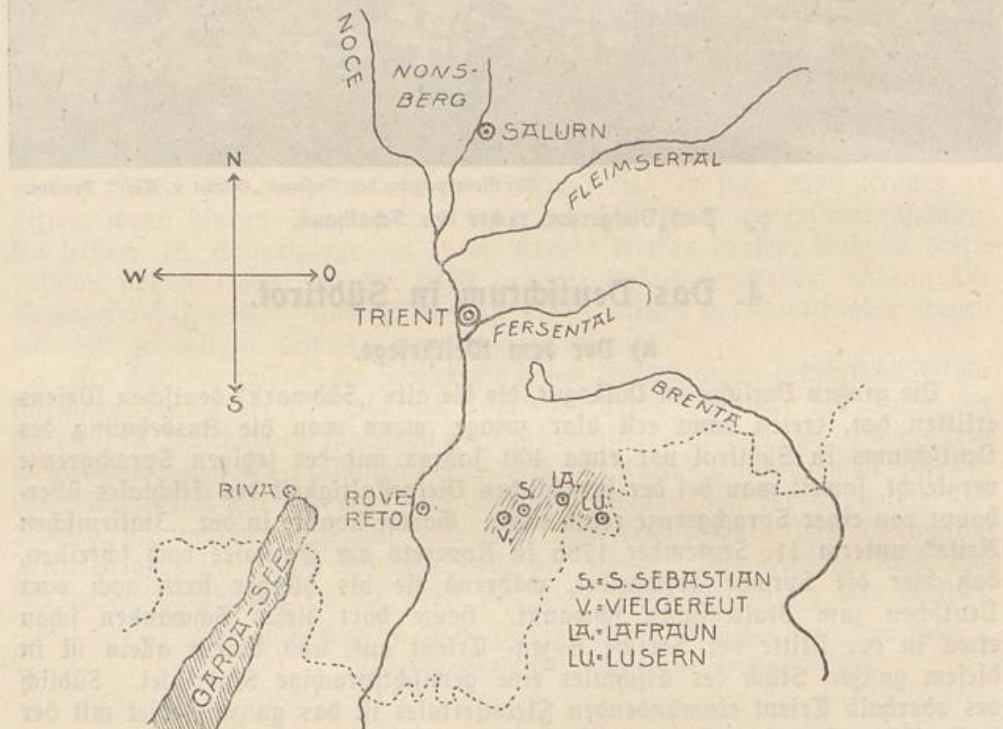
Mit Genehmigung des Verlages „Heimat u. Welt“, Dresden.
 Dorf Vielgereut, rechts das Schulhaus.

4. Das Deutschtum in Südtirol.

a) Vor dem Weltkriege.

Die großen Verluste an Volksgut, die die alte „Südmark“ deutschen Wesens erlitten hat, treten dann erst klar zutage, wenn man die Ausdehnung des Deutschtums in Südtirol vor etwa 400 Jahren mit der jetzigen Sprachgrenze vergleicht, soweit man bei der sprachlichen Vielgestaltigkeit des Etschtales überhaupt von einer Sprachgrenze reden kann. Goethe konnte in der „Italienischen Reise“ unterm 11. September 1786 in Rovereto am Gardasee noch schreiben, daß hier die Sprache abschneidet, während sie bis hierher stets noch vom Deutschen zum Italienischen schwankt. Heute hört dieses Schwanken schon etwa in der Mitte der Strecke Bozen—Trient auf, und Trient allein ist in diesem ganzen Stück des Etschtales eine gemischtsprachige Stadtinsel. Südlich des oberhalb Trient einmündenden Fleimsertales ist das ganze Gebiet mit der italienischen Sprache wie mit einem dünnen Schleier überzogen, der nur von einigen deutschen Sprachinseln Welschtirols (Eufers, Lafraun und Vielgereut) durchlocht ist. Für Ortschaften, welche vor einem Menschenalter noch deutsche Schulen hatten, wird heute von Vertretern eines deutschfeindlichen Welschtums eine „tausendjährige Italienität“ beansprucht, die es bekanntlich in Südtirol überhaupt nicht gibt. So sind die drei oben genannten echt deutschen Gründungen auf der Altopiano-Höheebene zwischen Etsch und Brenta im 13. Jahrhundert in einer weder von rätischen noch italienischen Ureinwohnern besiedelten Gegend entstanden. Zwei vom Trienter Bischof Friedrich von Wangen belehnte Bozener Ritter führten diese deutsche Einwanderung herbei. Daß die Verwelschung Südtirols aufgehalten, ja sogar eine Zurückverdeutschung erzielt wurde, ist zum größten Teile dem Verein für das Deutschtum im Auslande zu verdanken. Dieser begann seine stille und ruhige, aber zähe, tatkräftige und planmäßige Arbeit vor etwa 30 Jahren, über deren sichtliche

Erfolge die Volkszählung vom 31. Dezember 1910 einen ziffernmäßigen Aufschluß gibt. Verwahrloste Schulen, in denen nur mechanisch gelernt, bald deutsch, bald italienisch geschrieben und nur welsche Bücher gelesen wurden, mußten in den gefährdeten deutschen Orten durch gesetzmäßig organisierte Schulen in schönen Schulgebäuden mit reichlichen Unterrichtsmitteln verdrängt werden. An Stelle des meist italienischen Kuraten, der in einem Nebenraume der Pfarrwohnung während der Wintermonate wöchentlich ein paar Stunden Unterricht erteilte, traten vorschriftsmäßig ausgebildete Lehrer. Deutsche Fortbildungskurse während des Winters für die schulentlassene männliche Jugend, deutsche Büchereien, Suppenanstalten für die Wintermonate und ein deutscher Kindergarten im Fersental unterhalb Trient legen Zeugnis ab von der zielbewußten Arbeit. Die Schule allein konnte natürlich den Wandel der Dinge



nicht herbeiführen. Auch die Schaffung und Förderung wirtschaftlicher Einrichtungen, die Weckung des Deutschbewußtseins und die Wertschätzung der von den Vätern überkommenen Sprache, auch in deren mundartlicher Ausgestaltung, Unterstützung in öffentlichen Angelegenheiten und Hilfeleistung von deutscher Seite in Unglücksfällen (Hagelschlag, Überschwemmungen, Feuersbrünste) mußten mitwirken.

Außer dem Zählungsergebnis war auch das darauf folgende Pressegeschrei der Irredentisten ein deutlicher Beweis für den Erfolg der deutschen Schutzvereine, die die „heiligtsten Rechte der Italiener“ verletzt haben sollten, weil sie dem Ziel „Italia fino al Brennero“ — Italiens Grenze am Brenner — so wirksam entgegen gearbeitet hatten. Die Italiener glauben ein unveräußerliches Recht darauf zu besitzen, diese „angeblichen“ Deutschen Welschtirols sich einzuschmelzen. Die deutschen Siedlungen im Etschtal sind besonders gefährdet

durch die Einwanderung italienischer Ansiedler, die zur Bebauung der Großgrundbesitze von welschen Eigentümern herbeigezogen werden und ein welsches Proletariat bilden.

Von der Mendelsseite her oder von Meran aus über Lana gelangen wir noch zu den vier heute noch deutsch gebliebenen Dörfern des oberen Nonsberg. Es sind noch kaum 40 Jahre, da gelangte als erstes deutsches Schriftwerk in das welfremde Dorf Lafrein ein Jahrgang des Daheim, gestiftet von einem deutschen Wanderer, der diesen verlorenen deutschen Waldwinkel entdeckt hatte. Heute ist's damit anders und besser geworden. Ist doch der Nonsberg die Geburtsstätte einer der bedeutsamsten Entwicklungen unserer Zeit geworden: der deutschen Schutzvereinsbewegung. Im Dörfchen Provies saß ein schlichter Tiroler Kurat (Geistlicher), Franz Xaver Mitterer († 1899), dem das Herz



Mit Genehmigung des Verlages „Heimat u. Welt“ Dresden.
Kindergarten in Gereut.

wehtat, zu sehen, wie diese letzten deutschen Vorposten westlich der Etsch, abgeschnitten vom Mutterboden der deutschen Sprache, dem Untergang in welscher Art rettungslos entgentrieben. Er kam als erster auf den Gedanken der nationalen Selbsthilfe. Entgegen seinen welschgesinnten Oberhirten predigte er nur deutsch, gründete er deutsche Schulen und wirtschaftliche Geldeinrichtungen für seine Gemeinde. Sein Hilferuf ging hinaus in die deutschtiroler und weiteren deutsch-österreichischen Lande, fand Widerhall nicht nur in Wien, sondern auch in Berlin, München, Stuttgart und Frankfurt und rief die Gründung der ersten Gruppen des deutschen Schulvereins (heute Verein für das Deutschtum im Ausland) ins Leben.

b) Während des Weltkrieges.

Am 23. Mai (Pfingstsonntag) folgte 1915 die Kriegserklärung Italiens an Österreich, und am Pfingstdienstag (25. Mai), morgens 4½ Uhr, begann von einem italienischen Grenzort aus die Beschießung der offenen und noch

nicht geräumten Ortschaft Lusern. Gleichzeitig erging von der zuständigen österreichischen Militärbehörde an die Bevölkerung der Befehl zur sofortigen Räumung. Betroffen hiervon wurden fast nur Frauen und Kinder, Greise und Kranke. Denn die wehrfähigen Männer von 16 bis zu 60 und mehr Jahren standen alle unter Waffen, entweder als Wehrpflichtige im Heere (vom 18. bis zum 50. Lebensjahre), oder als (kriegsfreiwillige) Standsschützen in den seit lange fertigen Schützengräben in der Nähe.

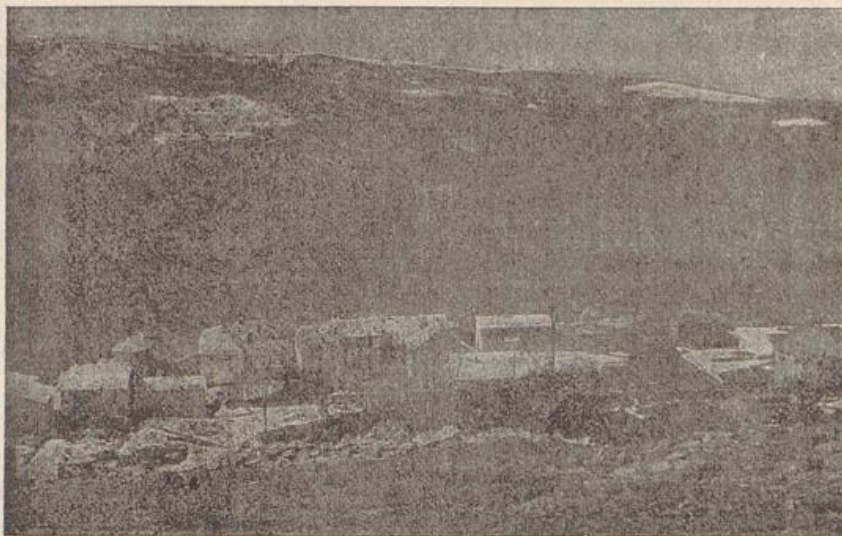
Nach den Erzählungen von Flüchtlingen galten die ersten Schüsse augenscheinlich unserem deutschen Schulhaus. Aber die Entfernung war zu kurz bemessen. Sie legten das Haus eines von der Lega nazionale bezahlten Agenten dieser (jetzt behördlich aufgelösten) Gesellschaft in Trümmer. Bald darauf erhielt indes auch das Schulhaus zwei Volltreffer, welche aus den Lehrerinnenwohnungen die Eckmauern herausrissen. Sonst soll das Gebäude im ganzen verhältnismäßig wenig gelitten haben. Schlimmer erging es der Kirche, der Pfarrwohnung und dem Gemeindehaus. Der Kirchturm steht schief und ist dem Einsturz nahe, die Sakristei ist zusammengeschoffen, das Kirchendach durchlöchert; der Widum ist unbewohnbar. Mehrere Gebäude gingen in Flammen auf, andere stürzten im Granathagel zusammen. Was bei dieser ersten Beschießung nicht zerstört oder schwer beschädigt wurde, verfiel diesem Schicksal später. Zur Zeit soll kein einziges Gebäude in Lusern mehr unverfehrt sein.

Ich hatte später Gelegenheit, mit Flüchtlingen zu sprechen. Die Vorgänge bei der so plötzlich erfolgten Beschießung lassen sich nach deren Erzählungen nicht mit wenigen Worten schildern. In das Säusen und Heulen der Bomben und Granaten mischten sich die Verzweiflungsrufe der aus den Häusern stürzenden Frauen, das Geschrei der Kinder, die Befehle der Hilfsmannschaften, die Hilferufe der Verletzten und der Lärm von einstürzenden oder brennenden Häusern.

Plötzlich, ohne Vorbereitung, unter dem Donner und dem Feuer der feindlichen Geschütze, deren Ziel die bescheidenen, friedlichen Heimstätten waren, mußten die Bewohner ihr Heim und den häuslichen Herd in fluchtartiger Eile verlassen. Was sie in Todesangst und höchster Leibesnot zusammenraffen und aus den zusammenstürzenden oder brennenden Häusern zu retten vermochten, nahmen sie mit. Es war wenig genug. Die meisten retteten weiter nichts, als was sie auf dem Leibe trugen. Die Mütter schleppten vor allem ihre Kinder aus dem Dorfe, andere suchten unter eigener Lebensgefahr die Kranken, Siechen und Schwerverletzten wegzuschaffen. Tödlich Betroffene mußten zurückgelassen werden. Haus und Hauseinrichtung, Betten und Kleider, Lebensmittel und Geschirr, ebenso das bißchen Kleinvieh: alles, was sie ihr eigen nannten, mußte dahinten bleiben. Viele konnten nicht einmal ihre Besitz- und Personalausweise oder andere Urkunden retten.

Die Flüchtlinge wurden teils sofort, teils später von Flüchtlingszügen aufgenommen und weiterbefördert.

Die nicht völlig zusammengestürzten Häuser wurden später von italienischen Soldaten ausgeplündert. Alles, was diesen für ihre Zwecke brauchbar schien und was weggetragen werden konnte, wurde mitgenommen. Aus ihrem Flüchtlingsaufenthalt schrieb mir eine Lusernerin: „Mein Onkel hat von Lusern geschrieben, daß uns die Räuber alles geraubt haben, und was sie nicht gebraucht



Mit Genehmigung des Verlages „Heimat u. Welt“, Dresden.

Luzern.

haben, das haben sie alles zerschlagen. Er hat geschrieben, daß er weinen mußte zu sehen, wie sie uns alles hergerichtet haben.“

Der Beschießung von Luzern folgte in wenigen Tagen diejenige von Fall (Casotto) und der Weiler des Hastachtals, das zur Hochebene hinaufführt. Hier die gleichen Vorgänge. In Fall wollten sich italienische Truppen einnisten. Da wurde die Ortschaft, nachdem die letzten Bewohner in Sicherheit gebracht worden waren, von einem österreichischen Fort aus zusammengeschoßen.

Ich habe in den Wochen und Tagen unmittelbar vor Kriegsausbruch die tirolisch-italienischen Grenzgebiete durchwandert und bin streckenweise selbst mit Flüchtlingszügen gefahren. Ich werde die Eindrücke, welche ich hierbei auf den Bahnhöfen und in den Zügen empfangen habe, nie vergessen. Verzweiflungsvoll weinende Frauen, in den Armen der Mütter Kinder, die nach Nahrung schrien, welche ihnen nicht geboten werden konnte, umherirrende, laut schreiende Kinder, Familienglieder, die sich gegenseitig suchten und nicht fanden, Schwerkranke und Verwundete, für welche Platz geschafft werden sollte, Flüchtlinge, die im Gedränge die kleinen Päckchen verloren hatten, die alles enthielten, was sie zu retten vermocht hatten, dazwischen hinein die Befehle des Zugpersonals und der Beamten: das alles zusammen gab das Bild einer Häufung von Verwirrung, Unglück und Elend, das man sich kaum vorzustellen vermag.

In den Flüchtlingszügen, in welchen die Luzerner fortgeschafft wurden, befanden sich auch Flüchtlinge aus dem Hastachtal (aus den Gemeinden Tal oder Pedemonte und Fall), aus Haslach (Mosellari, zur Gemeinde Vielgereut gehörig) und aus anderen Orten der Hochebene, auch aus dem Saimtal (Terragnolo), aus Torbole am Gartsee, auch einzelne aus Trient usw.

Nach 50 bis 60 stündiger Eisenbahnfahrt kamen sie am 28. und 29. Mai in mehreren Zügen im Bahnhof von Aussig (in Nordböhmen) an. Nach den Weisungen der Staats- und Landesbehörden war den einzelnen Ortschaften des Bezirkes je eine bestimmte Anzahl von Flüchtlingen zugewiesen worden, für deren Unterbringung die Gemeindevorstellungen zu sorgen hatten.

So wanderten sie unter der Führung der Gemeindevorsteher den ihnen angewiesenen Ortschaften zu. Der Abzug erfolgte, da alles vorbereitet war, in größter Ordnung. Alle wurden zunächst in größeren Räumen (Turn-, Schul- und Tanzsäler usw.), in welchen Stroh aufgeschüttet worden war, untergebracht. Jetzt waren sie wenigstens unter Dach, konnten sich wieder bewegen und die Verwundeten und Kranken niederlegen.

Da standen, saßen oder lagen sie nun: die meisten mit nichts, als was sie auf dem Leibe trugen, ohne eine zweite Kleidung zum Wechseln, ohne Leibwäsche, ohne eine zweite Fußbekleidung, ohne Lebensmittel, ohne Koch- und Speisegerät, ohne die Möglichkeit einer Pflege der auf der langen Fahrt und infolge von Nahrungsmangel in großer Zahl erkrankten Kinder, manche auch ohne einen Heller Geld in der Tasche — alle Fremde unter Fremden!

In solcher Weise wurden diese ungefähr 1200 Flüchtlinge in 44 Ortschaften des Bezirks Aussig verteilt, zum Teil in nächster Nähe der Stadt (Nestomitz, Schwaden, Obersiedlitz, Schreckenstein usw.), zum Teil in Ortschaften an Bahnlinien in der Umgebung von Aussig (Modlan usw.), zum Teil endlich in größerer Entfernung in Erzgebirgsortschaften (Peterswalde, Schönwalde usw.).

Bei der Zuteilung an die einzelnen Orte wurde natürlich soviel als möglich auf die heimatliche Orts- bzw. Familienzugehörigkeit Rücksicht genommen. Der Aufenthaltsort darf indes nur mit Erlaubnis der Bezirksbehörde gewechselt werden. Solche Ortswechsel kamen namentlich am Anfang sehr häufig vor, bis sich eben die einzelnen Familiengruppen zusammengefunden hatten.

Dankbar und rühmend muß anerkannt werden, daß sich die Bevölkerung fast überall von Anfang an der Flüchtlinge liebevoll und barmherzig annahm.

Geiser, Nationale Sommerfahrten in Südtirol. Daheim 1912, Nr. 41.
Nach Rohmeder, Vierteljahrsheft des V. D. A. 1911, Heft 7; 1915,
Heft 26, Mitteilungen des V. D. A. 1900.

5. Das deutsche Volkslied in Steiermark und in den östlichen Alpenländern.

Wie ein frischer, sprudelnder Waldquell ist das Volkslied, entsprungen aus dem Gemüt der einfachen Menschenseele, die unberührt geblieben ist von jeder künstlichen Verfeinerung, und darum ertönt auch das Lied des Volkes in einfachen, ursprünglichen Lauten, nichtsdestoweniger aber klar, sinnig und zu Herzen sprechend, mag es die Heiterkeit und Seligkeit der Seele in lebensfrohen Tönen hinausjubeln, mag es klagend und sehrend erklingen. Und wie der Quell den Charakter der Landschaft, die sein Wasser durchströmt, widerspiegelt, so zeigt sich auch im Gesange des Volkes die Landschaft, welche es bewohnt, und weil das Land und der Boden, auf dem die Menschen wandeln, ihr Leben und Treiben und damit auch ihr Sinnen und Singen beeinflussen, so erhält das Lied seinen wechselnden Charakter und zeigt unverfälscht und ungetrübt die Volksseele.

Die verschiedenen Gattungen des Volksliedes in Steiermark ergeben sich somit von selbst, wenn wir die Gebiete, in denen sie vorkommen, ins Auge fassen, andererseits haben auch gewisse, insbesondere festliche Zeiten auf ihren

Charakter bestimmend gewirkt. Die uralten Weihnachtslieder sind auf dem ganzen deutschen Gebiete verbreitet. Doch ist sowohl bei dieser Liedergattung sowie auch bei den übrigen Gesängen eine streng lokale Abgrenzung so wenig möglich, als eine solche in bezug auf die Färbung des Dialekts in jenen Gegenden denkbar erscheint, welche an der Grenze anderer Nachbarländer liegen. Die erwähnten Weihnachtslieder finden sich überhaupt im ganzen Alpenlande des bayerischen Stammes, sie wurden noch vor Jahrzehnten in der Kirche gesungen, sie ertönen heute noch, etwa von herumziehenden Burschen vorgetragen, im Dorfe. In keinem Liede offenbart sich das naive Volksgemüt und der ländliche Humor so ausdrucksvoll als in diesen „Krippeliedern“ oder „Hirtenliedern“, sei es, daß der über den plötzlichen Lärm und den Lichtschein in der Christnacht erschrockene Bauer zuerst verwundert ist und sodann ausruft:

Aber poß Taufend, es fällt mir schon ein,
i wills darathen, es gilt a Maß Wein,
ja i will wetten wohl gar a Stück Geld,
wahr! bei meiner Treu,
daß der Messias sei
kommen auf d'Welt!

Na jetzt wolln mir alle hinlaufen zum Stall
und halt das kleine Kind anbeten all,
und wann halt einer a Gschenk muß mitnahm,
sonst möchts Kind werden toll,
s' möcht ihn verdrieß'n wohl,
woans nichts bekam!

oder daß der zur Krippe herzuwühlende Hirte das Christkindlein findet und mit den Worten begrüßt:

Herr und Gott, ist das a Sach!
Unter ein' so schlechten Dach
finden sich so schöne Wunderding,
seht da liegen das kleine Kind.
O Schatz! mein,
laß mich dein sein,
wollt i kunt di mit mir tragen,
daß i di recht lieb kunt haben.

Es liegt etwas überaus Treuherziges in den zahlreichen Variationen dieses Themas. Mit welcher Geschäftigkeit und rührenden Innigkeit bieten die Hirten ihre bescheidenen ländlichen Gaben, das Beste, was sie besitzen, dem neugeborenen Kinde an:

I nimm a Butterstrigl
und a foastes Kizel,
a edle Coaffent Äpfel und an Brein,
und an Floaden Hönig
nehm i a a wenig,
in a Pittsch! süßen roten Wein!

Du nimmst Ei'r im Kerbel
und a Schmalz im Scherbel,
von Ziweun a Loabl Kleßenbrod,
damit das kleine Lappal,
hat a gutes Pappal,
und bisweilen a an Suzl hat!

In ähnlicher Weise besingen die „Dreikönigslieder“ den Besuch der Könige bei der Krippe und ihre Gaben. Manche dieser Gesänge sind wenig dialektisch gefärbt, mitunter auch nur durch ihren ersten Aufzeichner, der wohl ein Küster oder Schulmeister gewesen sein mag.

Dieselbe Urwüchsigkeit und Naivetät finden wir in den Liedern, die zu anderen Festzeiten üblich sind und waren, in den Hochzeitsgesängen und selbst in den Totenklagen. Es steckt so manches Stück echter Weisheit in den in künstlerischer Beziehung wohl manchmal ungelungenen Strophen, die aber dennoch tief zu Herzen dringen. So mancher alte Sang ist seit Jahrhunderten auf sogenannten fliegenden Blättern gedruckt im Volke verbreitet — kein Mensch weiß, wer ihn gedichtet, wer ihn zuerst gesungen.

Im Oberlande, in den Bergen und Tälern, auf den Alpen und in den Wäldern erschallen die übermütigen Gesänge der „Almlieder“, der „Holzknecht-“, „Jäger-“ und „Wildschützenlieder“. Wenn jeder Mensch seine Heimat liebt, so hängt ja der Alpenbewohner Steiermarks insbesondere mit ganzem Herzen an seinen Bergen, an dem Leben auf der Alm, das er so prächtig im Liede zu preisen weiß.

Auf der Alma da is halt,
a Freud' und a Lebn,
da tuts die schönsten Schwoagerinnen
und schöne Kalma gebn.
I wünschet ja an jedn
die Freud und das Vergnüg,
a solcher, der das Absterbn hat,
der muas a frisch Bluat kriegen.

Auch die „Schwoagerin“, die Sennerin in ihrer Hütte singt von den Schönheiten der Natur auf der lustigen Höhe und schickt einen schallenden „Juchezzer“ der Sonne entgegen:

In aller Fruah, wenn d' Sunn aufgeht,
dös is ja wohl a Pracht,
do wundr' i mi a guati Weil,
was Gott so schön hat g'macht;
den Alpen und 'n Hochgebirg
gibt d' Sunn ihr erste Ehr und Zier,
am Land und in dem tiefen Tal
gibts Nebel überall. Juchhe!

Aber auch unten im Dorfe erklingen die Lieder und schon gar in der „Samstagnacht“, die in so innigen Beziehungen zum Liebesleben steht, drum singt auch der Bursche:

I freu mich auf d' Samstagnacht, da geh i zu mein Madl,
stoansteirisch tanzen könn ma ja, sie draht si wiar a Radl!

Auch ertönt manches „Gassellied“ und artet wohl gar zum „Gassellstret“ aus, in welchem jeder Bursche sein Dirndl preist. Dieses aber schmückt sich zu solcher Zeit und pußt sich, wenn es den Liebsten erwartet, besonders heraus:

A Blüamerl im Mieda,
a Blüamerl am Huat,
ast hat der Bua g'jagt,
daß ihm gfallt so guat.

Na heut wird er schaun,
heut hab i's grad gnuat,
und a dunkelgreans Bandl,
das steht wohl dazua.

Daß der Jäger, wenn er den Stügen auf dem Rücken und den Bergstock in der Hand ins Gebirge steigt oder den Wald durchstreift, ebenfalls sein Lied singt und seine Jodler erschallen läßt, ist wohl selbstverständlich, besonders der „Gamsjager“, welcher aus der Region des Hochgebirges selten heraukommt:

Wannst willst am Gamsberg gehn
 muas sein 's Wetter schön,
 da siagst aft dort und da
 a Schöberl Gamserln stehn;
 da muaßt di zuwischleicha,
 san ja gar weit weg,
 aft kannst es owaschiaß'n
 auf'n Fleck.

Und jeder Jäger preist sein Waidwerk, mag dies den „Gamserln“ oder dem „großen“ oder „kleinen Hahn“ (Auerhahn und Schildhahn), dem Reh oder dem Hirsch gelten. Der Wildschütz, „Wildpratschütz“, singt gerne von seinem Zusammentreffen mit dem Jäger, wobei der letztere stets schlecht wegkommt, und preist sein Handwerk „der wilden Jägerei“:

Willst Bua in Gamsberg steign,
 so muaßt dei Schneid bewahrn,
 und derfst koan Jaga scheuchn,
 derfst koa Pulver sparn,
 die Gamserln awa z'schiaßen,
 derf di nit vadriaßn,
 schiaß nur tüchti zua,
 mei liawa Bua!

So mahnt der „Wildpratschütz“ den jungen Anfänger.

Der Bauer im Dorfe dagegen, insbesondere im Mittellande, wo die reichen Kornfelder wogen und der als Nahrungsmittel im Lande so wichtige Buchweizen gedeiht, besingt den Bauernstand und seine Freuden, auch wohl seine Leiden. Die armen Holzknechte im Walde sind übler dran als der wohlhabende Landmann, aber auch ihr Lied erklingt gar frisch:

Und die Holzknechtbuam müssen früh aufstehn,
 müssen 's Hackel nehma und in Holzschlag gehn,
 wenn die Sunn schön scheint und das Hackel schneid't,
 ham die Holzknechtbuama halt die größte Freud.

Was Wunder, daß selbst der Bergmann tief im Schacht seinen Gesang ertönen läßt, der freilich mitunter in traurigen Klängen von dem Schicksal berichtet, das den Knappen in der Tiefe ereilen kann. Dafür durchzieht auch der Ausdruck tiefer Frömmigkeit diese Lieder. Innige Anhänglichkeit an sein Vaterland und an sein Kaiserhaus hat der Steirer stets bewiesen und treue Liebe dem guten „Prinzen Johann“ entgegengebracht, der noch so frisch in des Volkes Erinnerung steht. Viele Lieder geben diesen Gefühlen Ausdruck und obwohl aus der neueren Zeit stammend, muß hier das prächtige Soldatenlied der steirischen „Neuner-Jäger“ hervorgehoben werden. Welche Kraft des patriotischen Gefühls, wenn der jugendfrische Soldat seinen Stolz, des Kaisers Rock zu tragen, kundgibt:

Is Röckerl grau und grün,
im Knopf a Neuna drin,
am Huat thoan Federn sein,
so is da Jaga fein.
Bin von der Steirer Halb'n,
wo's d' schönen Buama ghalt'n,
bin a Jaga fein,
von Nummer Neun!

I muach jetzt fort von z'haus,
ins Wälschland weit hinaus,
mir war is Herz so schwer,
hiazt awa nimmer mehr;
bin ja a frischä Bua,
a Jaga a dazua,
a fescha oberdrein
von Nummer Neun!

Möge ein freundliches Geschick der grünen Steiermark ihr musikalisches Kleinod, das Volkslied, stets erhalten und mögen helle Jodler und frische Tanzlieder noch nach tausend Jahren erklingen aus Berg und Tal!

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

6. Die deutsche Besiedelung Böhmens, Mährens und Schlesiens.

Zu der Zeit, da im alten Germanien die ältesten Ansiedler zu den alten germanischen Göttern beteten, wohnte auch in Böhmen und Mähren ein deutscher Stamm. Er wurde von dem Ansturm der Slawen in die Randgebirge getrieben, bewahrte sich dort deutsches Wesen. Der slawische Stamm, die Tschechen, besiedelte nur die fruchtbaren Niederungen an der Elbe, Moldau und Eger. Reste deutscher Ureinwohner Böhmens überlebten die Völkerwanderung, die Deutschböhmern sind also in der Masse nicht germanisierte Slawen. Unter Karl dem Großen wurden Böhmen und Mähren dem Deutschen Reich tributpflichtig, auch zogen zahlreiche Einwanderer ins Land.

Eine große Berührung mit der deutschen Kultur fand erst um 1200 statt, man könnte sie „Berufungskolonisation“ nennen. Deutsche Bauern wurden von Fürsten und Grundherren gerufen, nicht weil sie Deutsche waren, sondern mit Rücksicht auf ihre höhere landwirtschaftliche und städtische Bildung. Befreit von allen Frondiensten besiedelten sie das Land. Die Herzöge, die Mitte 1200 den Königstitel annahmen, besonders die Przemysliden (Festung Przemysl) Ottokar I. und II., riefen solche deutsche Kolonisten ins Land. Infolge des Aufblühens des Silberbergbaues, der namentlich Bergleute anlockte, entstanden blühende deutsche ländliche Siedlungen und über zwanzig Städte, wie Pilsen, Budweis, Deutschbrod, Leitmeritz, Brüx, Aussig, Iglau, Olmütz, Brünn. Leider gelang die Eindeutschung Böhmens und Mährens nicht so, daß die Hauptmacht deutsch war. Sonst wären Böhmen und Mähren große deutsche Länder geworden, über die Ottokar II. regierte, der im Kampfe mit dem deutschen Kaiser Rudolf von Habsburg fiel, als er im Begriff war, sich eine hervorragende Machtstellung im deutschen Osten zu schaffen.

Noch in größerer Masse zog deutsche Ansiedler der deutsche Kaiser Karl IV., Böhmens Vater, ins Land. Er begünstigte die Deutschen; Handel, Bergbau, Kunsthandwerk entwickelten sich rasch. Die Hauptstadt Prag nahm einen stolzen Aufschwung, sie wurde mit prächtigen Bauten geschmückt, die noch heute von der großen deutschen Vergangenheit der jetzt vertschlechteten Stadt Zeugnis ablegen. Prag erhielt eine Universität, die erste und älteste auf deutschem Reichsboden (nach Einhart). Deutsche Baumeister schufen Kirchen, Burgen und Brücken, welche noch heute unsere Bewunderung erregen. So

stärkte dieser deutsche Kaiser das Deutschtum in Böhmen, Mähren und auch in Schlesien.

Die Eindeutschung Schlesiens vollzog sich bis 1400 in ähnlicher Weise. Die schlesischen Piasten, Abkömmlinge des polnischen Königshauses und Teilfürsten in dessen Reich, haben selbst deutsche Sprache und Brauch angenommen und sind dann bewußt Verbreiter der Kultur geworden, sie haben Schlesien zu einem deutschen Lande gemacht. Heinrich I. von Schlesien gründete deutsche Städte nach Magdeburgischem Recht: Neumarkt, Goldberg, Neiße, Oppeln, Ratibor. 1500 deutsche Dörfer entstanden von den 180 000 eingewanderten Deutschen. „Wo Wald und Heide bisher nur Holz und allenfalls Honig, und der Sumpf nichts außer Mücken hervorgebracht hatte, da zinst nunmehr der deutsche Landmann und Städter.“ (Henzk.) In den festen Orten zum Schutze des Landes kam eigentlich das deutsche Zeitalter zur vollen Blüte: Breslau als größte Stadt, kleinere Städte wie Landshut, Brieg, Liegnitz, Glogau, Leuthen zeugen davon. Strahlen Deutschtums gingen nach Galizien; Krakau war eine große deutsche Stadt, Lemberg zum größten Teile. Zahlreiche Wald-dörfer zogen sich an den Abhängen der Karpathen in die Höhe. Deutsche Minnesänger fanden gastliche Aufnahme. Zahlreich heirateten slawische Fürsten deutsche Adelstöchter. So hatte Ottokar I. eine Tochter des Markgrafen von Meißen zur Gemahlin. Viele, wie die heilige Hedwig in Schlesien, sind bekannt durch ihre christlichen Liebeswerke. Die alte Weichselstadt Krakau verdankt vor allem deutscher Kraft ihre Blüte, sie gibt ein deutsches Kulturbild des Ostens. Deutsch war die Sprache im 13. bis 16. Jahrhundert vor Gericht und in der Kirche; Straßen, Plätze und Tore führten deutsche Namen. Zahlreiche deutsche Buchdrucker, Goldschmiede, Holzschneider und Maler waren dort tätig. Der Hochaltar der Marienkirche ist ein Werk des deutschen Holzschneiders Veit Stof aus Nürnberg, der 32 Jahre in Krakau wohnte. Das Grabdenkmal eines polnischen Kardinals schuf Peter Vischer, Martin Behem goß eine große Kirchenglocke für Krakau. Die Stadt gehörte der deutschen Hanse an, auf ihrem Markte waren alle Waren des Ostens wie auch die Heringe der Ostsee und die feinen Tuchsorten aus Flandern zu finden. Aber auch hier hat der Kampf der hohen Geistlichkeit gegen das deutsche Bürgertum zur Unterdrückung desselben geführt.

So hatte Deutschtum im Vordringen nach Osten bis 1400 in Böhmen, Mähren und Schlesien Fuß gefaßt, große Gebiete waren aus ganz slawischen Gebieten zu ganz überwiegend deutschen geworden. „Der schwere deutsche Pflug und das deutsche Weinmesser schufen hier den blühenden Acker- und Weinbau.“ Die deutsche Geschichte war eine Geschichte der deutschen Kolonisation und Kultivation nach Osten gewesen, die größte Tat des Mittelalters.

Aber für diese deutschen Länder kam eine Zeit des Niederganges des Deutschtums. Der Hussitenkrieg, der 30 jährige Krieg und die Gegenreformation waren auch Kämpfe der Tschechen gegen die Deutschen. Die führende Stellung in den Städten im Innern hörte jetzt auf, Prag wurde eine tschechische Stadt. Dieser Kampf ging aus vom slawischen Adel und der Geistlichkeit. Schon längst sahen diese mit Neid auf die Deutschen, die in den blühenden Städten saßen und Böhmens Kultur beherrschten. Unendlich traurig ist es, daß durch diese Glaubenskämpfe die Stellung der Deutschen in Böhmen für jene Zeit vernichtet wurde. Die geschaffene deutsche Kultur der Pzremysliden und Karls IV. wurde in den Städten zerstört. Erst unter der aus dem 7 jährigen

Krieg bekannten Maria Theresia und unter Josef II. kamen bessere Zeiten für das Deutschtum. Josef II. führte das Deutsche als Staatsprache für alle österreichischen Länder ein. Die Fürstin Maria Theresia schuf den einheitlich geleiteten österreichischen Staat, die sogenannte „Böhmische Hofkanzlei“ wurde mit der österreichischen verbunden. Als wichtigstes Bindemittel erschien der klugen Kaiserin die deutsche Sprache (s. a. Geschichtliches über Österreich). Nach der Zeit der deutschen Befreiungskriege 1813—15 erstarrte unter dem Minister Metternich das deutsch-völkische Leben. Das 19. Jahrhundert brachte erbitterte Kämpfe in Böhmen und Mähren zwischen Deutschen und Tschechen, die durch das Jahr 1848 (Slawenkongreß in Prag) eingeleitet wurden (Ausführlicheres s. Einhart, Deutsche Geschichte S. 382 ff., 5. Auflage). Noch vor dem Kriege bemerkte jeder Deutsche beim Wandern durch Böhmen, Mähren und Schlesien, wie erbittert der Kampf wütete. Nun hat der Weltkrieg zwei wichtige Erfahrungen uns gebracht: Die Richtigkeit des Bismarckschen Wortes, daß dem Kaiser Franz Josef alle Völker folgen, wenn er auf das Pferd steigt, ist eindrucksvoll offenbar geworden. Tschechen kämpften Schulter an Schulter mit den Deutschen gegen Russen. Andererseits haben die Ereignisse klar gemacht, wieviel Österreich seinen deutschen Bürgern verdankt und wie falsch die Versuche in der Vergangenheit waren, die deutsche Sprache im amtlichen Verkehr einzuschränken. Nun aber vollzieht sich ein Wandel zum Bessern. Hoffen wir, daß das kommende Mitteleuropa Verständigung bringt zwischen Deutschen und Tschechen! Nach Hasse, Deutsche Politik und Geiser, Deutsches Reich und Volk.

7. Durch Deutsch-Böhmen.

Als Wahrzeichen der durch Jahrhunderte währenden friedlichen Völkerwanderung der Deutschen nach Böhmen sehen wir heute dieses Land längs des Riesen- und Erzgebirges an den Ausläufern des Fichtelgebirges und den Böhmerwald entlang umsäumt von einem breiten Gürtel deutschen Sprachgebietes. Der Segen dieser Völkerwanderung für Böhmen ist aber an der vergleichsweise hohen Entwicklung dieses deutschen Sprachgebietes in Böhmen zu erkennen. Zumeist sind es rauhe, an und für sich wenig fruchtbare Gegenden, die es umfaßt, und sowohl in den Hochtälern des Riesen- und Erzgebirges wie des Böhmerwaldes ist den Bewohnern harte Arbeit auferlegt, um dem Boden die notdürftigste Nahrung abzugewinnen. Da mußte der Gewerbesleiß des Menschen hereinzubringen trachten, was die Natur versagt. So kam an den Abhängen des Riesengebirges die Tucherzeugung, die Weberei und Spinnerei und die Glasgewerkschaft und im Böhmerwalde die Holz- und Glaswarenverfertigung in Blüte. Hauptorte der Webindustrie sind Warnsdorf (früher das größte Dorf Österreichs), ebenso Rumburg und Reichenberg, das unter allen Städten Böhmens die dritte Stelle, unter den deutschen Städten die erste Stelle einnimmt. Im Erzgebirge war durch lange Zeit die armselige Spitzenklöppelei der verbreitetste Gewerbezweig, bis in der neueren Zeit die Porzellanwarengewerkschaft, die Spinnerei, die Spielwaren- und Musikgeräteerzeugung dort einen Aufschwung nahm und an den Abhängen dieses langgestreckten Gebirgszuges der Kohlenbergbau zu einer ungeahnten Ausdehnung anwuchs. Die zahlreichen und heilkräftigen Mineralquellen des Erz- und Fichtelgebirges wurden zu einer Quelle des Wohlstandes für die betreffenden Gegenden. Und dort, wo der Boden minder ungünstig war, wurde

die Bewirtschaftung desselben auf eine hohe Stufe gebracht, wie der Obstbau im deutschen Elbgau Böhmens, der Hopfenbau im Saazer Becken erweist. Zur Zeit der Baumblüte gleicht das Elbtal von Aussig bis hinauf nach Lobositz einem wundervollen Frühlingsgarten. Hat nicht Ludwig Richter durch seine „Überfahrt am Schreckenstein“ die Gegend für immer verherrlicht? Maler und Dichter preisen die „Perle des Elbtales“, rühmen die Gastlichkeit und Herzengüte der Bewohner des böhmischen Mittelgebirges. So macht gerade dieser von der Natur am wenigsten begünstigte Teil Böhmens heute den angenehmsten und behaglichsten Eindruck. Ortschaft reiht sich an Ortschaft, Werkstätte an Werkstätte, und reichbelebte Straßen und ertragreiche Eisenbahnen verbinden den Böhmen umsäumenden Kranz deutscher Städte, in denen treffliche Bildungsanstalten, guteingerichtete Schauspielhäuser und eigene, zumeist sorgsam geleitete Zeitungen von dem gegenwärtigen Stand der Bildung und den Bildungsbedürfnissen der Deutsch-Böhmen zeugen. Die höchsten und wichtigsten Bildungsanstalten und Geldgeschäfte vereinigen sich im Mittelpunkt des Landes, in Prag, das als Stadt von den Deutschen begründet wurde, der Hauptsache nach von deutschen Künstlern und Werkmeistern sein architektonisches Gepräge erhalten hat. Begreiflicherweise bildete Prag denn auch durch lange Zeit den Mittelpunkt für das geistige Leben der Deutsch-Böhmen, und noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hatte Prag durchaus das Gepräge einer deutschen Stadt. Dies änderte sich aber, als unter den Tschechen eine rasch anwachsende Bewegung anhub. Mit einem starken Heimatsgefühl begabt, das sich unter anderem in den herrlichen Schilderungen des Böhmerwaldes durch den deutschböhmischen Dichter Adalbert Stifter ausdrückt, wetteiferten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts deutschböhmische Forscher und Dichter an der Wiederbelebung der fernen Zeiten, da Böhmen ein selbständiges Staatswesen war, in der Verherrlichung der eigentümlichen Schönheit des hunderttürmigen Prag, der einstigen Königsstadt. Zum Lohn hierfür streben die Tschechen mit allen Mitteln die Verdrängung des Deutschtums in Böhmen, und so kam es bald in den Gegenden Böhmens, wo die Deutschen seit Jahrhunderten friedlich gelebt hatten, zu nationalem Kampf und Streit. In Freud und Leid haben die Deutschböhmern stets treu gehalten zum deutschen Volke. Unter den schwierigsten Verhältnissen haben sie im Jahre 1848 ihre Abgeordneten entsendet zum Frankfurter Parlament. Die tiefen Wunden, welche ihnen das Jahr 1866 geschlagen, schmerzten weniger im Hinblick darauf, daß die Ereignisse jenes Jahres ein Erstarken des deutschen Volkes bedeuteten. Und als der deutsch-französische Krieg ausbrach, haben sie mit zitternder Teilnahme die Ereignisse desselben verfolgt.

Urwüchsig in Sprache, Sitte, Gebrauch wohnen auch die „Böhmerwäldler“ in ihren Blockhäusern und steinbeschwerten Schindeldächern, ein gütliches Völkchen, das an der slawisch-deutschen Volksscheide deutsche Art bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

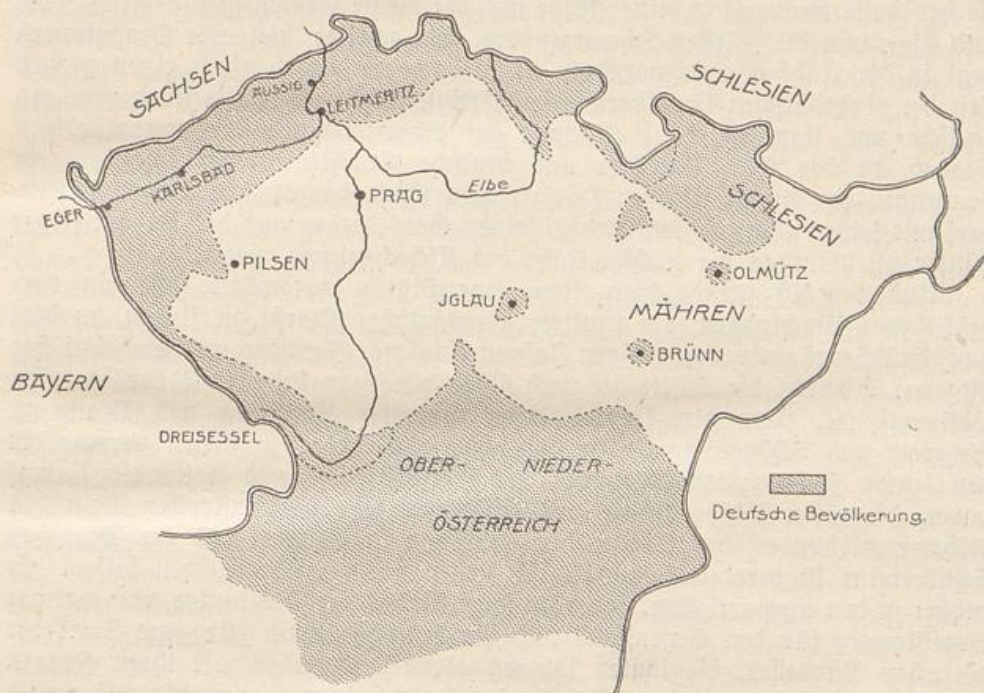
Die Gegenden an der südlichen Sprachgrenze in Böhmen tragen den Charakter der Böhmerwaldlandschaft weit gegen Norden an sich. Als eine Kette von sanft gewölbten, mit dichten Forsten bedeckten Bergen und Hügeln dehnt sich der Böhmerwald an der Grenze zwischen Böhmen und Bayern, und ganz im Süden zwischen Böhmen und Oberösterreich. Am Rücken des Dreifesselberges (1311 m), an der Dreiecksmarke stoßen die Grenzen dieser drei Länder zusammen, und bei dem mit Speise, Trank und guter Unterkunft wohl-

versorgten Schutzhause finden sich allsommerlich zahlreiche Touristen aus hien und drüben zusammen; am Jakobitage aber feiern dort die deutschen Volksgenossen beider Nachbarreiche ein Verbrüderungsfest in lustiger, freier Höhe. Von den Gipfelfelsen des Dreifesselberges, die wie eine von Riesen aufgebaute Felsenburg über das umliegende Waldesdunkel in das Licht der Freiheit emporragen, eröffnet sich eine Rundschau von eigenartigem Reiz. Dustergrüne Waldwellen mit Millionen Baumwipfeln ziehen nach Nordwest und Südost, hier und da nur von kleinen Blößen, Schlägen oder Granitgruppen unterbrochen. Gegen Norden senken sich die Flanken der Waldberge zum grünen, stellenweise von Moorwiesen und Torfstichen braungezeichneten Tale der Moldau, die ihr braunes Wasser in vielfachen Windungen gegen Süden treibt. Jenseits erheben sich wieder unzählige Hügel, zu Hochflächen zusammenschließend, die fern in der Gegend von Budweis verdämmern. Südlich aber lösen sich die Ausläufer des Böhmerwaldes zu einem reichgegliederten Hügellande auf; dieses bedeckt die ganze Hälfte Oberösterreichs nördlich der Donau, das sogenannte Mühlviertel, und greift noch hinüber über den Strom, seine waldbreichen Granitkuppeln bis in den Landeswinkel zwischen Inn und Donau bei Passau vorschiebend. Darüber hinweg schweift der Blick über die Alluvialebene der Welser Heide, die Vorberge der Alpen und bleibt dann entzückt an der hochragenden Bergmauer haften, welche an der Südgrenze Oberösterreichs einen Wall der herrlichsten Alpengipfel aufbaut. Von der rundlichen, felsengerippten Kuppe des Schneeberges in Niederösterreich, längs der steierischen Grenze, an der das Dachsteinmassiv das blinkende Schild des Carls Eisfeldes bis zu 3000 m hoch emporhebt, und dann längs der Grenze von Salzburg bis zum Waßmann und Staufsen am Rande des Chiemgaves — so stehen sie da, Gipfel an Gipfel, eine stolze, herrliche Reihe, lockend in das Paradies der Alpen, ein erhaben schöner Hintergrund des prächtigen Landschaftsbildes.

Von jeder der vielen granitnen Hochwarten blickt das Auge zu den äußersten Vorposten deutschen Volkstums, die am nördlichen Fuße des Böhmerwaldes und in seinen Ausläufern das tschechische Sprachgebiet umsäumen. Ein Irrtum wäre es aber, zu glauben, daß sie zugleich die am nördlichsten vorgedrungenen deutschen Gemeinden aus den deutschen Alpenländern seien. Der Bergwall bildet nicht nur topographisch die Landesgrenze, er scheidet auch sehr scharf die Deutschen Oberösterreichs von den Deutschböhmen, die sich beide in ihrer Mundart, Kleidung und ihren Behaben, in ihren Rassemerkmale, Sitten und Gebräuchen wesentlich unterscheiden. Wenn deutsche Böhmerwäldler ab und zu die Märkte des nördlichen Mühlviertels oder manchmal auch die Hauptstadt Oberösterreichs an der Donau besuchen, so fallen sie unter der übrigen bäuerlichen Bevölkerung sofort auf. Aber die wertvollsten Merkmale des deutschen Volkscharakters haben sie mit ihren nächsten Nachbarn in Oberösterreich und Bayern gemeinsam: Offenheit, Wahrheitsliebe, Einfachheit und Bescheidenheit der Lebensweise, Treue und Zähigkeit in dem oft schweren wirtschaftlichen Kampfe, vor allem auch eine unausrottbare Anhänglichkeit zur Heimat und dem eigenen Volkstum. Dieses konnte, was besonders die äußere Erscheinung betrifft, bis in unsere Zeit, wenigstens in dem abgelegeneren Teile des Grenzgebietes, rein erhalten werden, denn bis vor kurzem zog nur die Eisenbahnlinie Linz—Budweis—Prag ihren Schienenstrang über die Grenze, aber bereits dort, wo im Südosten die niedrigeren Ausläufer des Böhmerwaldes sich in unzählige Hügel und Hochplateaus des unteren Mühlviertels auflösen. Erst die Zweig-

bahn, welche Budweis mit dem südlich davon gelegenen Krummau und dann mit den in der Richtung der Moldau nordwestlich gelegenen wenigen Orten und Bayern verbindet, brachte einen lebhafteren Verkehr in jenen Gegenden zustande. Weite Gegenden sind aber jetzt noch in der Stille der Waldeinsamkeit versunken, und Geschlechter leben und sterben, ohne über die Gemarkungen der engeren Heimat hinausgekommen zu sein.

Und diese abgeschiedene Gegend voll Waldeszauber, Heidemärchen und Wunder der zügellos schaffenden Natur, mit ihren einfachen, kernig-deutschen, stillzufriedenen Menschen hat auch ihren Dichter gefunden: Adalbert Stifter, selbst ein Kind des Böhmerwaldes, wurde er Meisterschüler seiner Heimat und seines Volkes. Wenn man vom Gipfel des Dreifesselberges auf dem Berggrat an der Dreiecksmarke vorbei gegen Osten wandert, so erreicht man bald



die Höhe einer vorspringenden Granitwand, die ein schlanker Obelisk aus heimischem Urgestein krönt: das Denkmal Stifters, dem Dichter zum Preise gesetzt, der den „Herzschlag des Waldes“ am deutlichsten vernommen und, was ihm die rauschenden Baumwipfel zugerant, uns am schönsten, am rührendsten wiedererzählt hat. Von diesem Denkmal aus sieht man gegen Osten auf blauender Waldkuppe den massigen Mauerwürfel der Ruine Wittinghausen, und tief unter uns am Fuße der Granitmauer liegt still und dunkel der sagenreiche, in seiner stummen Einsamkeit fast unheimliche Plöckensteinersee. Zwischen beiden Punkten spielte sich aber die schönste Erzählung Stifters, „Der Hochwald“, ab. Wer diese und auch die übrigen „Studien“ gelesen, genießt doppelt die intimen, nicht jedem bemerkbaren Schönheiten des Böhmerwaldes und kehrt aus dem unruhvollen Leben der Stadt und auch der Modereiseziele stets gerne wieder in seine friedevollen Schatten zurück.

Eine herrliche Wanderung gegen Norden führt uns in einigen Stunden

über teils bewaldetes, teils bebautes Hügelland, dessen Kulturen man den einstigen Waldboden und das rauhe Klima des sehr langen, schneereichen Winters wohl anmerkt, nach Schwarzbach, das durch sein großes Graphitbergwerk bekannt geworden ist. Dieses ist das größte und war bis vor einigen Jahren das ergiebigste in Europa. Die Graphitgruben, die sich kilometerweit tief unter einem moorigen, torfreichen Boden nach allen Richtungen erstrecken, lieferten früher stellenweise ganz feinen, hochglänzenden Graphit, der dem besten von Sibirien und Ceylon an Güte fast gleich kam und ohne eine Reinigung sofort verwendet werden konnte. Gegenwärtig fördert man fast nur noch mindere Sorten zutage, die erst durch Zerkleinern und Schlemmen brauchbar werden. Sie kommen dann in die weltbekannten Hardtmuth'schen Fabriken nach Budweis, um zu Bleistiften und Schmelztiegeln verarbeitet zu werden. Das Bergwerk, die berühmte Brauerei in seiner Nähe und der meiste Grundbesitz der Umgegend sind Eigentum des Fürsten Schwarzenberg. Ein zweites, kleineres Graphitwerk liegt in der Nähe von Schwarzbach, in Mugrau, das ebenfalls einen großen Teil der einheimischen Bevölkerung beschäftigt. Diese ist bereits stark gemischt, deutsche und slawische Laute klingen bei einem Besuche der merkwürdigen Gegend an das Ohr, slawische und deutsche Trachten bieten besonders an Sonntagen ein buntes Bild im Dorfe Schwarzbach, das als ein langes Gassendorf mit seiner ungepflegten Straße, seinen Gänseherden und der Bauart seiner Häuser wirksam an die nächste Nähe des Tschechentums mahnt.

Und doch ist gerade hier, etwa eine Stunde nordwärts, wie ein vorgeschobener Wachtposten, ein uralter, kerndeutscher Markt zu finden, zu dem nach Zwischenräumen von einigen Jahren Tausende Fremder und Einheimischer pilgern: Hóriř, die Stätte der nach Oberammergau besten und berühmtesten Passionsspiele. Von den Urgroßvätern vererbter Kunstsinns und Drang zu höherem und Schönerem, als sie der schwere Werktag zu bieten vermag, in den letzten Jahrzehnten aber auch der wirtschaftliche und nationale Kampf haben die alten Passionsspiele mit Hilfe des sehr verdienstvollen Deutschen Böhmerwaldbundes, des Bundes der Deutschen in Böhmen und des Deutschen Schulvereins in veredelter, künstlerisch neuer Form wiedererstehen lassen. Es gehört zu den eigenartigsten, unvergeßlichen Eindrücken, das innige, von warmer Begeisterung für den Gegenstand und die deutsche Kunst getragene Spiel der einfachen Darsteller, die lauter Bauern oder Handwerker mit ihren Frauen und Kindern sind, zuzusehen. Der Greis ist als Hohepriester ebenso mit ganzer Seele dabei wie das kleine vierjährige Kind, das beim Einzug Christi in Jerusalem mitläuft, eine Palme schwingt und Hosannah ruft. Abgesehen von allen äußeren Erfolgen sind aber diese Passionsspiele, die nach je drei Jahren aufgeführt werden, ein mächtiges Einigungsband für die Stärkung und Erhaltung des Volksbewußtseins der deutschen Böhmerwälder geworden.

Dr. Schuchard, Deutsche Warte 1885; Brosch, Von der südlichsten Sprachgrenze Böhmens in Heimat und Welt, 1914.

8. Auf Wäch und Posten, Bilder aus der deutschen Südmark.

Die wunderschöne, aber als Verkehrsweg auch so einsame Nibelungenstraße der Donau von Passau bis Wien lag hinter uns, — die alte, traulich stolze Kaiserstadt selbst, die trotz aller mit ruckweiser Energie unternommenen Ver-

suche, sich als Fremden- und Weltstadt aufzuspielen, immer doch das liebe alte Wien bleibt, hatte uns aus dem behaglichen Schatten ihrer alten Gassen und dem stolzen Kreise ihrer Ringe entlassen, — der Wienerwald hatte uns seine letzten Grüße nachgewinkt, und nun stieg unser Südbahnzug fauchend und rüttelnd die Semmeringkehren hernieder ins Land der grünen Steiermark, die so eigentlich das Herz Österreichs ist, wie das Thüringer Land das unseres Deutschen Reiches. Wir näherten uns der Landeshauptstadt Graz. Links von der Bahnspur grüßte die schmucke protestantische Kirche von Krieglach herüber, das Geschenk Peter Rosegggers, des Waldbauernbuben, an sein liebes Heimatsnest, rechts wußten oder besser ahnten wir, verdeckt von Höhenzügen, die Festenburg, den einsamen Burgsitz des wackeren Domherrn und kraftvollen deutschen Dichters Ottomar Kernstock, der sein deutsches Dichterröschlein ebenso fröhlich im Humorgärtchen der fliegenden Blätter sich tummeln läßt, wie er siegreich und stolz mit ihm hineinsprengt in die Stechbahn heißen und scharfen Turniers gegen alles, was deutschem Wesen feind ist. Wahrlich zwei gute und bezeichnende Wegwächter auf dem Wege nach Graz, die der Deutsche Österreichs mit Stolz, und nicht mit Unrecht, die „deutsche Stadt“ im alten Donaulande nennt.

An der äußersten Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes gelegen, breitet sie ihre behäbig stolzen Straßen und Gassen mit dem reichen Barockschmuck ihrer Patrizierhäuser, die von wohlhabendem alten Zunft- und Kaufmannswesen zeugen, zu beiden Seiten der reißenden Mur aus, deren stolz geschwungene Brücken wie edelgeformte Spangen und Schließen die Stadtteile auf beiden Ufern zusammenhalten. Über dem allen ragt der troßige Schloßberg, weithin sichtbar die Lande beherrschend, wie eine unbezwingliche Warte, die das deutsche Volk sich hier errichtet hat. Von seiner Höhe herab grüßt das Wahrzeichen der Stadt, der alte Uhrturm, dessen Schlagwerk tagaus tagein mit hellem Klang verkündet, daß die Uhr des deutschen Lebens im Herzen des Habsburger Landes noch längst nicht abgelaufen ist. Graz ist nicht nur die Pensionopolis hoher österreichischer Militärs und Beamter, sie ist gleichzeitig ein Sammel- und Mittelpunkt deutsch-österreichischen Dichterlebens geworden. In ihren Mauern hat der alte und doch so junge Peter Rosegger seine Heimstadt aufgeschlagen, in ihr leben und schaffen der junge, überreich mit Erfolg gekrönte Rudolf Hans Bartsch, der markigere Emil Ertl und der feine, innige F. Ginzken. Um sie sammelt sich die ganze singende und dichtende Jugend der liederfrohen Steiermark. Das heiter schöne Stadttheater genießt mit Recht weiten Ruf als eine Heimstätte edelster deutscher Kunst, die nirgendwo in deutschen Landen eine kunstfreudigere, dankbarere und verständnisvollere Gefolgschaft findet als hier. In Graz strömt die deutsche Jugend der Alpenländer zusammen zum Studium in einer Hochschule, die, wie kaum eine zweite österreichische, der Hort freier und volksbewußter Wissenschaft geworden ist. Es ist, als wenn in dieser Stadt, an der äußersten Grenze geschlossenen deutschen Volkstums, dieses noch einmal seine ganze Vollkraft zu besonders stolzschtwellender und reicher Betätigung auf allen Gebieten deutschen Lebens zusammengefaßt habe. Kein Wunder, daß Graz gleichzeitig der Mittelpunkt, das Hauptquartier und der Generalstabsitz der nationalen Einrichtungen ist, die sich das südmärkische Deutschtum zur Behauptung seines Volkskultur- und Bodenbesitzes geschaffen hat. Sie beherbergt die Hauptleitung des kraftvollen, wirtschaftlichen Schutzvereins „Südmark“ wie die Gauleitung

des über alle österreichischen Thronländer ausgebreiteten „Deutschen Schulvereins“.

Die frohen, gastlichen Stunden, die wir reichsdeutschen Reisegejellen auf der Höhe des Schloßberges im Kreise der besten Vertreter dieses reich blühenden deutschen Lebens verbringen durften, werden allen unvergeßlich sein.

Die „Windischen Büheln“! — Erst durch die erfolgreichen Romane Rudolf Bartschs, deren weiche Schönheit Bild und Charakter dieser Landschaft unübertroffen widerspiegelt, sind sie uns Reichsdeutschen nahegerückt worden. Diese hügelandschaft, in der grünbewaldete Bergketten mit sonnigen Hängen so schnell und unvermittelt einander folgen wie die raschen Wellenzüge einer bewegten See, war noch vor wenig Menschenaltern ein Phäakenland deutsch-österreichischer Sommerjeligkeit und Weinfröhlichkeit. Hier hatten die alten Patrizierfamilien der Landeshauptstadt Graz ihre Weingärten und Sommerhäuser, aus denen in lauen Nächten deutscher fröhlicher Chorgesang, begleitet von Becherklingen und Saitenschwirren, zum stillen Sternenhimmel emporstieg. Dann drang auch in dies anmutige Idyll die harte und häßliche Unrast des Nationalitätenhaders. Die Slowenen wurden den deutschen Herren auffällig und feindlich, und das harmlos fröhliche deutsche Landleben zog sich verschüchtert hinter die Mauern von Graz zurück. Das letzte Jahrzehnt hat wieder einen Wandel gebracht: Von Graz aus hat es die „Südmark“, der wehrhafte deutsch-nationale Schutzverein für Österreichs Alpenländer, unternommen, die Windischen Büheln dem Deutschtum zurückzuerobern. Harte deutsche Tagesarbeit ist an die Stelle des tändelnden Sommernachtszaubers getreten, und da, wo der weiche Poetensinn eines Bartsch nur „Das deutsche Leid“ empfand, ist in Wahrheit heute mannhafte deutsches Ringen und entschlossener deutscher Kampf erwacht. Schwäbische Bauern aus den Obstgeländen des gesegneten Neckartals und den Rebenhügeln Heilbronn sind dem Ruf der „Südmark“ gefolgt und haben bei St. Egidij eine deutsche Volks- und Sprachinsel inmitten slowenischer Bauerngemeinden neu geschaffen. Heute sind es bereits über 60 Familien mit mehreren hundert Köpfen, die dort rüstig die Scholle bebauen und den Wingert bestellen. Schmuck und behäbig tauchen ihre zerstreuten Gehöfte aus den Wellentälern der grünen Büheln empor, und nahe der Bahnstation grüßen nebeneinander die stattlichen Bauten der deutschen Schule und des deutschen Gasthauses, das gleichzeitig das Gemeinde- und Versammlungsheim der deutschen Kolonisten ist, den vorbeifahrenden deutschen Landsmann. Wer wie wir Gelegenheit hatte, hügel auf, hügel ab unter sachkundigster südmärkischer Führung das gesegnete Gelände zu durchstreifen und mit den braven Siedlern Grußwort und Handschlag zu tauschen, im festlich geschmückten Saal des Gemeindehauses ihre herzliche Gastfreundschaft im Kreise frischer und anmutiger deutscher Frauen und Mädchen zu genießen, dem wird diese blühend emporgewachsene junge Gasse deutschen Lebens eine der liebsten und sonnigsten Reiseerinnerungen sein. Ihre nationale Bedeutung liegt darin, daß sie den Brückenpfeiler bildet, der bestimmt ist, die Siedlungsbrücke zu tragen, die das geschlossene deutsche Sprachgebiet um Graz mit der großen Sprachinsel Marburg im Süden verbinden soll, von der aus dann — so Gott will und deutsche Tatkraft, der Diadukt weiter gen Süden geführt werden wird, der dem deutschen Volk den Weg zur Adria sichert.

Marburg selbst ist eine blühende deutsche Stadt mit stattlichen Straßen und Plätzen und einer Reihe von wertvollen deutschvölkischen Einrichtungen, unter denen das deutsche Studentenheim und das deutsche Mädchenheim be-

deutsam hervorragen, beide dazu bestimmt, den in der slowenischen Zerstreung lebenden deutschen Familien für ihre Söhne und Töchter eine tüchtige deutsche Erziehung fürs Leben zu bieten. Wie kraftvoll unbefangen der deutsche Geist in dieser Sprachinsel pulsiert, zeigt am besten die Tatsache, daß die fast ausschließlich gut katholische deutsche Gemeindevertretung ihren Straßen Namen wie Schillerstraße, Bismarckstraße und Lutherstraße gegeben hat.

Nach Marburg öffnen sich uns in Cilli, der letzten deutschen Stadt gen Süden hin, gastlich die Pforten des „Deutschen Hauses“ und die Herzen lieber deutscher Volksgenossen. Der Name Cilli, der alten römischen Claudia Celeia, hat seinen besondern Platz in der Geschichte deutschen Volkskampfes im Habsburger Staat erhalten. Hier wurde den Deutschen — um einem dringenden Bedürfnis des kleinbäuerlichen Analphabetenvölkchens, der Winden, die sich Slowenen nennen, abzuhelpen —, ein slowenisches Gymnasium aufgezwungen. Sie antworteten mit dem Bau des deutschen Hauses, das stolz und wuchtig mit Zinnen und Turm zu den mächtigen Trümmern der alten Grafenburg auf der Höhe emporgrüßt: hat der deutsche Ritter weichen müssen, wir deutschen Bürger halten Stand! — Im malerischen Selsental der reißenden Save zweigt eine Bahn zur kroatischen Grenze ab, sie führt über die deutsche Sprachinsel Lichtenwald und das uralte kernhaft deutsche Städtchen Rann nach Agram.

Ein in seiner Eigenart einzigartiges Stück deutschen Insellebens im fremden Volksmeere bietet die alte Grafschaft Gottschee südöstlich von Krains Hauptstadt Laibach inmitten der einsamen Bergwildnis des öden Karstgebirges. Unwegsame Ringgebirge mit düster starrenden Tannenwäldern scheiden das Ländchen von der Umwelt. Geheimnisvolle Höhlen und Grotten, in deren unerforschten Tiefen unterirdische Ströme brausen, geben ihm einen seltsam dunklen Reiz. Spröde und karg ist der Boden, durch dessen Risse und Spalten die Regenwässer sich in der Tiefe verlieren, ohne ihm die nötige Fruchtbarkeit zu geben. Ärmlich und hart ist demnach auch das Leben der 20 000 deutschen Gottscheer, die wohl als die ersten Bewohner dieser Urwildnis seit dem 13. Jahrhundert von Bayern, Franken und Thüringen her ins Land geführt diesen Boden bebauen. Die Not hat sie zu einem Völkchen von Hausierern gemacht, dessen Männer jahraus jahrein mit dem Tragkorb ihre kleinen Schätze an Zuckerwaren und Südfrüchten in ganz Österreich, ja bis hinauf an die Ufer des Mains vertreiben, um mit dem Erlös das bescheidene Heim wohnlicher zu gestalten. Rührend und groß in ihrer schlichten Treue ist die Liebe, die sie dabei dieser kargen Scholle entgegenbringen und die zähe Festigkeit, mit der sie an der Väter deutschen Art und Sitte festhalten. Die Nachricht, daß eine ganze Gesellschaft von Reichsdeutschen ihre entlegene Heimat weit abseits von der großen Heerstraße besuchen wolle, nur um das Deutschtum zu grüßen, war wie ein Lauffeuer durch das ganze Ländchen gegangen, und hatte dort eine geradezu stürmische Freude geweckt. So wurden wir denn von der Landesgrenze an mit Böllerschüssen und wehenden Fahnen begrüßt. Auf den Haltestellen der kleinen Bahn, die uns in geruhigstem Tempo dem Städtchen Gottschee, dem Hauptort des Ländchens entgentrug, hatten sich die Gemeindeglieder versammelt, flachshaarige Mädelschen reichten große Kornblumensträuße in die Wagen hinein, und in der Hauptstadt Gottschee selbst wurden wir mit Sangeschören, Begrüßungsreden der Gemeindevertreter und brausenden Heilrufen der zu Hunderten herbeigeströmten Bevölkerung empfangen. Das ganze Städtchen prangte im schwarzrotgoldenen Flaggenschmuck, und ein Festabend,

der uns mit der Bevölkerung vereinte, wurde zu einer ebenso rührend herzlich wie nationalerhebenden Verbrüderungsfeier. Die alten Trachten und Sitten des Landes erwachten in einer uns zu Ehren veranstalteten großen Bauernhochzeit zu neuem Leben. Eine vielstündige Wagenfahrt, die uns am nächsten Tage quer durch die ganze Grafschaft hindurch zur Bahnlinie Agram-Fiume brachte, gestaltete sich zu einem förmlichen Triumphzuge, der auch in den entlegensten Dörfchen von Glockenläuten, FahnenSchwenken und Blumenpenden begleitet war. Es war erhebend und beschämend, aus all dem zu spüren, wie unendlich tief bei diesen einfachen Menschen die Freude ging, daß deutsche Landsleute aus dem fernen Deutschen Reiche Weg und Mühe nicht gescheut hatten, sie in ihrem abgeschlossenen Erdenwinkel aufzusuchen.

So reihte sich für die Reisetheilnehmer Bild an Bild, mannigfaltig und verschieden in der äußeren Gestaltung, in allem aber als Grundzug hervorleuchtend gesunde unverfälschte deutsche Art, kraftvolles Ringen um die Erhaltung der besten deutschen Volksgüter, warmherzige Gastlichkeit und ungebeugte Treue zu deutscher Muttersprache und deutschem Wesen. Der in stattlicher Erweiterung begriffene Bau der deutschen Schule im Sonnenparadiese von Abazzia, der gastliche geschmückte Garten des deutschen Vereinshauses Eintracht in Triest, das schmutke deutsche Gasthaus in der einsamen wildromantischen Schlucht der Seisera, St. Johann am einsamen Wocheiner Bergsee, in dessen stillen Fluten sich das Schneehaupt des Triglav spiegelt, das unvergleichlich schöne Veldes am sonnenbeglänzten Veldessee, die wildromantischen Weißenfelsensee mit ihrem deutschen Dorfe gleichen Namens, alle diese Etappen unserer deutschen Wandererfahrt im Südmarkgebiete geben gleichmäßig Kunde von deutschem Leben, das mannhaft und in gläubigem Vertrauen auf den Beistand des großen deutschen Volkes für deutsche Zukunft kämpft. Aus der Fülle der Eindrücke sei nur noch einer wahllos herausgegriffen: Der Besuch der deutschen Sprachinsel Eisenkappel im Kärntnerland, den wir von dem festen Vororte deutschnationalen Lebens in den Kärntner Bergen, der Hauptstadt Klagenfurt aus, unternahmen.

Auch hier hat sich wieder ein blühendes Stück deutschen Lebens unverfälscht erhalten können, weil es von himmelanstürmenden Bergen, durch die nur ein enger Zugang dem Wanderer und neuerdings auch dem Schienenstrange Einlaß gewährt, vor der Überflutung durch das Fremdvolk der Umgebung geschützt ist. Was uns den Abend, den wir in dem behäbigen Gasthof des sauberen und malerischen kleinen Fleckens verbrachten, unvergeßlich machen wird, das sind die Kärntner Lieder, die uns der Männerchor der Gemeinde abends in schier unerschöpflicher Fülle und meisterlicher Vollendung darbrachte. In der Heimat Koscats ist das deutsche Lied wohl noch mehr als anderswo eine Macht geworden, die diese einfachen Bergbauern zusammenschmiedet und ihnen einen inneren Lebensreichtum schenkt, einen Stolz der deutschen Gemeinschaft, der allen Versuchungen und allen Bedrohungen durch die fremde Art freudig und sicher standhält.

Wir alle aber, die wir diese Reise zusammen machen durften, die für manchen von uns geradezu eine Entdeckersfahrt wurde zu unbekanntem Schätzen herrlichster Natur und urwüchsigen deutschen Lebens, können nur das eine hoffen und wünschen, daß viele Hunderte unserer reichsdeutschen Landsleute unseren Spuren folgen möchten. Sie werden in jeder Hinsicht reich belohnt sein und, wohin sie auch immer kommen mögen, sie

werden auch noch nach Menschenaltern ein deutsches Volkstum finden, fröhlich und herzlich, zutraulich und gastlich wie nur eines, und dabei felsenhart und standhaft in seinem Leben und Ringen auf deutscher Wacht und Posten.

Geiser, Heimat und Welt 1914.

9. Deutsche Vorposten im Weltkrieg.

a) Das deutsche Volkselement in Galizien.

Obwohl in der Hauptsache ein slawisches Land, hat doch Galizien seit alten Zeiten auch einen starken Einschlag deutscher Bevölkerung gehabt und die Spuren deutscher Kultur, deutscher Arbeit, deutschen Fleißes haben sich tief in das Land eingegraben.

Als die Truppen der deutschen Südmarmee über Ungarn her in die Karpathen einrückten, da fanden sie dort, wo sie nur eine fremde, slawische Bevölkerung vermutet hatten, mit einmal deutsche Dörfer mit deutschem Namen, Annaberg, Feliziental, Josefsthäl, Leopoldsdorf, Brigidau, Neudorf uff. Und in diesen deutschen Dörfern ertönte die liebe, heimische, deutsche Sprache, wehte deutsche Luft, liefen blauäugige, blondhaarige Kinder herum, und die deutschen Soldaten fühlten sich dort zu Hause. Und so war's, als im Südosten in der tapferen Armeegruppe Pflanzler-Baltin deutsche Kavallerietruppen nach Sniatyn, Kolomea, Nadwórna vorrückten. Sie fanden auch dort deutsche Dörfer, sie konnten in Kirchlein eintreten, in denen sie die Predigt in ihrer lieben Muttersprache hörten, sie herbergten in deutschen Schulen und deutschen Bauernhäusern.

Von welcher Seite man auch nach Galizien kommt, man wird überall neben dem slawischen und jüdischen, auch auf das deutsche Volkselement stoßen. Man wird überall finden, daß die deutsche Sprache in diesem Land noch eine große Bedeutung besitzt, wie sie denn auch tatsächlich nach dem geltenden Recht, neben der polnischen und ruthenischen, die dritte Landessprache ist.

Im Jahre 1910 ergab die Volkszählung 90469 Deutsche bei einer Gesamtbevölkerung von 8025675 (1,1%).

Eins der schönsten deutschen Dörfer in Galizien, eine Perle der ländlichen deutschen Kolonien mit rein deutschem Charakter, ist Hohenbach im Bezirk Mielec in Westgalizien. Wer in dieses Dorf kommt, fühlt sich mitten nach Deutschland versetzt, aus dem die Vorväter der deutschen Bauern nach Galizien einwanderten.

Eigentümlich ist es, daß diese Kolonien sich fast durchweg konfessionell scharf voneinander abgrenzen. Es gibt katholische Deutsche, oder wie man in Galizien sagt, deutsch-katholische und deutsch-evangelische Kolonien. Nur höchst selten gemischte. Die Zahl der deutsch-katholischen Dörfer beträgt 85, die der evangelischen 87.

Die Gesamtzahl der in solchen Kolonien wohnenden Deutschen dürfte mit etwa 60000 nicht zu hoch angegeben sein. Die übrigen Deutschen Galiziens wohnen teils in Städten, teils sind sie zerstreut in ruthenischen und polnischen Ansiedlungen.

Das deutsche Element in den Städten läßt sich naturgemäß am wenigsten genau berechnen. Tatsächlich gibt es in Lemberg, Krakau, Neu-Sandez, Przemysl, Stanislau, Strnj, Kolomea zahlreiche Deutsche. Aber nur ein Teil der-

selben hält sein deutsches Volkstum nackensteif fest. In all diesen Städten sind im Lauf der Jahrhunderte zahlreiche Deutsche im Polentum untergegangen, worauf die vielen deutschen Namen solcher Familien hinweisen, die heute rein polnisch sind. Ganz im Westen Galiziens gibt es noch eine kleine zusammenhängende deutsche Sprachinsel mit einigen deutschen Gemeinden. Der Mittelpunkt dieser Sprachinsel ist die alte deutsche Stadt Biala, die einzige, die noch heute einen deutschen Abgeordneten in den galizischen Landtag sendet.

Die deutsche Sprache ist weit über die eigentlichen deutschen Siedelungen hinaus verbreitet. Jeder Gebildete versteht Deutsch und auch der größte Teil der städtischen Bevölkerung, die in den polnischen und ruthenischen Schulen in den Städten von der dritten Volksschulklasse an Deutsch gelernt hat. Sehr



Schwäbischer Bauernhof in Ostgalizien.

viel trägt zur Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache das Militär bei. Auch der größte Teil der Juden spricht Deutsch, wenn dieses Deutsch auch, namentlich in der Form des sogenannten jüdischen Jargons, keinen besonders schönen Dialekt unserer Muttersprache darstellt. Auch abgesehen von den Juden behauptet sich innerhalb des Geschäftslebens und der Industrie das Deutsche als allgemeine Vermittlungssprache.

Es ist ein wunderbares, eigenartiges Gefühl, welches den deutschen Wandersmann beschleicht, der Galizien durchreist, um die Verhältnisse seiner Volksgenossen kennen zu lernen, wenn er plötzlich mitten in der slawischen Umgebung ein deutsches Dorf entdeckt. Auf den ersten Blick unterscheiden sich die deutschen Ansiedlungen auch heute noch von den polnischen und ruthenischen Dörfern beträchtlich, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß namentlich die Polen

in Westgalizien im Laufe der Jahre es immer mehr verstanden haben, ihre Bauernwirtschaft zu heben. Die ruthenischen Dörfer in Ostgalizien haben gewiß etwas Romantisches und Anheimelndes an sich. Meist strecken sie sich in Flußtälern malerisch zu beiden Seiten eines plätschernden Bächleins, dessen Ufer mit hohen Bäumen bestanden sind, in unregelmäßigen Reihen dahin. Es sind kleine, strohbedeckte Lehmhütten, umgeben von Zäunen aus Weidengeflecht, die lauschig zwischen Birken und Weiden, hin und wieder auch zwischen Obstbäumen hervorlugen. In der Mitte steht das griechisch-katholische Holzkirchlein im byzantinischen Stil mit vier Kuppeln, überragt von einer fünften, die sich gleichsam als Krone aus der Mitte über die anderen erhebt. Phantastische Heiligenbilder zieren das Gotteshaus, dessen Holzbedachung weit über die Wände hervorragte und damit eine Art Galerie schafft, in der man sich draußen auch bei Regen aufhalten kann.

Das Leben im deutschen Dorfe in Galizien selbst kreist im allgemeinen um drei Mittelpunkte: Arbeit, Kirche und Wirtshaus. Das letztere ist oft ein dunkler Punkt im Dorfleben einer galizischen deutschen Siedlung, denn fast überall sind die Dorfwirtshäuser Galiziens in den Händen der Juden. Erst in der neuesten Zeit hat man versucht, unter dem Eindruck der völkischen Bewegung hie und da, zum Teil mit Erfolg, den Gastwirtschaftsbetrieb selbst in die Hand zu nehmen und deutsche Gastwirte einzusetzen. Im allgemeinen aber sind noch bis heute die jüdischen Schenken ein charakteristisches Merkmal eines deutschen Dorfes in Galizien. Hier kommen die Männer des Abends zusammen und besprechen die Dorfangelegenheiten, bisweilen auch die Tagespolitik, und hier werden meist auch die Geschäfte abgeschlossen — leider auch jene, welche deutsche Wirtschaften in die Hände fremder Nationalitäten bringen, oder es werden die Darlehen abgeschlossen und aufgenommen, die den deutschen Bauer in die Hände der Wucherer liefern.

Es war aber oben gesagt worden, daß sich das Leben in einer deutschgalizischen Siedlung um drei Hauptpunkte drehe: Kirche, Schule und Wirtshaus. Darunter ist an erster Stelle die Kirche genannt. Die „Schwabens“ Deutschgaliziens sind ganz zweifellos ein kirchliches und auch wirklich religiöses Völkchen. Ein Gotteshaus darf auch in der kleinsten Siedlung nicht fehlen. Wo sich an einem Orte nur zehn oder zwölf deutsche Familien zusammenfinden, da rasten und ruhen sie nicht, bis sie nicht wenigstens ein kleines hölzernes Bethaus besitzen. Der Kirchenbesuch ist fast überall vorzüglich. Ich habe es in kleinen galizischen Landgemeinden gefunden, daß die Ältesten der Gemeinde, welche stets neben dem Altar eine Ehrenbank innehaben, vor Beginn des Gottesdienstes nachsahen, ob auch alle Gemeindeglieder anwesend waren, und daß sich, wenn jemand fehlte, einer der Herren Ältesten noch persönlich zum Hause des Fehlenden begab, um den Grund des Ausbleibens zu erforschen.

Zöckler, Das Deutschtum in Galizien.

b) Die Deutschen im Buchenlande.

Sast sechshundertfünfzig Jahre reicht die Geschichte der Deutschen in der Bukowina zurück. Die Kriegsereignisse, die auch über ihre Ansiedelungen dahinströmen, haben neuen Anteil an ihnen geweckt.

Die Bukowina gehörte vor ihrem Anfall an Österreich zur Moldau. In diese Gebiete, wie in die Walachei, mögen aus dem bereits früher kolonisierten

Siebenbürgen Deutsche schon im 13. Jahrhundert gekommen sein. Doch herrschten bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts im Lande am Dnjester, Pruth und Sereth noch allzu unsichere Verhältnisse, als daß die deutsche Besiedelung hier größere Ausdehnung gewonnen hätte. Erst durch die um die Mitte des 14. Jahrhunderts erfolgte Gründung des Fürstentums Moldau wurden günstigere Verhältnisse geschaffen. Damals hatte auch schon in Galizien die deutsche Kolonisation große Fortschritte gemacht. Krakau und Lemberg blühten gerade zur Zeit der Entstehung des moldauischen Fürstentums zu großen deutschen Gemeinwesen auf. So zogen fortan von zwei Seiten, von Siebenbürgen-Ungarn und von Galizien-Polen Deutsche ins moldauische Fürstentum, dessen Kern in der ältesten Zeit im südlichen Teile der heutigen Bukowina lag. Suczawa war vom 14. bis zum 16. Jahrhundert der Fürstensitz.

Die vorzüglichste Triebfeder für die Einwanderung der Deutschen bildete der Handel. Da ferner die einheimische Bevölkerung auf einer sehr niederen Kulturstufe stand und zumeist nur Viehzucht trieb, mußte in dem spärlich besiedelten Lande die Niederlassung deutscher Ansiedler, die mit der Landwirtschaft und den Gewerben vertraut waren, willkommen sein. So kam es, daß zahlreiche deutsche Kaufleute und Handwerker sich in den Städten der Moldau und insbesondere der Bukowina niederließen. Diese Bürger brachten deutsches Recht mit, so daß die Städte eine ganz ähnliche Verfassung aufweisen wie jene in Siebenbürgen und in Galizien¹⁾. Ebenso waren die Handwerker nach deutschem Muster in Zünften organisiert. Das ganze städtische Wesen entwickelte sich auf deutscher Grundlage. Aber auch deutsche Schreiber, Geschäftsträger und Soldaten waren den Fürsten willkommen. Ja, das Fürstenhaus selbst trat zu den Deutschen in nahe Beziehungen. Ebenso fanden deutsche Geistliche, Mönche, Ärzte und dergleichen Gelegenheit zur Betätigung. Sereth und Suczawa waren vom Ende des 14. bis ins 16. Jahrhundert Städte mit deutscher Bevölkerung und deutscher Verwaltung. Auch Czernowiz hatte eine ähnliche Organisation. Die deutschen Bewohner dieser Orte standen mit den Deutschorten Galiziens und Siebenbürgens in stetem Verkehr.

Wie in allen Karpathenländern geriet auch das Deutschtum in der Bukowina im Verlauf des 16. Jahrhunderts in Verfall. Religiöse und politische Streitigkeiten, die stete Kriegsgefahr, die Abhängigkeit der Moldau von der Pforte sowie die türkische Mißwirtschaft übten verderblichen Einfluß. Dazu kam, daß damals in Galizien und zum Teil auch in Siebenbürgen das deutsche Leben erschüttert wurde; starke Nachschübe von dort hörten auf. Daher schwand das Deutschtum in der Bukowina dahin und mit ihm die frühere Blüte der Städte. Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden wieder Versuche gemacht, deutsche Gewerbsleute anzusiedeln. Aber erst nach der Verbindung der Bukowina mit dem österreichischen Kaiserstaat (1774) begann ein neuer Aufschwung des Deutschtums²⁾.

Die österreichische Regierung sah sich wie in Ungarn und Galizien gezwungen, zur Hebung der Kultur deutsche Ansiedler herbeizurufen. Zahlreiche deutsche Soldaten, Beamte, Geistliche, Lehrer, Gewerbetreibende und Kaufleute, Bergleute, Glashüttenarbeiter und Bauern zogen ins Land und ließen

¹⁾ Darüber Kaindl, „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“.

²⁾ Vergl. Kaindl, „Das Ansiedlungswesen in der Bukowina“ (Innsbruck, Wagner), „Geschichte der Bukowina“, „Geschichte von Czernowiz“ (Czernowiz, Pardini).

sich teils in den bestehenden Orten, teils in neugegründeten Ansiedelungen nieder. Die Einwanderer stammten aus den deutsch-österreichischen Provinzen, aus Deutschböhmen, aus Südwest-Deutschland, zum geringen Teil auch aus der Zips (Ungarn).

Durch die Niederlassung deutscher Beamten und Bürger erhielt vor allem das zur Landeshauptstadt bestimmte Czernowitz, aber auch Sereth, Suczawa, Radauz und andere größere Orte vorwiegend deutschen Charakter. Um tüchtige Handwerker und Kaufleute in die Bukowina zu ziehen, wurden ihnen allerlei Unterstützungen gewährt. Die Bukowiner Städteordnung von 1786 bestimmte für diese Ansiedler unter anderem zehnjährige Freiheit von allen landesfürstlichen Abgaben und „immerwährende“ Befreiung von Frondiensten, Rekrutenstellung, Militäreinquartierung und Vorspann. Auch beim Häuserbau wurden sie unterstützt. Die deutschen Bürger haben das völlig verfallene städtische Wesen in der Bukowina wieder belebt und die Grundlage zur gegenwärtigen Entwicklung gelegt.

Mit der Ansiedelung der Deutschen hingen ferner die Eröffnung von Bergwerken und die Errichtung von Glashütten zusammen. Als Bergwerkssiedelungen sind jene bei den Salzsiedereien in Solka und Kaczika, dann die Zipserkolonie beim Eisenbergwerk in Jakobeni (1784), ferner in Kirlibaba (1797), in Luisenthal (1805), in Eisenau (1808) und in Freudenthal (1809) zu nennen¹⁾. Als Glashüttenarbeiter siedelten sich Deutschböhmen in Althütte (1793), Neuhütte (1815), Karlsberg (1797) und Fürstenthal (1803) an. An diesen und anderen Orten wurden damals auch deutschböhmisches Holzhauer untergebracht. Die Ausnützung des reichen Waldbestandes der Bukowina haben erst die Deutschen eingeleitet. Sie bauten auch die ersten Brettsägen.

Hohe Bedeutung hatte vor allem die Herbeiziehung von deutschen Bauern. Die Landwirtschaft bildet seit jeher die Hauptidealquelle in der Bukowina. Sie wurde aber von der einheimischen Bevölkerung überaus nachlässig betrieben. Die Felder wurden nicht gedüngt; statt des Ausdreschens der Früchte war noch das Austreten durch Tiere üblich; für den Viehbestand gab es keine Stallungen, so daß sich die Tiere auch während des Winters im Freien aufhalten mußten und zum großen Teile zugrunde gingen. Erst durch die deutschen Ansiedler ist ein Umschwung zum Bessern herbeigeführt worden. Die deutschen Landwirte sind zumeist aus dem südwestlichen Deutschland gekommen und werden daher „Schwaben“ genannt. Diese schwäbischen Bauern sind zumeist unter Kaiser Joseph II. in das Buchenland gekommen. Im 19. Jahrhundert wurden dagegen deutschböhmisches Landleute in den Orten Bori (1835), Lichtenberg (1835), Schwarzthal und Buchenhain (1841), Glitt und Augustendorf angesiedelt.

Gegenwärtig sind Deutsche aber auch in zahlreichen anderen Orten der Bukowina ansässig. Sie zogen teils aus den älteren Ansiedelungen dahin, teils kamen sie aus Galizien. Die Gesamtzahl der Deutschen dürfte im Jahre 1914 etwa 75 000 betragen haben.

Wie schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, haben die Deutschen für die Kultivierung der Bukowina überaus viel geleistet. Erwähnt mag nur noch werden, daß auch die geistige Bildung von ihnen erst verbreitet wurde. Als die Bukowina an Österreich fiel, war Lesen und Schreiben eine wenig be-

¹⁾ Jakobeni und Kirlibaba sind die gegenwärtig als Kampflähe in der südlichen Bukowina oft genannten Orte.

kannte Kunst; selbst viele griechisch-orientalische Geistliche verstanden sie nicht. Wie gewaltig der Umschwung war, den deutsche Arbeit hier herbeigeführt hat, geht aus dem Umstande hervor, daß hundert Jahre später (1875) eine deutsche Universität begründet werden konnte, die einem allgemeinen Bedürfnisse entsprach und sich gut entwickelt hat.

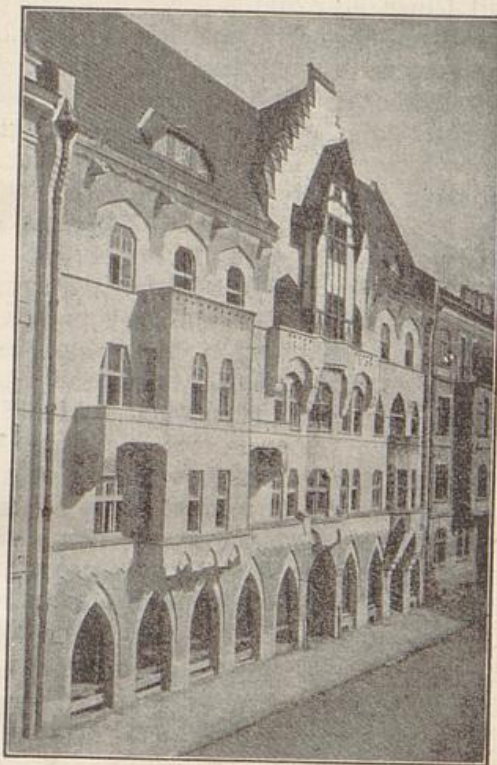
Lange haben die Bukowiner Deutschen ungestört ihrer ruhigen Kulturarbeit leben können, gewiß zum Segen aller Nationen des Landes. Aber allmählich drang der Nationalitätenstreit auch in das Buchenland und zwang die Deutschen, einen Teil ihrer Arbeit dem Schutze ihrer Interessen zu widmen. Im Frühjahr 1897 wurde der „Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina“ begründet, der sich überaus glücklich entwickelte und mit einer großen Anzahl von Ortsgruppen das ganze Land umspannte. Viele von den Ortsgruppen, Czernowitz voran, erbauten oder erkaufte sich zum Heim „Deutsche Häuser“ oder „Volksheime“. Der Verein setzte sich die Aufgabe, alle Interessen der Deutschen in wirtschaftlichen und völkischen Beziehungen, mit Ausnahme der politischen, zu pflegen. Auch die Herausgabe einer Zeitung (Bukowinaer Bote) und eines deutschen Kalenders für die Bukowina, ferner die Errichtung zahlreicher Büchereien ging von diesem Vereine aus. Allmählich übernahmen einzelne Zweige der Tätigkeit besondere Vereine, so vor allem der Verein „Deutsches Schülerheim“ (seit 1900), der 1907 ein geradezu mustergültiges Schülerheim in Czernowitz erbaut hat. Andere Schülerheime entstanden in Sereth, Gurahumora und Radauz. Von geradezu bahnbrechender Bedeutung für die wirtschaftliche Erstarkung und die Befreiung vom Wucher wurden die seit 1898 errichteten Spar- und Darlehnskassenvereine (Raiffeisenkassen), die sich zum „Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in der Bukowina“ zusammengeschlossen haben; kaum ein Ort, in welchem eine größere Anzahl Deutscher wohnt, entbehrt dieser segensreichen Einrichtung, die in stetem Aufblühen begriffen ist. Seit 1904 wurden auch deutsche Warenhäuser (Konsumvereine) begründet. Von den anderen deutschen Vereinen mögen genannt werden: die zahlreichen Ortsgruppen des Deutschen Schulvereins, die Ortsgruppe Czernowitz des Salzburger Hochschulvereins, der Verein deutscher Lehrer in der Bukowina, die akademischen Burschenschaften Arminia und Teutonia, das deutsche Gesangskränzchen, der deutsche Turnverein Jahn und andere.

So bestellten die Bukowiner Deutschen in ruhiger, zielbewußter Arbeit ihr Haus, sich zum Schutz, niemandem zum Trutz. Die Anfeindung der deutschen Organisation schwächte sich allmählich ab. Noch kostete es aber viele Mühe, die Stammesbrüder im Westen für den vergessenen Vorposten zu gewinnen. Wohl hatten sich diese in früherer Zeit zuweilen an das „Buchenland“ erinnert, so als 1875 die deutsche Universität in Czernowitz errichtet wurde. Überall in deutschen Gauen jubelte man damals über diesen ungeahnten Erfolg deutscher Kulturarbeit; hervorragende deutsche Dichter gaben dieser Stimmung in schwungvollen Worten Ausdruck. Aber später vergaß man diese Deutschen. Erst in den letzten Jahren ist es anders geworden. Vor einigen Jahren kam der Wanderlehrer des Bundes der Deutschen Nordmährens Honer in die Bukowina (Januar 1906). Die Erfahrungen, welche er hier sammelte, veranlaßten ihn, mit begeisterten Worten für die Bukowiner Deutschen einzutreten: „Auch die Deutschen in der Bukowina haben ein tüchtiges Stück Kulturarbeit geleistet und dem Deutschtum hier im Lande Ehre gemacht. Sie

sind für uns kein verwehtes Blatt der deutschen Eiche, kein abgerissener Ast. Nein! Sie sind ein Stück von uns, sie sind Blut von unserem Blut, Fleisch von unserem Fleisch. Wir dürfen und können nicht zugeben, daß man sie jemals von uns losreißt."

Ihre völkische Gesinnung haben die Bukowiner Deutschen seither auch dadurch bewiesen, daß aus ihrer Mitte der Gedanke des Zusammenschlusses aller Karpathendeutschen hervorging. Im Sommer 1911 fand unter dem Vorsitz des Schreibers dieser Zeilen ihre erste Tagung in Czernowitz statt.

Die Deutschen in der Bukowina haben ihr Volkstum treu bewahrt. Noch sind in den deutschen Dorfgemeinden viele der alten Festgebräuche erhalten. Die Hochzeit weist alte Sitten auf, wie der Raub der Brautschuhe, der Brauttanz und dergleichen. Das Kirchweihfest im Herbst ist ein frohes Erntefest, das die Verwandten und Bekannten aus Nah und Fern zusammenführt. Dabei ist es auch üblich, daß nach alter Sitte die herangewachsenen Jünglinge sich in die Burschenschaft einkaufen. Die Bukowiner Deutschen bringen auch noch viele aus Deutschland mitgebrachten Lieder. Viele von den alten im „Wunderhorn“ gesammelten Liedern erklingen in den deutschen Ansiedelungen des Buchenlandes. So das schöne Lied vom „Pfalzgraf am Rhein“, „Zu Straßburg auf der Schanz“, „Der vorlaute Ritter“, „Frau Nachtigall“, „Schwarzbraune Heze“, „Ich hab' mein Feinsliebchen schon lang nicht gesehen“ und andere. Balladen und Liebeslieder, Wander-, Handwerker- und Schelmlieder wechseln in bunter Folge¹⁾. Ebenso bemerkenswert sind die Weihnachtsspiele²⁾. Nur kurz sei noch erwähnt, daß auch gereimte Liebesbriefchen üblich sind.



Deutsches Vereinshaus in Czernowitz.

Raimund Friedrich Kaindl, Graz. (Gekürzt.)

10. Kriegsnoten der deutschen Gemeinden in Galizien und der Bukowina.

Furchtbar ist das Wetter des Krieges über die beiden östlichen Kronländer Österreichs, Galizien und die Bukowina hinweggebraust, zum großen Teil sogar zweimal. Unter all den Noten, die der Krieg mit sich bringt, haben die

¹⁾ Vergl. Kaindl, Deutsche Volkslieder aus der Bukowina (Czernowitz, Pardini).

²⁾ Vergl. Kaindl, Die Deutschen in Galizien u. d. Bukowina (Frankfurt, Keller).

deutschen Gemeinden am schwersten zu leiden gehabt. Die Russen hofften ja im Anfang, Galizien dauernd behalten zu können, daher war, soweit man bei den Russen davon sprechen kann, ihr Verhalten den Polen und Ruthenen gegenüber ein freundliches, um diese beiden slawischen Völker innerlich zu gewinnen. Auch gegen die katholischen Deutschen gingen sie schonender vor. Dagegen entlud sich ihre ganze Wut auf die evangelischen Deutschen.

Eine Frage, die bei Ostpreußen viel erörtert worden ist, ist die: hätten unsere Gemeinden fliehen sollen oder nicht? Daß das Kinderheim in Stanislaw mit seinen über 200 Kindern, das zum größten Teil von den Unterstützungen aus Deutschland lebt, nicht bleiben konnte, ist klar. Die Erhaltung und Ernährung wäre unmöglich gewesen, ganz abgesehen davon, daß die Russen sicher den Leiter desselben, Pfarrer D. Zöckler, als den Führer der Deutschen in Galizien sofort gefangen genommen hätten. So wurde das ganze Kinderheim, von dem zum Glück eine Anzahl Kinder sich während der Ferien bei Verwandten auswärts befand, mit der Anstaltsgemeinde — gegen 200 Seelen — am 1. September morgens in sechs aus besonderer Vergünstigung bereitgestellte Viehwagen geladen. War das ein trauriger Auszug! Jedes der Kinder trug sein Bündel. Nur das Notdürftigste konnte mitgenommen werden. In den Eisenbahnwagen eine fürchterliche Enge. Nur langsam schlich der Zug vorwärts. Dabei immer die Angst, von den Russen eingeholt zu werden. Ganz hell hörte man den Kanonendonner vom Dniestr herüber. Tagsüber ging's noch. Aber des Nachts konnten die Kinder nicht einmal ausgestreckt liegen. Dazu endloses Warten, bis zu 12 Stunden auf einer Station. Bald ging das Brot aus. Auf den Bahnhöfen war nichts zu bekommen, nicht einmal kochendes Wasser, um Tee zu machen, viel weniger Milch für die Kleinsten unter 1 Jahr. Endlich, nach 62stündiger Fahrt, war Struj erreicht, das kaum 80 Kilometer von Stanislaw entfernt ist. Von dort gingen fürs erste überhaupt keine Züge für Zivilpersonen mehr. Ja, die Anstaltsgemeinde begrüßte es als eine Erlösung, die Viehwagen verlassen zu können.

Nun ging's zu Fuß weiter durch das endlose Galizien. Wie oft wurde der Weitermarsch durch Truppen oder sonstige Kolonnen behindert. Im Sonnenschein ging's noch; aber bei Regen und Hagelsturm — wie fürchtbar die Anstrengungen und die Leiden. Und doch durfte die Flüchtlingschar oft die wunderbare Durchhilfe Gottes erfahren. Endlich, nach drei Wochen, fand das Kinderheim eine Zuflucht im Diakonissenhaus in Gallneukirchen (bei Linz, Oberösterreich). Wen das Schicksal der Flucht näher interessiert, der lasse sich von der Anstaltsleitung den Bericht kommen.

In Galizien war die Lage der deutschen Gemeinden außerordentlich schwierig. Diese sind dort wie Inseln im Meere, kleine, abgeschlossene Sprachinseln, umbrandet von der slawisch-jüdischen Flut. Daß ein Teil der umwohnenden Bevölkerung russenfreundlich und deutschfeindlich gesinnt war, wußte jedes Kind. Hinzu kommt, daß die deutschen Gemeinden im Vergleich zu ihrer Umgebung, die bei weitem wohlhabenderen waren, also als Gegenstand russischer Plünderungen zuerst in Betracht kamen. Tatsache ist nun, daß, wie vorauszusehen war, die ganze Wut der Russen sich gegen die schmucken deutschen Siedlungen gerichtet hat und daß diese am allerschwersten unter dem Kriege zu leiden gehabt haben.

Als Ganzes ist allein meine frühere Gemeinde Dornfeld geflohen.

Unser Ziel war Ugartsberg, eine kleine Siedlung südlich vom Dniestr, wo wir in Sicherheit waren. Gegen Abend langten wir dort an und fanden in den Scheunen und Ställen Unterkunft. Dort fanden sich auch eine ganze Anzahl Flüchtlinge aus den Filialen von Dornfeld zu uns.

Nachdem etwas Ruhe eingetreten war, ließ ich zum Abendgottesdienst läuten. Welch ergreifende Feier! Freilich äußerlich schlicht, einfach und schmucklos. Auf dem Altar ein Talglühlicht und eine Stallaterne. Davor der Pfarrer in hohen Reiterstiefeln, ohne Talar und Bäffchen. Ich sprach über Röm. 8, 31—39. Wie lebendig wurde in unserer Lage dieser Text. Als wir nach brünstigem Gebet „Ein feste Burg“ anstimmten, da war's, als wenn wir dies Lied nie gesungen hätten. Mit solcher Gewalt ergriff es unsere Herzen.

Als wir Heerschau hielten, ergab sich's, daß unsere Flüchtlingschar etwa 1000 Seelen zählte. Etwa 500 Stück Vieh, 200 Pferde und 80 Wagen hatten wir bei uns.

In ähnlicher Weise wie Dornfeld waren auch eine ganze Reihe anderer Gemeinden vor den Russen geflohen. Aus Mangel an Führung zerstreuten sie sich meist, wurden von den Russen überholt und mußten in ihre dann ausgeplünderten Dörfer zurückkehren. Was sonst an Flüchtlingen in Wien und Vorderösterreich anlangte, waren außer mehreren Pfarrern und Lehrern nur wenige Familien aus den verschiedenen Stadt- und Landgemeinden.

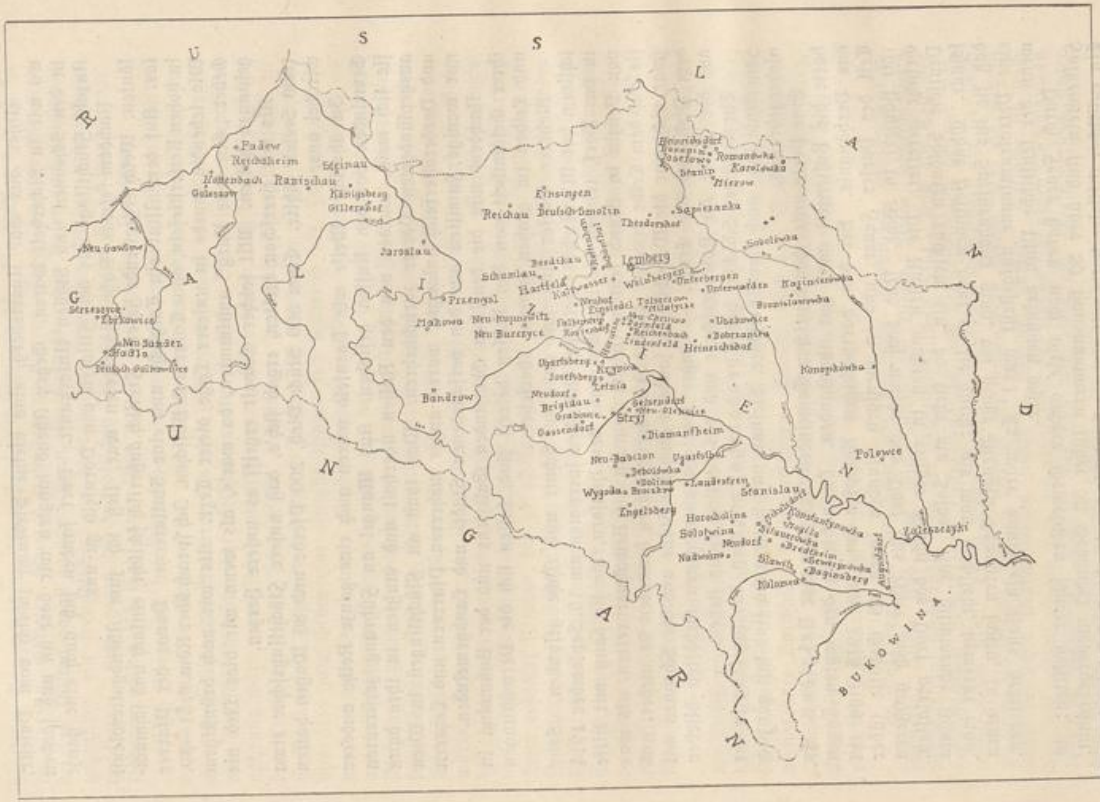
Nachdem nun die deutschen Gemeinden Galiziens und der Bukowina in ihrer Gesamtheit von den Russen befreit sind, lassen sich die Verwüstungen und Leiden im großen ganzen übersehen.

Mehrere Dörfer sind fast ganz in Schutt und Asche gesunken. Sehr schlimm hat Mariahilf gelitten. Kosaken sprengten am 15. September 1914 in das Dorf, trieben die Bewohner aus den Häusern, die sie dann mit Hilfe von Benzin in Brand setzten. Nichts konnten die Bewohner retten, als was sie auf dem Leibe trugen. Von 110 Bauerngehöften brannten 91 nieder, und zwar nicht nur die Wohnhäuser, sondern auch die Ställe und die Scheunen mit dem Vieh und der Ernte. — Außer wenigen abgelegenen Gehöften blieben nur die Kirche, die Roseggerschule und das deutsche Haus stehen. —

Ein ähnliches Schicksal hat Theodorshof gefunden, das tagelang in der Feuerlinie lag; auch Neu-Burtschice, Steinau und Saziezanka sind fast gänzlich niedergebrannt.

Eine Perle unter den deutschen Gemeinden Galiziens war Brigida u. Es hatte die Russenzeit ganz gut überstanden. Da nahte in den letzten Tagen das Verhängnis. Bei den hartnäckigen Kämpfen im Juni 1915 fing ein Teil des Dorfes Feuer, und in wenigen Stunden lagen 48 Gehöfte (über 150 Häuser) in Asche. Und doch wurde das Dorf aus einer noch größeren Gefahr gerettet. Die Russen mußten in eiliger Flucht das Dorf verlassen. Deutsche Soldaten rückten ein, da sieht ein Soldat eine glimmende Zündschnur. Ohne Besinnen haut er sie durch; als man nachsieht, bemerkt man, daß sie ins Spritzenhaus ging, wo große Mengen Granaten lagen, in denen eine Petroleumtonne aufgestellt war! Es wäre kaum ein Haus geblieben, wenn der teuflische Plan gelungen wäre.

Durch Feuer haben noch viele andere Gemeinden schwer gelitten: in Falkenstein sind über 30 Hausnummern (über 50 Gebäude) niedergebrannt. Ein russischer Offizier hatte mit eigener Hand die brennende Fackel in mehrere Häuser geschleudert und dann die Bewohner am Löschen gehindert.



Bedeutend höher noch ist der Schaden, den die Deutschen durch die vielfachen Plünderungen erlitten haben. Im Anfang bezahlten die Russen meist das requirierte Vieh und Getreide, wenn auch oft sehr gering.

Dieser große Verlust ist für die Deutschen um so bitterer, als sie das beste Vieh hatten und die umliegenden polnischen und ruthenischen Ortschaften verschont blieben, ja ihre Bewohner oft von den Russen das geraubte Vieh billig erstanden.

Die „deutsche Not“ hat ein Schriftsteller unserer Tage über den gegenwärtigen Weltkrieg geschrieben. Unsere deutschen Brüder und Schwestern in Galizien und der Bukowina haben ihr gut Teil von dieser deutschen Not abbekommen. Aber sie haben auch etwas von der Liebe des deutschen Volkes erfahren. Lange Zeiten in ihrer Geschichte waren sie vom großen deutschen Volk vergessen. Nur kleine Kreise waren es, die etwas von ihrem Bestand wußten und in seltener Treue ihre Nöte mit zu lindern suchten. Erst um die Jahrhundertwende erinnerte man sich ihrer, als man versuchte, sie nach Posen zu überführen. Selbst weite Kreise Österreichs waren durchaus damit einverstanden, da man sie doch für verlorene Posten hielt. Nachdem dieser Angriff auf den Bestand der Gemeinden abgeschlagen, kam ein nie mehr gehoffter Aufschwung der Gemeinden, und zwar gleichzeitig auf völkischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet. Das Interesse weiterer Kreise, ja sehr hoher Kreise, wurde dadurch reger. Für die Gemeinden kam eine neue Zeit.

Aber erst durch das plötzlich hereingebrochene Unglück des Krieges besann sich das deutsche Volk diesseits und jenseits der Grenzpfähle in seiner Gesamtheit auf seine Pflicht diesen vorgeschobenen Vorposten gegenüber. Die flüchtigen Deutschen fanden in Vorderösterreich, sonderlich in Wien, herzliche Aufnahme.

Von größter Bedeutung für die so dringend notwendige organisierte Hilfstätigkeit wurde die Gründung des Ausschusses für die hilfsbedürftigen Deutschen Galiziens und der Bukowina in Leipzig. Die Reichsregierung und die Regierungen der Einzelstaaten genehmigten nicht nur gern die Sammlungen, sie förderten sie auch in entgegenkommendster Weise.

Der Herr Reichskanzler spendete 20 000 K. und ein zweites Mal 10 000 K. Provinzen, Städte, Kreise, Vereine usw. sandten größere und kleinere Beträge. Ja selbst in einzelnen Dörfern wurden Sammlungen veranstaltet. In die entlegensten Gegenden drang die Kunde von den Deutschen an der russischen Grenze und ihrer Not und hat ein geistiges Band um die große deutsche Volksgemeinschaft geschlungen, das niemand wieder zerreißen soll.

Der Eindruck dieser Hilfsexpeditionen war ein überwältigender. Diese unerwartete Teilnahme des großen deutschen Volkes tat den so schwer geprüften und durch das lange Leid oft völlig niedergedrückten Volksgenossen unendlich wohl. Nicht nur die Nahrungsmittel und Kleidungsstücke waren überaus erwünscht. Vor allem war es das Gefühl, nicht mehr allein und verlassen zu sein, sondern einmal etwas zu spüren und zu erleben von der deutschen Volksgemeinschaft, das ihnen neue Hoffnung, neuen Lebensmut gab.

Wesentlich gehoben wurde dies Bewußtsein durch die siegreichen Truppen, die nun in die Dörfer einzogen. Waren dies zufällig Deutsche aus Vorderösterreich oder dem Deutschen Reich, dann war die Freude und Begeisterung doppelt groß. Es war nicht nur die Freude über die Befreiung vom Russenloch, sondern vielmehr das tiefempfundene Gefühl der Bluts- und Sprach-

gemeinschaft, einer Gemeinschaft, die über die staatlichen Grenzpfähle hinausgreift und gerade durch diesen Krieg auf das herrlichste bewährt worden ist.

In Annaberg oben in den Karpathen sorgt ein deutscher Bauer trotz seiner zehn Kinder in rührender Weise für die sechzehn bei ihm einquartierten deutschen Artilleristen. Aus Einsingen schreibt ein Divisionspfarrer seiner Frau am Rhein von der Not der durch die Russen ausgeplünderten Deutschen und bittet sie, im Kreise der Bekannten für sie zu sammeln. Man brachte den Soldaten Milch, Butter, Eier — soweit noch solche Schätze vorhanden waren. Bezahlung wurde abgelehnt, trotzdem die Soldaten drängten: „In den Karpathen hätten wir gern viel Geld bezahlt, wenn wir was fürs Geld bekommen hätten, und nun wir was bekommen können, wollt ihr kein Geld nehmen.“ Sie erhielten aber die richtige Antwort: „Mußten wir so viele Monate lang den Russen umsonst zu essen geben, sollten wir da nicht auch aus Freude geben dürfen?“

Eine amtliche Bestätigung hat dies freundliche Verhältnis durch General von Emmich erhalten. Dieser war mit seinem Stabe in Reichau einige Tage einquartiert. Bei seinem Einzug war er mit Blumengewinden und Ehrenpforten empfangen worden. Nach seinem Abzug erhielt der Pfarrer des Dorfes folgendes Schreiben, das nun zum ewigen Andenken mit Stolz in der Gemeinde aufbewahrt wird:

Herrn Pfarrer Johann Labzik, Reichau! Euer Hochwürden übersende ich beifolgend den Betrag von 370 Mark, gesammelt im Stabe des Generalkommandos 10. Armeekorps, und bitte Sie, darüber zu verfügen zugunsten der deutschen Gemeinde Reichau. Die Gabe soll allen Reichauern zeigen, wie wohl ich und mein Stab uns hier gefühlt haben. Möge Reichau weiter deutsche Art und Treue pflegen! Möge es weiterhin verschont bleiben von den Schrecken des Krieges. Gez. von Emmich, General der Infanterie und Kommandierender General.“

Die Bedeutung Galiziens in militärischer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht ist jetzt auch dem blödesten Auge klar geworden. Gleichzeitig ist aber auch die Bedeutung des Deutschtums gerade in den Grenzlanden den genauen Kennern der Verhältnisse auf das Schlagendste erwiesen worden. Gerade diese Zeit der Not hat in überraschender Weise die tiefe Liebe der deutschen Kolonisten zu der von den Vätern urbar gemachten Scholle offenbart.

Die Zukunft Galiziens ist dunkel. Wir können nicht in die Zukunft sehen. Aber eins wissen wir: Galizien und die Bukowina können ihre Deutschen nicht entbehren — jetzt weniger denn je —, und wo so viel deutsches Blut geflossen ist, da kann, da darf das Deutschtum nicht verloren gehen. An dem nun beginnenden Aufbau des — äußeren und inneren — Deutschtums in den Karpathenländern mitzuarbeiten, ist eine herrliche und dankbare Aufgabe, des Schweißes der Edelsten wert.

Nach Faust, Pastor in Leipzig.

II. Deutsche Kulturarbeit in Bosnien und Herzegowina.

Die österreichische Besizergreifung im Jahre 1878 löste Bosnien und Herzegowina vollständig von der Türkei. Die neue Verwaltung sah sich großen und schweren Aufgaben gegenüber. Gab es doch nirgends eine Eisenbahn, kaum eine Straße. Im ganzen Land waren fünf Ärzte! Das Land wurde dem k. u. k. Reichsfinanzminister in Wien unterstellt, neben dem als

eigentlicher „Landeschef“ der kommandierende General zu Serajewo stand. Die Verwaltung war glücklicherweise streng militärisch, und sie hat zunächst Ordnung und Sicherheit hergestellt, Straßen, Eisenbahnen, Gasthöfe und andere Anstalten moderner Zivilisation gut und zahlreich gebaut. Das Land wurde nicht mit Unrecht als ein Glanzstück österreichisch-ungarischer Verwaltungskunst betrachtet. Auch die Industrie wurde kräftig gefördert: die beträchtlichen Kohlen- und Erzlager konnten ausgebeutet, die Nutzbarmachung der riesigen Wälder konnte mittelst zahlreicher Waldbahnen in Angriff genommen werden. Die Schwierigkeiten dieser Verwaltung waren um so größer, als auch die Parität zwischen Österreich und Ungarn streng gewahrt werden mußte. Doch blieb das Gepräge der Verwaltung deutsch, entsprechend dem deutschen Gepräge des Heeres. Heute noch kann man jahrelang in Serajewo oder Banjaluka leben, ohne mehr als einige Brocken serbokroatisch zu verstehen, und der Reisende kann sich getrost auf sein gutes Deutsch verlassen. Den ganz darniederliegenden Ackerbau suchte man nach altem galizischen Vorbild durch Heranziehung fremder, besonders deutscher Ansiedler zu heben. So kamen mehrere Tausende aus Syrmien und dem Banat, aus Galizien und Böhmen, aber auch aus Ländern des Deutschen Reiches, besonders aus Westfalen. Im Orbastal liegt eine blühende Kolonie „Windhorst“. Man kann diese äußersten Vorposten des Deutschtums und zum Teil des Protestantismus nur mit warmer Teilnahme verfolgen und begleiten. Man muß auch die werdenden Werte, die zähe Arbeit und die ideale Begeisterung als hoffentlich unverlorene Güter unseres Volkstums begüßen und bewundern. Man muß auch helfen, solange Not ist.

Lassen wir uns Bilder und Eindrücke von einer Sommerfahrt zum bosnischen Deutschtum erzählen:

Bereits der folgende Morgen fand uns nach einer etwas abenteuerlichen und sehr regenfeuchten nächtlichen Bahn- und Wagenfahrt auf bosnischem Boden, unterwegs nach den Kolonistendörfern, die sich von Bosnisch-Gradisca bis nach Banjaluka hinunterziehen. Wenn irgend das Wort von den Tagen, die aufeinanderfolgen, aber sich nicht gleichen, zutrifft, so war es hier der Fall. Will man sich ein richtiges Bild von der Gegensätzlichkeit slawischer und deutscher Orte machen, so muß man die beiden Völker bei Festen und bei der Arbeit beobachten. Unleugbar, im Festefeiern ist uns der Slawe über. Dem schwerfälligeren, reflektierenden Deutschen fehlt der hinreißende Schwung, die naive Hingabe an den Rausch des Augenblicks, die dem Slawen in so hohem Maße eignet.

Aber diese schwerere und überlegsame Art des Deutschen, wie kommt sie ihm bei der Arbeit zustatten! Gewiß, auch der Slawe versteht fleißig zu sein, er ist sogar, vom Russen abgesehen, vielfach und unter guter Anleitung ein ausgezeichnete Soldat der Arbeit. Aber der Deutsche ist ihr geborener Offizier, bei dem der Kopf dem fleißigen Arm die Wege weist. Der eine ist ein Schaffer in gewiesener Bahn, der andere ein Schöpfer auf eigenen Wegen und deshalb als Kulturpionier in fremdem Lande unerreicht. Das sind Eindrücke, oder besser Überzeugungen, die mir die deutschen Bauerndörfer Siebenbürgens und Südungarns, Galiziens und der südrussischen Steppe mit gleicher Stärke aufgedrängt haben; ich fand sie auch auf dem Boden des jüngsten österreichischen Kronlandes neu bestätigt. In flinkem Trabe führen uns die unscheinbaren und schlecht gepflegten, aber ausdauernden bosnischen Pferdchen in die Ebene hinaus. Hinter uns bleibt der breite, von Schiffs-

mühlen belebte Spiegel der Save, hinter uns das schlanke Minarett der Moschee von Bosnisch-Gradisca, die uns zuerst darauf aufmerksam gemacht hat, daß wir in die Welt des islamitischen Orients eingetreten sind. Die Feldmark des aus bosniakischen und türkischen Ackerbürgern bestehenden Grenzstädtchens scheint recht verwahrlost, Maisfelder, aber auch viel dürftiges Weideland. Es ist ein hoher kirchlicher Feiertag der Bosniaken, deshalb liegen die Felder menschenleer vor uns. Dafür geben die Scharen festlich geschmückter Kirchgänger in ihren bunten und malerischen Trachten, dazwischen auf einem niedrigen Wägelchen einige dicht verschleierte türkische Weiber ein anschauliches Bild der farbenfreudigen und mannigfaltigen Volkstrachten in diesem national so bunt gemischten Lande. Schon nach kurzer Fahrt wird die Gegend gepflegter, das Weideland weicht bescheiden vor breiten, akkurat abgegrenzten Mais- und Weizenfeldern zurück, regelrechte Obstgärten breiten sich aus, am Horizont erscheinen zwei weiße Kirchtürme mit spitzen Helmen, die ebensogut zwischen Köln und Hannover stehen könnten, und zwischen den würfelförmigen, von hohem spitzen Schindeldach gekrönten, meist arg verwahrlosten einheimischen Häusern, deren holzgeschnitzte Haremsgitter die Türkenwohnungen anzeigen, erscheinen erst vereinzelt, dann immer dichter gesät, langgestreckte, behäbig breite Gehöfte, Wohnhaus, Stallungen und Scheunen zumeist nach niederrheinischer Art zu einem Viereck zusammengestellt. Schon auf Kilometerweite sind sie als deutsche Bauernhäuser unverkennbar. Wir passieren ein unglaublich zerfallenes und schmutziges, doch ebenso unglaublich malerisches Zigeunerdorf, dann schwenkt unser türkischer Kutscher von der Landstraße ab, auf wohlgepflegtem Feldwege einem besonders stattlichen Gehöft zu und wirft uns über die Schulter die beiden Worte zu: „Windhorst, Siebenmorgen!“ An der Einfahrt kommt uns mit prüfendem Blick ein stattlicher Weißbart im Arbeitskittel entgegen; seine scharfen, verwitterten Züge leuchten bei unserm deutschen Gruß förmlich auf vor Freude und Überraschung. Im nächsten Augenblick sind wir schon drin in der guten Stube, und mit kräftigem Handschlag und einem kühlen Trunk Landweins begrüßt der Bürgermeister Siebenmorgen von Windhorst, ein Sohn des gesegneten Rheinlandes und Veteran dreier deutscher Feldzüge, die unvermuteten Gäste aus dem Deutschen Reich. Er hat's zu etwas gebracht da draußen, der Alte, und wenn er mal die Augen zumacht, so werden seine elf Kinder nicht Not zu leiden brauchen. Den Geldschrank, der sich an der einen Wand breitmacht, wird er kaum schon aus der Heimat mitgeführt haben. Vorläufig aber steht er noch fest in seinen Schuhen, und wir trauen dem Dreiundsiebzigjährigen ohne weiteres zu, daß er seinen vierjährigen Jüngsten, den Blondkopf, der hinter Vaters beschützendem Beinkleid weg neugierig mißtrauisch zu den Fremden aufschaut, erst noch zu einem ebenso tüchtigen Kerl und wackeren Deutschen aufziehen will, wie er's mit den älteren getan, die nun meist schon auf eigener Scholle sitzen. Der Alte versteht als echter Rheinländer zu erzählen und hat was erlebt. Er hat seine 1866 und 1870 erworbenen Waffenkenntnisse da unten manchmal brauchen können, bis die Österreicher Ordnung im Lande geschaffen und der bosniakische Räuber eine Schreckfigur der Kinder und Spinnstuben geworden ist. Eine Freude ist's, zuzuhören, mit welcher klarer Einsicht und gesundem Überblick der einfache deutsche Mann es gelernt hat, die oft recht schwierigen Verhältnisse zu meistern, und es wird einem warm ums Herz, wenn man aus dem Munde des alten rheinischen

Katholiken, den konfessionelle Verbitterung dereinst hinausgetrieben hat, um mit der Gründung der Kolonie Windhorst gleichsam ein politisches Glaubensbekenntnis ablegen zu helfen, immer wieder hört: „Ja, wir Deutschen hier halten zusammen. Wir lassen unsern Kindern die deutsche Muttersprache und deutsche Art nicht nehmen, und wir halten die Liebe zur alten Heimat fest im Herzen!“ Und wenn wir an den Wänden der guten Stube die Bildnisse unseres Kaisers und des alten Franz Joseph zusammen mit dem des Papstes den Ehrenplatz einnehmen sehen, so tritt uns auch darin ein Bild schlichter deutscher Treue entgegen, die in aller Einfachheit und Geradheit für sich Konflikte überbrückt, vor denen Neunmalweise ratlos stehen, einer Treue, die wir nur mit stiller Rührung respektieren können. Nach einer Stunde eifrigen Fragens und Erzählens gab's einen herzlichen Abschied wie von alten guten Bekannten; wieder ein Stück Fahrt, und dann saßen wir im Gasthof von Groß-Windhorst, einem echten behäbigen deutschen Landwirtshaus — beileibe keine primitive Dorfkneipe — bei einem Glase Trappistenbier deutsch-bosnischer Herkunft im Kreise der Vorstandsmänner der Windhorster landwirtschaftlichen Genossenschaft. Einer von ihnen, ihr Wortführer, hatte noch unseres jetzigen Kaisers Rock getragen und war erst nach 1900 Freunden und Verwandten nachgezogen. Er denkt mit Begeisterung an seine Soldatenzeit zurück und plant für die drei nahe beieinanderliegenden Kolonien Groß- und Klein-Windhorst und Rudolfstal die Gründung eines Krieger- und Veteranenvereins! Alle diese Leute sind aus eigener Kraft wohlhabende Großbauern geworden. Freilich die harte Arbeit einer Generation steckt darin, aber nun sind sie gemachte Leute. Sie wissen auch, was sie dem Lande wert sind und stellen ihr Licht nicht unter den Scheffel. Sie sind entschlossen, mit allen Mitteln an ihrer Muttersprache und ihrem deutschen Volkstum festzuhalten und begreifen vollkommen, daß die Vernichtung und Entdeutschung der zahlreichen jüngeren und daher ärmeren deutschen Siedlungen im Lande, wie sie die bosnische Schulpolitik durch Entziehung der bisherigen Schulsubventionen anbahnt, allmählich auch auf sie nachwirken muß, mit einem Wort, daß sie isoliert zu klein sind, um sich dauernd als Deutsche behaupten zu können. Und sie leiden weiter unter den traurigen Kreditverhältnissen des Landes, die sie zwingen, bei kroatischen Geldinstituten Gelder gegen Wucherzins aufzunehmen, wenn sie ihren Besitz vergrößern, von der durch die starke Türkenabwanderung geschaffenen günstigen Konjunktur im Bodengeschäft Nutzen ziehen wollen. So sind auch sie als gute Deutsche und tüchtige unternehmende Wirte mit ganzem Herzen mit den Maßregeln einverstanden, die der junge Verein der Deutschen in Bosnien mit Hilfe des Vereins für das Deutschtum im Ausland zu treffen sich bemüht, um durch Schaffung eines gesunden Kreditwesens für alle deutsch-bosnischen Kolonien auf genossenschaftlicher Grundlage die wirtschaftliche Lage des gesamten bosnischen Deutschtums zu stärken und dadurch auch die Mittel für ein auf eigenen Füßen stehendes deutsches Privatschulwesen zu sichern. Wir scheiden mit dem Bewußtsein, in diesem fernen deutschen Pionierwinkel Männer gefunden zu haben, die mit ganzem Herzen an ihrer deutschen Art festhalten und mit offenem Blick die Wege suchen und finden werden, die ihnen dies ermöglichen. Und dieser Eindruck wurde womöglich noch verstärkt durch das Zusammensein, das wir nach einer weiteren Stunde Fahrt mit dem wackeren und einsichtsvollen Gastwirt und Bürgermeister von Rudolfstal, einem blonden oldenburgischen Hünen in der Vollkraft der Jahre, haben durften. Auch hier fielen

wir unerwartet ins Haus, aber Küche und Keller taten in ländlicher Einfachheit ihr Bestes, und wir mußten es mit Dank annehmen, daß wir als Gäste der Gemeinde behandelt wurden, die „sich's, wenn sie's gewußt hätte, nie hätte nehmen lassen, Landsmannbesuche aus dem Reich festlich und gastlich zu feiern“. Von Rudolfstal brachten uns unsere Wagen dann in wenigen Stunden nach Banjaluka. Unser dortiger freundlicher Führer, der deutsche evangelische Pfarrer Ohler, bedauerte es schmerzlich, daß wir so nur die besten, wohlhabendsten deutschen Kolonien Bosniens gesehen hätten. Wenn ich aber an den unvergeßlichen Tag in den drei Dörfern zurückdenke, so vermag ich dem nicht zuzustimmen. Wir wissen es ja, daß die späteren Siedelungen, z. T. auf kargerem Boden und mit geringeren eigenen Mitteln angelegt, zum Teil mit südongarischen und russischen Deutschen besiedelt, weit hinter Windhorst und Rudolfstal zurück sind und begreifen daher vollkommen, daß in ihnen die Not drückend und die Hilfe dringlich geworden. Aber ich meine gerade das Bild der drei blühenden Stätten deutscher Pionierkraft, das wir sehen durften, gibt uns doppelte Freude, die bosnische Hilfsarbeit tatkräftig anzugreifen. Liefern sie uns doch den Beweis dafür, daß der Deutsche auf bosnischem Boden sich durchzusetzen und emporzuarbeiten vermag, wenn man ihm Zeit und Ellbogenraum dazu läßt. — Ein imposantes Bild deutscher Kulturarbeit von besonderer Art erschloß sich uns tags darauf in der Besichtigung des von deutschen Brüdern begründeten und deutsch geleiteten Trappistenklosters Maria Stern. Die großzügige Betriebsamkeit dieser Ordensbrüder ist geradezu staunenswert, man kann die ganzen wirtschaftlichen Anlagen des Klosters in ihrer Verschmelzung des landwirtschaftlichen mit dem industriellen Großbetriebe schlechtthin als Musterbetriebe bezeichnen. Mir ist hier zum erstenmal in voller Klarheit die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Klosters im früheren Mittelalter, eines Korvey, Sulda oder St. Gallen, aufgegangen. Auch der hochwürdige Abt, der diesen ganzen kleinen Mönchsstaat leitet, ist ein regierender Herr, den man sich sehr wohl mit Brünne und Eisenhaube, wie weiland Abt Sturm, im Vorkampf der Schwerter und Lanzen denken könnte, soll er doch auch in vergangenen Jahren als schneidiger Ulan das Offiziersportepée des Königs von Württemberg getragen haben. Uns Reisenden hat er eine gastliche Tafel im Refektorium decken lassen, die schwer an all dem Guten trägt, was das Kloster in Gärten, Mühle, Brauerei, Käseerei und Rauchkammer zu bieten vermag, und wir bedauern bei all den Herrlichkeiten, deren Genuß wir uns rückhaltlos widmen können, die Brüder, die alles das geschaffen haben, über deren Tafel aber in Riesenlettern als Menetekel der Warnspruch prangt: „Zuviel Essen schafft Krankheit, und die Freßsucht führt zur Cholera!“ —

Von Banjaluka führte uns eine achttündige unvergleichlich schöne Wagenfahrt durch das dreifache Defilee des Vrbasflusses nach der malerischen alten Herzogsstadt Jaice mit ihren großartigen Wasserfällen, wo wir an dem deutschen Schriftsteller Heimfelsen einen unermüdlchen Führer hatten, dessen vortreffliches Buch über die deutschen Bauernkolonien Bosniens an anderer Stelle in diesem Hefte gebührende Würdigung findet. Am nächsten Tage führte uns die Militärbahn zum eigentlichen Ziel und Gipfelpunkt unseres bosnischen Aufenthalts, nach der Landeshauptstadt Sarajewo. Denke ich an die Heerstraße von Banjaluka und Jaice zurück, die sich ohne Scheu der Via Mala an die Seite stellen kann, diese Straße, die sich als ein steinernes Band zwischen den

tosenden Wassern des Orbas und den senkrecht zum Himmel emporsteigenden Felswänden hinzieht, von deren höchsten Schroffen, Tausende von Fuß über uns, die Steinadler auf uns niederäugten, oder erinnere ich mich der Eisenbahnfahrt auf der militärischen Ostbahn, die uns von Sarajewo aus in vier Stunden durch über 80 Tunnels und Couloirs, über Wasserstürze und Stromschnellen hinweg bis zur türkischen Grenze brachte, so kann ich nur jagen: Hut ab vor der österreichischen Verwaltung. Das, was in diesem wilden, an der Grenze der Kultur liegenden, in jahrhundertelanger Mißwirtschaft verwahrlosten, vom Räuberunwesen und Rassenhaß zerrissenen Lande der österreichische Staat in einem Menschenalter geschaffen hat, das gibt ihm zehnfach den Anspruch auf den Besitz des Landes, dem er erst ein menschenwürdiges Dasein gab. Und es ist ein Gefühl stolzer Freude und innerer Genugtuung, wenn man bei näherem Zuschauen sieht, auch hier war's fast ausschließlich der Deutsche, der als Verwaltungsbeamter und Soldat, als Techniker und Gelehrter eine Fülle von Ordnung und Sicherheit, von technischen und kulturellen Gütern und Leistungen durch hundert Kanäle in das verwahrloste Land hineingeleitet hat. Deutsche Offiziere öffneten uns gastlich die Räume ihres Kasinos im einsamen Barackenlager von Viszegrad, deutsche Betriebsleiter und Stationsvorsteher waren wetteifernd bemüht, uns das Reisen im Lande so angenehm wie möglich zu machen; deutsche Männer der Wissenschaft zeigten uns mit berechtigtem Stolz die Schätze des von ihnen geschaffenen Landesmuseums und, vor allen andern, der Deutsche Verein in Bosnien, der seinen Sitz in Sarajewo hat, nahm uns in einer Weise in seine Obhut und Führung, daß uns die nur zu kurzen Tage in der schönen und interessanten Landeshauptstadt wohl für alle Zeit unvergeßlich bleiben werden. Auch dieser Verein der Deutschen, unter der ausgezeichneten Leitung seines Vorsitzenden, des Finanzrats Hannsmann, besteht ganz überwiegend aus deutschen Beamten der Staats- und Landesbehörden. Ursprünglich ein bloßer Geselligkeitsverein, hat er sich — auch ein Zeichen der Zeit — aus eigenem Drange in einen deutschen nationalen Schutzverein umgewandelt und sich die Sammlung und Erhaltung des gesamten Deutschtums in Bosnien zur Aufgabe gesetzt. Wer gesehen hat, wie hinter dem deutschen Hofe die Dampfdreschmaschine arbeitet, während beim benachbarten Türken oder Bosniaken die Pferde nach dem Beispiele des Ochsen im Alten Testament das Korn austreten, der weiß, daß dem siegreichen Aufstieg des Deutschen in diesem Lande nichts im Wege steht, wenn es nur gelingt, deutsches Geld und deutsche Arbeitskraft diesem so gut wie brach liegenden Boden zuzuführen.

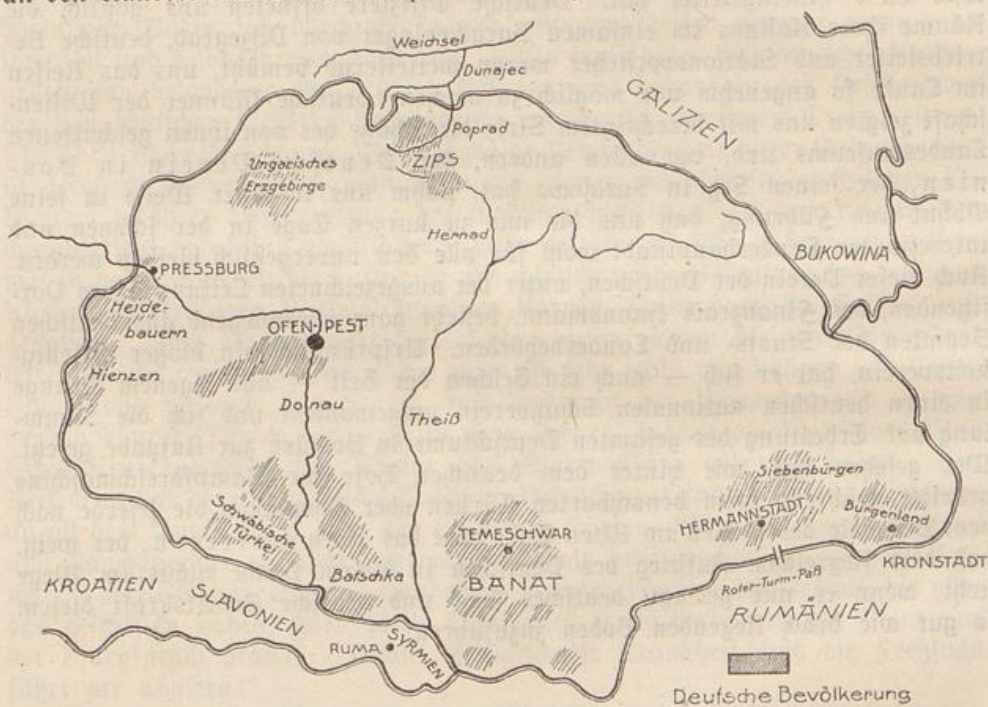


II. Ungarn.

1. Die deutschen Randsiedelungen in Ungarn.

Ehe wir den Gang der deutschen Einwanderung und Niederlassung im geschichtlichen Teile schildern, bieten wir hier zunächst eine Übersicht über die geographische Verbreitung der Deutschen in Ungarn.

Ein Blick auf die Völkerkarte überzeugt uns, daß die Deutschen vor allem an den Rändern des Landes nach allen vier Himmelsrichtungen wohnen, wenn

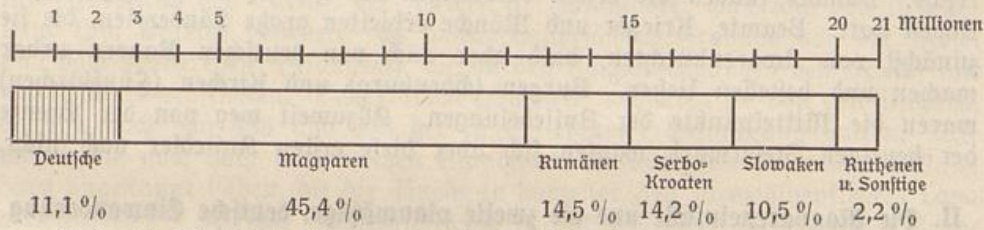


man auch im Innern zahlreichen größeren und kleineren Landstrichen begegnet, in denen Deutsche sesshaft sind. Die Deutschen traten mit allen übrigen Nationalitäten in Berührung und Verkehr und lebten oft mitten in zwei, drei und mehr Volksstämmen. Heute kann man die ungarischen Deutschen in folgende Gruppen einteilen:

1. Siebenbürgen (230 000).
2. Südungarn (Banat, Batschka, Schwäbische Türkei, östlich und westlich der Theiß 800 000). Sie leben in den glänzendsten wirtschaftlichen Verhältnissen.

3. Kroatien und Slowenien (Syrmien) (130 000).
4. Westungarn (Hienzen, Heidebauern 320 000). Ihre Hauptquellen der Einnahme sind Weinbau und Viehzucht, besonders der Weinbau steht auf hoher Stufe: Ruster Ausbruch (deutsche Stadt Rust am Neusiedler See). Durch ganz Westungarn ziehen sich die Weingärten der Deutschen. Das benachbarte Österreich hat natürlich großen Einfluß auf Sprache und Sitte gehabt.
5. Nordungarn (Zips, ungarisches Erzgebirge 95 000). Diese Bewohner des armen Gebirgslandes, die früher als Bergleute und Waldhauer lebten, verdienen heute ihren Unterhalt als Tagelöhner, Hausierer und Arbeiter in Österreich, wenn auch der Bergbau auf Gold und Silber immer noch ergiebig ist.
6. Mittelungarn (Gegend von Ofen-Pest, Bakonyer Wald 150 000).

Dazu kommen noch zahlreiche Zerstreute, besonders in den Städten (Preßburg 32 000, Ödenburg 18 000). Das gibt ungefähr 2½ Millionen Menschen in Ungarn, die es bei der letzten Volkszählung bekannt haben, daß sie „Deutsch am liebsten sprechen“.



Jeder 9. Mensch in Ungarn ist ein Deutscher.

2. Deutsche Südostfahrten und Auswandererschicksale in Ungarn.

Strömungen und Gegenströmungen in der Ausbreitung des Deutschtums über Ungarn.



Zeittafel.

Stephan der Heilige	995—1038
Geisa II.	1141—1161
Andreas II.	1204—1235
Deutschritter	1211—1225
Ludwig I.	1342—1382
Matthias Corvinus	1459—1490
Karl VI.	1711—1740
Maria Theresia	1740—1765
Joseph II.	1765—1790

I. Die Zeit vor den Einfällen der Magyaren und die ersten deutschen Siedlungen in Ungarn.

Karl der Große, der sein gewaltiges Reich vom Ebro in Spanien bis zum Raabflusse in Ungarn und von der Eider in Schleswig bis an den Garigliano in Mittelitalien ausbreitete, suchte dieses durch feste Grenzmarken gegen feindliche Einfälle zu schützen. Die Gründung der Ostmark gegen die Awaren (um 800), die das heutige Ungarn bewohnten, bedeutet die Geburtsstunde Österreichs. Damals fanden die ersten Siedlungen der Deutschen auf ungarischem Boden statt. Beamte, Krieger und Mönche erhielten große Ländereien, die sie zunächst von Awarenknechten, bald aber auch von deutschen Bauern urbar machen und bestellen ließen. Burgen (Ödenburg) und Kirchen (Sünfskirchen) waren die Mittelpunkte der Ansiedelungen. Allzuweit weg von der Grenze der heutigen Steiermark wagten sich aber diese ersten Ansiedler noch nicht.

II. Die Magyareneinfälle und die zweite planmäßige, deutsche Einwanderung von Geisha II. bis Andreas II.

Um das Jahr 900 kamen finnische Steppensöhne, die Magyaren, über den Karpathenwall hereingeflutet in die ungarische Tiefebene um Donau und Theiß. Die Szeckler, ein versprengter magyarischer Stamm, hatten sich schon vor der Einwanderung des gesamten Volkes im Osten Siebenbürgens niedergelassen. Die Ungarn trieben nun Slawen und andere Völkergemische vor sich her, und bald überschwemmten ihre wilden Reiterhorden Süd- und Mitteldeutschland, alles verheerend und verwüstend, was ihnen in den Weg kam. Nachdem sie Heinrich I. durch einen 10jährigen Waffenstillstand von seinem Reich ferngehalten hatte, besiegte er sie mit seiner neugegründeten Reiterei glänzend in der Schlacht an der Unstrut 933. Nach der fürchterlichen Niederlage, die ihnen Otto I. auf dem Lechfelde beibrachte, verschwanden sie aus Deutschland auf Nimmerwiedersehen in die Donau- und Theißebene zurück. Hier waren sie nun eingekeilt zwischen Deutsche, Slowaken, Ruthenen, Kroaten, Serben und Rumänen. Sie wurden, wenn auch erst in einem Zeitraume von langen, langen Jahren, aus einem Nomadenvolk zu einem sesshaften, zu einem Kulturvolk. Diese Kultur aber brachten ihnen die Deutschen, denn es folgte auf die Magyarenflut nach Westen eine entgegengesetzte Strömung nach Osten.

Um das Jahr 1000 nahmen die Magyaren unter Stephan dem Heiligen das Christentum an. Der Ungarnkönig, der mit der kaiserlichen Prinzessin Gisela vermählt war, ließ sich nämlich vom deutschen Kaiser Bischöfe und Mönche ins Land schicken, die für die Ausbreitung der christlichen Lehre sorgen sollten. Auch deutsche Ritter und Krieger, Handwerker und Bauern lud König

Stephan ein, in sein Land zu kommen. Er wollte in ihnen eine feste Stütze gegen den oft ungehorsamen magyarischen Adel finden. Seinem Thronfolger aber gebot er in seinem Testament: „Ein Reich von einerlei Sitte und Sprache ist kraftlos und gebrechlich. Darum sollst du sie günstig aufnehmen und halten, damit du nicht verdirbst, was ich aufgebaut habe, und nicht zerstreust, was ich gesammelt habe.“ Um 1150, also in der Zeit der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, lud wieder Geisha II. deutsche Einwanderer ein, sich im Südosten seines Staates anzusiedeln. Die Deutschen standen ja damals an der Spitze aller europäischen Völker. Ihre Könige waren römische Kaiser, ihre Kaufleute fehlten auf keinem Markte der damals bekannten Welt. Sie hatten Städte gegründet, trieben Land- und Bergbau und waren erfahren in allen Künsten des Friedens. Die drei Stände: Adelige, Bürger und Bauern, hatten sich bisher glücklich nebeneinander entfaltet. Wenn sie nun nicht untereinander in heftigen Wettstreit geraten sollten, mußten neue Auswanderungsgebiete erschlossen werden. Das dünnbevölkerte Ungarland aber konnte große Menschenmassen aufnehmen, und der ungarische König belohnte gern treue Dienste mit weiten Strecken unbenutzten Landes. So folgten denn auch große Scharen deutscher Einwanderer der königlichen Einladung, und es wurden etwa gleichzeitig die Zips (südöstlich der Tatra), der spätere Hermannstädter Gau und das Nößener Land (um Bisstriß) besiedelt. Es waren hauptsächlich Franken von der Mosel und vom Niederrhein (Flandrer), die an den Karpathenhängen den Kampf mit der Wildnis eröffneten. Den Namen „Sachsen“ erhielten sie von den Ungarn, die ihn noch von 933 und 955 her in unliebsamer Erinnerung hatten. Wie mögen die noch halb barbarischen Magyaren die Tätigkeit ihrer neuen Nachbarn angestaunt haben, die die Einöde in kürzester Zeit in wohlgepflegtes Land verwandelten! Seltsam erschienen ihnen vor allen Dingen die deutschen Burggründungen mit den steinernen Häusern, da sie selbst keine einzige Stadt im Reiche besaßen und sogar hölzerne Häuser noch selten waren. Siebenbürgen soll ja nach den ersten sieben Burgen, nach anderer Auslegung allerdings nach dem durchfließenden Zibinbache seinen Namen erhalten haben¹⁾. Als freie Männer berief König Geisha die Sachsen nach Siebenbürgen. Er gewährte ihnen auf Sachsenboden das Bürger- und das Selbstbestimmungsrecht. Sie durften ihre Geistlichen und alle ihre Beamten aus den eigenen Volksgenossen wählen. Nur die Grafen, die als Richter und Heerführer an der Spitze der Sachsengau standen, wurden als Sendboten des Königs von diesem selbst berufen. Außerdem ließ der neue Oberherr den Einwanderern ganz besonderen Schutz angedeihen. Wofür das alles? Sie sollten, wie einst unter Stephan dem Heiligen, ein Gegengewicht und eine Stütze des Königtums gegen den selbstherrlichen Adel bilden. Sie sollten, in den königlichen Heerbann eingereiht, einen bewaffneten Schutz gegen feindliche Einfälle an der Südgrenze darstellen. Endlich aber sollte ihre Arbeits- und Schaffenskraft dem ganzen Lande zugute kommen. Kurz, sie wurden „ad retinendam coronam — zum Schutze der Krone“ herbeigerufen, wie die stolze Inschrift auf einem alten sächsischen Siegel besagte. Nach etwa 50 Jahren nahm der König Andreas II. neue deutsche Ansiedler

¹⁾ „Was sie hier schufen, erschien so seltsam, daß bald auch die Sage ihr Erscheinen in dieser wildfremden Welt als Wunder darstellte: der Rattenfänger von Hameln führt die Kinder in den Poppenberg, und in Siebenbürgen spinnt sich die Sage fort; sie weiß genau Bescheid über die Höhle, wo die Kinder aus Hameln ins Land gekommen sind“, schreibt Korodi (Siebenbürgen, Land und Leute).

und Streiter in das südöstlichste Gebiet Ungarns, in das Burzenland (um Kronstadt) als willkommene „Gäste“ auf. Die bisherigen Siedlungen mußten sich also wohlbewährt und alle Erwartungen nach einer längeren friedlichen Entwicklung hinreichend erfüllt haben. Die neuen Siedler waren allerdings von etwas anderer Art, beinahe Kämpfer von Beruf. König Andreas hatte nämlich auf einem Kreuzzug die Ordensritter kennen gelernt, die gleichzeitig Mönche und Ritter waren, und die bisher in Palästina gegen die Ungläubigen gekämpft hatten. Die Deutschritter siedelten sich 1211 unter ihrem Hochmeister Hermann von Salza im Burzenlande an. Ihre Aufgabe erblickten sie in dem Kampf gegen die wilden und noch heidnischen Kumanen (Walachei). Sie legten in der Ebene des Burzenbaches planmäßig eine Reihe von Burgen an. Die Hauptburg nannten sie nach ihrer Schutzherrin Marienburg. Sie erzielten rasche Erfolge, dehnten ihr Gebiet weit über die Karpathen hin nach Rumänien aus, wollten aber, durch ihre glücklichen Unternehmungen ermutigt, auch die ungarische Oberhoheit abschütteln. Der König Andreas nahm deshalb seine Schenkung zurück und wies die Ritter nach wenig mehr als 10 Jahren aus dem Lande. Der deutsche Ordensstaat, der an den Karpathen nicht zustande gekommen war, sollte erst an der Weichsel im heidnischen Preußenlande entstehen. Entdeutscht wurde aber das Burzenland auch nach dem Abzug der Ritter nicht, denn unter ihrem Schutze hatten sich zahlreiche deutsche Bauern angesiedelt, die sich später mit den anderen Deutschen Siebenbürgens eng zusammenschlossen. Mit der Besiedelung des Burzenlandes schloß die große deutsche Südostfahrt seit Geisha II. bis zu Andreas II. Noch einmal sei betont, daß die deutschen Kolonisten nicht um Aufnahme baten, sondern eingeladen und durch Ländereien und durch Verleihung besonderer Rechte entschädigt wurden. 1224 bestätigte, ergänzte oder erweiterte Andreas II. diese Rechte feierlich „in dem goldenen Freibrief“.

III. Die Mongolen- oder Tartarenflut (1241—42) und neue Zuwanderung von Deutschen.

Bald darauf brauste über die hoffnungsvolle Saat wieder ein vernichtender Sturm dahin. In den Jahren 1241—42 ergoß sich unter dem Führer Dschingis-Chan eine zweite gewaltige Völkerwoge über Ungarn nach Deutschland hinein, wiederum sengend, brennend und mordend, wie einst die Magyaren. Als sie nach dem Tod ihres Führers zurückkehrte, blieb ein größtenteils verwüstetes Land zurück. Die nächsten Folgen waren wieder eine deutsche Massenansiedelung und zahlreiche Städtegründungen mit „Kirchenburgen“ in Siebenbürgen. Da die an die freie Ebene gewöhnten Ungarn nicht in die Städte zu bringen waren, entwickelte sich darin ein rein deutsches Bürgertum, das bis heute den festesten Block gegen alle Magyarisierungsbestrebungen gebildet hat. Die Sachsen wollten ein Volk von freien Männern sein und bleiben. Den Unterschied zwischen Adligen und Hörigen kannten sie nicht, und nie haben sie einen Adel unter sich geduldet, weder einen magyarischen noch einen deutschen. Ihre Losung lautete:

Kein Edling lebt in diesem Lande mehr.
Denn edel ist der freie Bürger nur,
wir haben gleiche Rechte, gleiche Pflichten.
Und wer den Ring der Pflichten will zerhauen,
der hat sein Haupt verwirkt, so hoch ers trage.
(M. Albert, Die Flanderer aus Alt, Drama.)



Mit Genehmigung des Verlages „Heimat u. Welt“ Dresden. Phot. v. Fr. Humer.
Kirchensburg Eibesdorf.

Wenn es nun doch besonders Begüterte dem magyarischen Adel nachtun und sich über die Stammesgenossen erheben wollten, erfolgten heftige Kämpfe um die bürgerliche Freiheit. Diese inneren Streitigkeiten kamen bis zur Reformation nicht zur Ruhe. Dennoch ließ sich in der Entwicklung der Sachsen-Gründungen eine stetige Steigerung, und unter König Ludwig I., dem Zeitgenossen Karls IV., sogar eine neue Blütezeit feststellen. Neben dem Ackerbau war unter ihm in Siebenbürgen auch die Gewerbetätigkeit gut gediehen, und gegen 25 Gewerbe, ganz besonders die Goldschmiedekunst, waren zur vollen Blüte gereift. Die Erzeugnisse dieses Gewerbesleißes fanden außer in Ungarn selbst bald auch in allen größeren Städten Europas, ja sogar jenseits des Meeres, z. B. in Ägypten ihre willigen Abnehmer. Die siebenbürgischen Städte standen an Ansehen und Reichtum den süddeutschen Handelsstädten wohl kaum nach. Auch Ludwigs Nachfolger, Kaiser Sigismund, der uns durch seinen Wortbruch dem Huß gegenüber bekannt ist, und der somit den Einfall der Hussiten in Nordungarn (1425—33) verschuldete, war den Sachsen freundlich zugetan.

IV. Die Türkennot und die Reformation. Deutsche kommen um ihres Glaubens willen nach Ungarn.

Da zog eine neue Wetterwolke herauf, die Türkengefahr, die Europa 300 Jahre in Atem hielt. 1453 erst trat mit der Eroberung Konstantinopels durch Muhammed II. das osmanische Reich an Stelle des oströmischen, aber bereits gegen 60 Jahre vorher brachen die Türken zum ersten Male in Ungarn ein. Und von nun an wiederholten sich ihre Einfälle in unregelmäßigen Zwischenräumen. Noch größer wurde die Zahl der Kirchenburgen in den

Dörfern Siebenbürgens und der anderen deutschen Siedlungen, da sie die einzige Zuflucht boten, wenn die Feinde mit Morden und Brennen das Land verheerten. Nur unter Matthias Corvinus sah das schwergeprüfte Land vorübergehend bessere Verhältnisse. Aber schon 1526, nach dem Tode Ludwigs II. in der Schlacht bei Mohacs hörte Ungarn auf, ein selbständiger Staat zu sein. Der Woiwode Johann Zapolna hatte seinen königlichen Herrn verraten und verlassen. Er wandte sich nun im Bündnis mit den Türken gegen den rechtmäßigen christlichen und deutschen Thronerben Ferdinand I., den Bruder Karls V. Eine Dreiteilung Ungarns war die Folge. Ferdinand konnte nur einen schmalen Weststreifen des Landes behaupten, die Mitte Ungarns wurde türkische Provinz unter einem Pascha in Ofen, und das Fürstentum Siebenbürgen unter Johann Zapolna mußte den Türken Tribut zahlen. Alle die Kämpfe und die dauernden Verwüstungen, die einen schrecklichen Niedergang Ungarns und des Fürstentums Siebenbürgens herbeiführten, wurden von den österreichisch gesinnten deutschen Kolonisten am meisten empfunden, weil sie in ihrer friedlichen Beschäftigung durch die ruhelosen Zeiten ganz besonders gestört wurden. Allzuoft mußten sie Pflug und Handwerkszeug mit dem Schwerte vertauschen. Die ungarischen Handelsstraßen verödeten und die Handelsherren verarmten, zumal ja die neuen Entdeckungen den Welthandel mehr in westliche Bahnen leiteten. Dazu mußten die Siebenbürger Sachsen ihren eigenen Fürsten hohe Summen zahlen, wenn diese Geld brauchten, oder gar Kämpfe gegen ihre Herrscher bestehen, wenn diese nur zu oft ihre Rechte mißbrauchten. Gleich gegen ihren Fürsten Zapolna mußten sich die Sachsen erheben, weil er sich nicht unter Ferdinand beugte, obwohl das sächsische Volk das Erbrecht des Habsburgers anerkannte. Hilfe vom Kaiser konnten sie in ihrer Bedrängnis nicht erwarten, da 1529 dessen eigene Hauptstadt Wien belagert wurde. Endlich auch drängte sich der ungarische Adel in die sicheren deutschen Städte, beanspruchte aber die Vorherrschaft und viele Rechte für sich, ohne Pflichten auf sich nehmen zu wollen.

Wie in Deutschland, begünstigte auch in Ungarn die Türkengefahr die beinahe ungestörte Ausbreitung von Luthers Lehre, besonders in den Bergstädten der Zips und Siebenbürgens. Der Reformator des Sachsenvolkes war Luthers Freund Honterus, von dem Luther rühmte: „Das ist wahrlich ein Apostel, den der Herr dem Ungarland erweckt hat.“ Um 1550 waren die Sachsen eine Nation und eine Kirche zugleich, da sie einmütig der neuen Lehre beigetreten waren. Aber wie in Deutschland durfte auch in Ungarn Luthers Saat nicht ohne Glaubenskämpfe ausreifen. Die Magnaten beföhden die lutherische Lehre als den „deutschen Glauben“ auch dann noch, als sie selbst die reformierte Lehre Calwins angenommen hatten. So gab Ungarn ein verkleinertes Abbild der Glaubenskämpfe in Deutschland selbst. Die Katholiken mit dem katholischen Königshaus an der Spitze, Reformierte und Lutherische standen auch hier gegeneinander. Nur Siebenbürgen blieb dank seiner inneren Einigkeit verschont. Der große Schaden, den das deutsche Volkstum an Menschen und Gut in Ungarn durch die Türkenkriege und die Verfolgungen des evangelischen Glaubens im 16. und 17. Jahrhundert erlitt, konnte auch durch den Zuwachs an neuen Siedlerscharen aus Deutschland kaum ausgeglichen werden. Weil sie um ihres Glaubens willen verfolgt wurden, wanderten die Heidebauern aus Oberschwaben nach Ungarn und ließen sich am Neusiedlersee als Nachbarn der Hienzen (um Ödenburg) nieder. Auch österreichische Pro-

testanten mit ihren Predigern und mährische Brüder verließen wegen der Gegenreformation ihre deutsche Heimat und siedelten sich um Preßburg herum an.

V. Befreiung vom Türkenjoch, letzte deutsche Einwanderung unter Karl VI., Maria Theresia und Joseph II. in die Batschka und die schwäbische Türkei.

Auch dem schwergeprüften Ungarnlande winkte endlich der Tag der goldenen Freiheit. Vor Wiens Mauern zerschellte 1683 Macht und Ruhm der türkischen Bedrücker. Nach der heldenhaften Verteidigung der Hauptstadt durch Rüdiger von Starhemberg und nach der glücklichen Entsetzung der Stadt durch Johann Sobieski von Polen und Georg III. von Sachsen begannen die Befreiungskriege von der Türkenherrschaft. Sie wurden mit wechselndem Erfolge endlich zu einem recht günstigen Ausgang geführt. Deutsche aus allen Gauen vollbrachten zum größten Teile das Befreiungswerk. Unter ihren Führern hören wir Namen von gutem Klang: Graf Rüdiger von Starhemberg, der Befreier Wiens, der brandenburgische General Derfflinger, Johann Georg III. von Sachsen, vor allen Dingen aber Prinz Eugen, der edle Ritter, sind wohl die bekanntesten. Ungarn war bis 1526 die sturmerprobte Mauer der Christenheit gewesen. Nun aber wollten die Deutschen die herrlichen Streiter sein, die diese Mauer schirmten und vom Feinde gründlich säuberten. Im Frieden zu Carlowitz 1699 wurde Ungarn außer dem Banat (Gebiet zwischen Donau, Theiß und Maros) wieder österreichisch. Nach dem Friedensschluß zu Passarowitz 1718 mußten die Türken auch dieses Land räumen, das sie als das südlichste bis zuletzt halten können. Wie aber sah dieses Gebiet aus! Entvölkerte und verwilderte Einöden, Wald, Moor und faulige Sumpfgewässer, die giftige Sieberdünste ausströmten, waren von den Türken zurückgelassen worden. In den westlichen Ländereien lebten einige Serben von Fischfang und Jagd, und in den östlichen Gebieten fristeten wenige Rumänen ihr Dasein von dem, was ihnen ihre dürftigen Äcker und ihre geringe Viehzucht boten. Prinz Eugen, der Eroberer des Banats, beauftragte den Gouverneur, Graf Mercy, für die Besiedlung dieser Orte zu sorgen. Aus Lothringen und Schwaben suchten zahlreiche Auswandererfamilien, dem Laufe der Donau folgend, im Süden Ungarns eine neue Heimat. Wo eine gute Quelle zu finden war, entstand bald ein deutsches Dorf. So verdankt z. B. Guttenbrunn, der Geburtsort des „Banatdichters“ Adam Müller-Guttenbrunn seine Entstehung einer Quelle, die die ermatteten Kolonisten labte und erquickte und durch ihre fruchtbare Umgebung zum Bleiben einlud. Schon nach 20 Jahren fielen die aufblühenden Siedlungen einem neuen Türkeneinfall und der eingeschleppten Pest, dem schwarzen Tod, zum Opfer. Die Verluste waren nicht ohne weiteres zu ersetzen, weil Maria Theresia erst nach dem siebenjährigen Kriege ihre Aufmerksamkeit dem Lande Ungarn schenken konnte. Nun aber setzte unter ihr und unter ihrem Sohne Joseph II. eine planmäßige Besiedlung des Banats und der übrigen südungarischen Gebiete ein. Eine neue große Südostfahrt deutscher Kolonisten erfolgte. Die Einwanderer erhielten Reisegeld, Baumaterial für ihre Häuser, Ackergeräte und Saat für ihre Felder und die ersten Jahre wohl auch Befreiung von Steuern. Mit Absicht nahm das katholische Herrscherhaus nur katholische Siedler auf, so daß in Ungarn wie in Deutschland unter der deutschen Bevölkerung dem vorwiegend evangelischen Norden ein katholischer

Süden gegenübersteht. Joseph II. bereifte das Banat sogar selbst und schrieb sich alle Verhältnisse und Wünsche seiner neuen Untertanen auf. Unter ihm verfiel zwar der Einwandererstrom in die drei deutschen Kolonien Süngarns, jedoch lassen sich bis in die neueste Zeit Einzelsiedlungen nachweisen. Und so wohnen heute im Banat allein etwa 400 000 Schwaben, fleißige, außerordentlich tüchtige und wohlhabende Bauern von echtem deutschen Schrot und Korn. Auf diese letzte große Strömung nach Osten erfolgte keine Gegenbewegung mehr nach Westen, wie wir sie früher regelmäßig eintreten sahen. Aber eine andere Gefahr drohte sämtlichen deutschen Siedlungen in den letzten Jahrzehnten, die Entdeutschung oder Magyarisierung. Auf dem Wege der Gewalt und der List wurde von den Magnaren versucht, den Deutschen ihre Sprache, ihre Familien- und Ortsnamen zu nehmen und sogar in ihren Schulen die deutsche Muttersprache zu verdrängen, leider oft mit recht gutem Erfolg. Die Deutschen sind bekanntlich fremden Einflüssen nur allzu leicht zugänglich. War das der rechte Dank der Magnaren für die veredelnde Wirkung deutschen Glaubens und deutscher Sitte? War das der gebührende Lohn für die Segnungen und Schöpfungen deutschen Fleißes, deutscher Gründlichkeit und deutscher Ausdauer, die dem Ungarlande seit Karls des Großen Zeiten zugute kamen? Können sich doch die deutschen Kulturbringer nach Felix Dahms Dichterwort rühmen:

Germanen trugen alles in jenes Ostmarkland,
was schwer es und gefährlich der Wüstenei entwand.
Den Pflug, das Korn, die Sitte, das Kreuz, die Kunst, das Recht,
wir brachten sie dem dumpfen, barbarischen Geschlecht.

Die Weltgeschichte ist noch immer das Weltgericht. Sie hat auch in diesem Falle einen Schiedspruch gefällt, den kein menschlicher Richter hätte sprechen können. Sie hat das Millionenheer der Russen drohend auf die Karpathenwalle geführt und die Bewohner Ungarns, gleichviel welcher Abstammung, wählen lassen zwischen Untergang des gemeinsamen Vaterlandes oder brüderlicher Einigkeit. Die gemeinsame Liebe zu Heim und Herd trug den Sieg davon. Der kleinliche Hader und Streit ums Deutschtum verstummte, als der gewaltige, heilige Kampf fürs Deutschtum in Europa und in der Welt entbrannte. Nun kämpfen die Schulter an Schulter, sterben füreinander und schlafen friedlich den stillen Heldenschlaf, deren überlebende Kameraden dereinst friedlich miteinander und füreinander leben sollen. Diese Zukunftshoffnung wird nicht trügen. Unsere deutschen Brüder in Ungarn haben den Beweis glänzend erbracht, daß sie ebenso treue ungarische Untertanen sind, auch wenn sie unverfälschte Deutsche bleiben wollen. Vielleicht fällt gerade den Auslanddeutschen als den Trägern unserer Sprache und Kultur längs des Völker verbindenden Schienenstranges Berlin—Bagdad die Aufgabe zu, ein wertvolles Bindemittel der durch gemeinsame Schicksale zusammengeschweißten Mittelmächte zu werden und unseren Handel und unsere Industrie nach dem Orient zu übermitteln.

- Quellen: 1. Fittbogen, Das Deutschtum im Ausland in unseren Schulen.
2. Kaindl, Geschichte der Deutschen in Ungarn.
3. Einhart, Deutsche Geschichte.
4. Rohmeder, Aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Siebenbürger Sachsen.

3. Sachsenadel.

1. Als an der Mosel grünem Strand
der Ritter Burgen baute
und vor des Eisenmannes Hand
dem frommen Bürger graute,
da zogen viele Wackern aus,
ein neues Land zu finden:
„Wir wollen uns ein neues Haus,
ein Haus der Freiheit gründen!

2. Uns winkt des Urwalds freier Schoß
im fernen Ungarlande;
drum reißen wir uns weinend los
vom heimischen Verbande!
O deutsche Heimat, groß und hehr,
nicht magst du uns verklagen,
wir wollen deines Namens Ehr'
in ferne Lande tragen!“

3. Sie zogen von der Heimat weit,
wohl ohne adlig Wappen:
Was soll am neuen Freiheitskleid
der buntgestickte Lappen?
Doch nicht vergaßen sie das Schwert,
des freien Mannes Wehre;
Beschützen soll's den neuen Herd,
der neuen Heimat Ehre!

4. Sie nahmen von der Mosel Strand
wohl mit den Pflug, die Rebe,
daß auch das neue Heimatland
gewohnte Labung gäbe;
mit nahmen sie den Hammer auch,
das Webschiff und die Säge,
daß dort auch froh nach Bürgerbrauch
ihr Arm des Handwerks pflege.

5. So zogen sie ins Waldland ein,
wo Bär und Aar noch hauste;
hei, wie da durch den Eichenhain
der ärzte Schlag erbrauste.
Wie vor dem Pflug die Wildnis wich
und Fleiß sein Füllhorn streute,
ein Kranz von schmucken Dörfern sich
um stolze Städte reihte!

6. Doch sagt, wer schützt die junge Saat
vor Feindesungewitter?
Wer wird, o junger Bürgerstaat,
nun deiner Freiheit Ritter?
Die Ritter liehest du daheim,
die kampfgeübten Recken; —
wer wird, wenn Feinde ringsum dräu'n,
mit eh'rnem Arm dich decken?

7. Es drohet der Kumane dir;
der wilde Petschenege
belau'rt aus dunklem Waldrevier
des em'gen Bürgers Wege;
und sieh, wie sich am Mittagsrand
ein schwarz Gewitter türmet; —
weh' dir, mein Volk, im fernen Land,
wenn's über dich auch stürmet!

8. Ja, Feinde rings! — Doch unverzagt
sieht man die deutschen Gäste;
die Freiheit hält bei ihnen Wacht,
und Mut heißt ihre Feste.
Nicht ließen sie am Rhein das Schwert,
des freien Mannes Wehre;
treu schirmt es nun den neuen Herd,
der neuen Heimat Ehre!

9. Wer Axt und Hammer schwingen kann,
schwingt auch das Schwert als Krieger
der Bürger wird zum Rittersmann,
zum Rittersmann der Pflüger;
den Bürgersmann, den Bauersmann
ehrt Königsdank vom Throne;
stolz kündigt ihm sein Banner an:
du sichts „zum Schutz der Krone!“

10. Da stiegen stolze Burgen auf
im Tal und auf den Höhen;
die haben in der Zeiten Lauf
manch harten Strauß gesehen;
die hat die Freiheit aufgebaut,
gern mochte sie drin weilen,
und Königsworte rühmen laut
„des Reiches feste Säulen!“

11. Und wer im freien Sachsenland
 sich schämt, nur frei zu heißen,
 wer durch erkaufter Ehre Tand
 meint herrlicher zu gleißen;
 es straft aus alten Mauern ihn
 der Ahnen Zorn und Tadel:
 „Ein freier, treuer Bürgerinn,
 das ist des Sachsen Adel!“

Friedrich Georg Marienburg.

Aus: Korodi, „Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen“, Bd. 4.

4. Im Bärenland.

Wenn man von Wien oder Berlin den kürzesten Weg nach Siebenbürgen nehmen will, so fährt man von Ofenpest über Arad oder Großwardein mit dem Schnellzug durch die Puszta; so kommt man in sechzehn Stunden am äußersten südöstlichen Ende des Landes, in Kronstadt, an. Das kostet zweiter Klasse ganze 20 Kronen (17 Mark).

Im Süden dieser Stadt erhebt sich plötzlich aus hügeligem Lande ein mächtiges, zerklüftetes Randgebirge und bildet gleich einem scharfen Schwerte die Grenze zweier Reiche. Die transilvanischen Alpen beherrschen weithin das Land, gleich einem bunten Teppich liegt einerseits ganz Siebenbürgen zu ihren Füßen, andererseits übersieht man Rumänien bis an den Balkan. Steil und unvermittelt fallen die Berge, zerrissen und wüst mit scharfen Sägegraten gegen das Siebenbürgener Land ab, langsam und stetig, von ungeheuern Waldungen bedeckt, senken sie sich gegen die Donauebene zu.

Die mächtigen uralten Buchen und Fichtenbestände sind die Schlupfwinkel zahlreicher Wildarten. Vom gewaltigen Bären bis zur winzigen Zwergmaus sind fast alle europäischen Tierarten die ständigen Bewohner dieser Wälder. Bär, Wolf und Luchs schleichen nächtlich durch die Dickung und wehe dem armen Coban¹⁾, der nicht besonders wachsame Hunde besitzt, denn diese hungrigen Räuber brechen sonst über die Hürde ein und würgen und rauben, was sie erreichen können. Im Herbst erdröhnt vom Brunstplatz das Gebrüll des Platzhirsches, um drei- und vierfach vom kampfbereiten Rivalen beantwortet zu werden.

Das Schwarzwild gräbt nach Wurzeln und Schwämmen, und energisch schlägt das hauende Schwein rausflustige Wölfe in die Flucht. Auf zackigem Grate springt frei die Gazelle der Berge, und hoch über allem im blauen Äther schwebt der mächtige Aar, der König der Lüfte.

Gleich unsern Altvordern, die mit Speer und einer Koppel Rüden frei durch die Wälder zogen, um Fleisch und Felle nach Hause zu bringen, zieht hier der Jäger aus zu frohen Weidmannstagen, um Bär, Wolf oder Wildsau eins auf den Leib zu flicken.

Genauere Terrainkenntnis, zähe Ausdauer im Ertragen von Strapazen, Unerforschlichkeit in gefährlichen Situationen nebst gutem Auge und sicherer Hand sind die einzigen Mittel, die zum Ziele führen.

¹⁾ Rumänischer Schaffhirt.

Mit diesen Schilderungen führt uns unvermerkt der liebenswürdige Wirt mitten in die Gebirgswelt; der anfangs, wie er selbst gesteht, nur widerstrebend die deutsche Völkerstraße nach dem Osten hinabgezogen, einer unbekannteren Zukunft entgegen, wie vor achthalb Jahrhunderten die ersten, stammverwandten hospites; er ist, wie wir sehen, nun hier ganz und gar zu Hause.

v. Spieß, so heißt unser hospes, ist in Siebenbürgen als einer der allerbesten Jäger bekannt. Seine Charakteristik der Bärenjagd ist also sachmännisch im strengsten Sinne, darum zuverlässig und, wie der Leser wohl auch findet, anziehend durch die Frische und Unmittelbarkeit in der Darstellung. Es ist kein „Jägerlatein“, das uns hier aufgetischt wird, das fühlen wir aus jedem Wort. Unser Bärenlöter ist übrigens in Siebenbürgen auch durch ein ganz



Schäßburg (Siebenbürgen).

ungewöhnliches Jagdglück bekannt. So berichtete das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ am 2. August 1906: „Hauptmann August v. Spieß erlegte auf der Orlater Gebirgsweide, der Pojniža, einen Hauptbären, der in bezug auf Größe und Gewicht wohl das mächtigste Exemplar seiner Sippschaft ist, das in unserer (der Hermannstädter) Gegend jemals erbeutet wurde. Der riesige Bär war in der Orlater Umgebung schon beinahe eine Landplage, wie seinerzeit die Drachen oder sonstigen Ungeheuer geworden. Anfangs seltener, dann immer häufiger holte sich der Gigant seinen Tribut, der im vorigen Sommer auf fünfundzwanzig Stück Großvieh anwuchs; das brachte die armen Bauern, deren Viehbestände die Tafel zu bestreiten hatten, zur Verzweiflung und bewog sie im vorigen Jahre, das Vieh vorzeitig von der Alpe herabtreiben zu lassen. Heuer wendeten sie sich an den als Bärenjäger berühmten Hauptmann, dem es noch am ehesten gelingen konnte, den Unhold zu fällen. Die Strecke eines Hauptbären! Alle Vorbereitungen, zu denen ein gut organisierter, nebenbei bemerkt ziemlich kostspieliger Kundschafterdienst gehörte, wurden durchgeführt,

und bald bezog Spieß bei den gerissenen Stücken seinen Ansitz, was aus dem Grunde keine leichte Sache war, als das Auffinden der von Meister Peh gerissenen Opfer in dem ungeheuren Waldkomplex schon an und für sich bedeutende Anstrengungen erforderte. Der Ansitz bei vier gerissenen Stücken brachte keinen Erfolg. In der siebenten Nacht beobachtete Spieß drei Füchse, die sich um Kadaverbrocken herumstritten, als ihn plötzlich das Brüllen des gewaltigen Bären und unmittelbar darauf das furchtbare Klagen eines eben gerissenen Ochsen aufschreckte. Wie sich später herausstellte, hatte der Bär in unmittelbarer Nähe des Ansitzes wieder einen einzelnen Ochsen angetroffen und in wenigen Augenblicken getötet. Da es eben Neumond und stockfinster war, verlief auch diese aufregende Nacht ergebnislos. Am nächsten Tage ließ Spieß den gerissenen Ochsen auffuchen und bezog dann in der achten Nacht dort unverdrossen seinen Ansitz. Diesmal erreichte den Bären das Verhängnis: kaum erschien er auf dem Platze, da krachte die Büchse, und das Untier fiel auf den ersten Schuß. Es war wirklich ein Koloß: zweieinhalb Meter groß und über 200 Kilogramm schwer.“

Nach solcher Vorstellung unseres Jägersmannes von unbefangener Seite wollen wir wieder ihm selbst das Wort geben, daß er uns von seinen Erfahrungen erzähle:

„So leicht sie wohl scheinen mag, so schwierig und langwierig ist oft die Jagd in unseren Bergen. Mit einer unglaublichen Behendigkeit und Kühnheit führt der Bär seinen Raub aus, wie eine Katze schleicht er an die Hürde, holt mit einem gewaltigen Saße sein Opfer und verschwindet mit ihm, es fest im Rachen oder Pranke haltend, in Nacht und Wald. Oft trachten die Hirten im Vereine mit ihren mutigen Hunden das geraubte Schaf abzujaßen; doch meist vergeblich. Denn der Bär, der sich an die Schafhirten gewöhnt hat, läßt sich weder durch Geschrei noch durch Feuerbrände von seiner Beute verschrecken. Hirten und Jäger haben hierbei höchstens nur die Gelegenheit, das Krachen der Knochen des ergriffenen Opfers zu hören. Nicht nur, daß sich Meister Peh an Geschrei und Feuerbrände gewöhnt hat, es ist sogar öfters vorgekommen, daß Bären die schreienden Hirten angingen, in die Flucht jagten und beruhigt ihren Raub weiter verzehrten.

Im Sommer können wir die jagdlichen Erfolge auf Bären gleich Null bezeichnen¹⁾. Tagsüber liegt er in tiefen, zerklüfteten, mit Legföhren bewachsenen Felspartien versteckt, um nur des Nachts seine Raubzüge zu unternehmen. Nur in den allerseltensten Fällen gelingt es da, eine Kugel so glücklich anzubringen, daß überhaupt das Ziel getroffen wird. In diesem Falle ist es eben fraglich, ob das Geschöß einen edlen Teil verlegt, das den Räuber auf der Stelle oder nahe dem Anschusse streckt. Weder mir, der ich schon sieben Jahre in unseren Bergen jage, noch unserem tüchtigsten Weidmann, Hauptmann Berger, ist es je gelungen, im Sommer bei Schafherden einen Bären zu erlegen.

Der Herbst ist die Zeit, die Braun, den Bären, an seine Sterblichkeit mahnt. Mit den Schafherden gehen auch Bär, Wolf und Luchs zu Tal, und

¹⁾ An großen Raubtieren wurden z. B. im Jahre 1901 in Siebenbürgen zur Strecke gebracht (auch durch Treibjagden, die von Amtswegen veranstaltet werden): 53 Wölfe, 25 Bären und 8 Luchse. Wildschweine kamen in großen Rudeln vor, im Hochgebirge auch Gemsen.

wenn erstere auf flachen Feldern oder Hutweiden äßen, bleibt Peß nichts anderes übrig, als Buchelmast, Eicheln und saures Waldoobst statt eines fetten Hammels zu verzehren. Morgen- und Abendanstand beim Ein- oder Auswechseln aus dem Reviere führen manchmal zum Ziele. Hat man einen Wechsel ausfindig gemacht, so ist es ratsam, sich einen Anstand herzurichten, wobei mit aller Vorsicht die lichten Schnittflächen der abgeschlagenen Äste zu verbergen sind, damit nicht die Aufmerksamkeit des sehr vorsichtigen Bären auf den Schützen gelenkt werde. Selbstverständlich kann ein solcher Anstand nur bei Morgengrauen oder in mondhellen Nächten einen Zweck haben.

Fraglich bleibt ein solcher Anstand immer. Mein Vater, der im verflossenen Herbst meiner Berechnung nach den besten Stand gewählt hatte, saß achtzehn Abende und Morgen, ohne auch nur einen einzigen Schuß anzubringen. Der leichte Eichelfall des heurigen Jahres hatte zur Folge, daß die aus höheren Lagen herabgewechselten Bären sich gegen hochstämmige Eichenwälder zogen, um während der Nacht dort ihre Nahrung zu suchen. Leider hatte ich nur drei Tage Urlaub, doch, da ich von den Bauern günstige Nachrichten über das Einwechseln der Bären erhalten hatte, beschloß ich, von den mondhellen Nächten begünstigt, den Anstoß zu versuchen. Eine kleine Waldblöße am Kreuzungspunkte dreier Wege schien mir das günstigste Plätzchen hierfür zu sein. Der Graswuchs auf der Blöße wie in den Bergen veranlaßte mich, damit ich den etwa herantrollenden Bären hören könne, sie mit trockenem Astwerk zu bestreuen. Am ersten Abend saß ich vergeblich. Nur ein raublustiges Füchlein schnürte vorsichtig windend an mir vorüber und verschwand im dichten Unterholz.

Des klaren Himmels halber war der Abend empfindlich kalt, und mit dem Entschlusse, mich beim nächsten Anstoß gegen Kälte besser zu verwahren, ging ich heimwärts. Am folgenden Tage hatte ich bereits um halb 5 Uhr abends einen Stand besetzt. Einen warmen Mantel um die Knie gewickelt, erwartete ich auf dem Feldstuhl sitzend Meister Peß oder einen borstigen Schwarzkittel. Der Mond war mittlerweile über dem Vertop (Bergspitze in den Karpathen) aufgegangen und beleuchtete mit mattem Scheine die kleine Blöße. Ein Käuzchen schrie im nahen Buchenwalde. Der Schatten der die Blöße umgebenden Bäume wurde immer dunkler und länger, und bald sah ich nur noch die halbe Mondsichel goldig durch die Blätter funkeln. Da weckt mich plötzlich ein Rascheln im Dickicht. Mit gespannter Aufmerksamkeit, scharf nach der Richtung des Geräusches spähend, die Büchse schußbereit, erwartete ich mit klopfendem Herzen das herannahende Wild. Mein alter Bekannter, Freund Rotrock, hat wieder seinen Weg bei mir vorbei genommen. Kaum ist der schlaue Raubritter in der Dunkelheit verschwunden, da trollt mit leisem Tappen der sehulichst erwartete König unserer Wälder aus dem Wege heran. Ohne weitere Überlegung reiße ich das Gewehr an die Backe und feure auf sechs Schritte dem durch meine Bewegung stuzenden Bären eine Kugel ins Blatt. Der dichte Pulverrauch benimmt mir die Aussicht, und nur ein fürchterliches Brüllen, das Reißer und Schlagen mit den Pranken im Rasen verschaffen mir die Gewißheit, daß meine Kugel ihr Ziel gut getroffen hat.

Regungslos, das Gewehr im Anschlag, saß ich nun hinter meinem Laubschirm gedeckt und erwartete, auf das äußerste gespannt, freien Ausblick.

Nach einer mir endlos scheinenden Minute verzog sich endlich der Qualm. Unmittelbar vor mir wälzte sich hilflos, vor Schmerz und Wut fürchtbar

brüllend, das Urbild von Kraft und Stärke. Ein sicheres Abkommen war bei dem eingetretenen Halbdunkel nicht möglich. Ich hielt mitten auf die dunkle, sich hin und her windende Masse und gab abermals Feuer. Ein weithin erdröhnendes, markerschütterndes Wutgebrüll war die Antwort. Im Glauben, der offenbar tödlich getroffenen Bestie damit den Garaus zu machen, verschob ich nun meine letzte Patrone. Hinter den Schirm gedrückt, war ich eben im Begriff, den leeren Drilling von neuem zu laden, als ganz unerwartet eine gewaltige Tafe das vor mir aufgesteckte Laubwerk niederschlug, und — der Bär mir schnaubend in den Ansig stieg. Wie ein Blitz fuhr ich aus meinem Versteck. Die unsanfte Berührung mit den scharfen Krallen des wütenden Ungetüms versprach sehr unbehaglich zu werden. Zu meinem größten Glück mußten Feldstuhl und Mantel statt meiner herhalten, die mit Zähnen und Pranken bearbeitet wurden. Ich sage nochmals zu meinem Glück, denn in der Eile hatte ich leider eine falsche Expreßpatrone ergriffen, die weder ganz hinein noch heraus wollte. Endlich gelang es mir mit dem Weidmesser, das ich in dieser kritischen Lage aus der Scheide gerissen, die verwünschte Patrone aus dem Gewehr zu ziehen und noch zwei Kugeln dem ohnehin schwer getroffenen Tiere durch die Brust zu jagen. Diese zwei Schüsse brachten endlich den Bären zu Fall, noch einige Male stöhnte er tief, und dann lag der gewaltige Körper regungslos auf Mantel und Feldstuhl.

Hocherfreut und glücklich über den gelungenen Schuß, eilte ich zu meinem ungefähr 600 Schritte entfernten Vater, um ihn über das Vorgefallene zu verständigen. Meinen Burschen, den ich daselbst vorfand, sandte ich in die nächste Glashütte nach einem Ochsenwagen. Nach hastiger Schilderung des erlebten Abenteuers eilte ich, um die schöne Beute zu zeigen, als Wegweiser im dunklen Walde voraus. Schwerlich hätte ich aber den Platz im Dickicht so rasch wiedergefunden, wenn nicht zu meinem größten Erstaunen das dumpfe Murren des noch immer nicht gänzlich verendeten Tieres mir die Richtung dahin verraten hätte. Rasch wurde ein kleines Feuer angezündet, und bei dessen hellem Schein machte noch ein Gnadenschuß dem zottigen Tier den Garaus. Der erlegte Bär war ein mächtiges, ausgewachsenes Exemplar, schwarzbraun mit einem weißen Ring um den Hals.

Abgesehen vom Abend- und Morgenanstand beim Ein- und Auswechseln aus dem Revier, kann der Bär auch vom Baume aus erlegt werden. Zur Herbstzeit ist wildes Obst im Notfalle so ziemlich die ausschließliche Nahrung unseres Braunen. Er begnügt sich nicht, nur die gefallenen Birnen und Äpfel vom Boden aufzulesen, sondern er klettert auch ziemlich gewandt und geschickt auf tragende Bäume und bricht Ästchen für Ästchen vom Stamme. Solche Bäume, die der Bär zu seinen Kletterübungen benützt, sind dann leicht an den zahlreichen Rissen in der Rinde und an den an den Ästen hängenden Haaren zu erkennen. Ich selbst verbrachte vier Abende auf einem solchen Birnbaum, bis es mir endlich am fünften Abend gelang, dem nichtsahnenden Bären von oben herab eine Kugel durch den Nacken zu jagen, als er eben eine Birne vom Boden auflesen wollte." —

So hat denn unser kundiger Führer uns mitten in die wildeste Romantik der transsilvanischen Alpen geführt. Wir waren es dem „Bärenland“ doch schuldig, ihm gleich beim Betreten an solcher Stätte den Besuch abzustatten. Das geht natürlich, wie der aufmerksame Leser schon merkt, hier auf dem Papier wesentlich leichter, als wenn wir mit der Büchse in der Hand auf Aben-

teuer ausziehen. Aber auch unbewaffnet und in friedlicher Absicht darf sich der Wanderer dem Gebirge nahen. Der Siebenbürgische Karpathenverein¹⁾ geht einem gern hilfreich an die Hand; die Wege zu den bekannteren Bergpartien hat der Verein bezeichnen lassen, er stellt auch gegen mäßige Entlohnung zuverlässige Führer zur Verfügung. Wenn aber ein „deutscher Bruder“ ins Land kommt, dem man's ansieht, daß ihn aufrichtige Freude an der Natur und ein warmes Interesse an den Stammesgenossen hierher geführt haben, so findet er gar leicht Gesellschaft, und bald wird er merken, daß auch hier „Deutschland“ ist; er wird es merken an der Wanderlust, an der Art, sich des Schönen zu freuen, nicht zuletzt an den Liedern, die dann oben in der Schutzhütte des Karpathenvereins erklingen, wenn man am offenen Herdfeuer zusammenrückt und — je nach Kräften — einen Tee oder Punsch braut, der die schneidende Kälte der Augustnacht trefflich ertragen hilft.

„Ich schieß den Hirsch im wilden Forst,
im tiefen Wald das Reh“ . . .

Wie oft hat der Bonner und Tübinger und Jenenser Student in der Kneipe das „siebenbürgische Jägerlied“ gesungen — jetzt erst fühlt er es ganz mit. Unfehlbar kehrt nun „die alte Burschenherrlichkeit“ wieder, und man meint wirklich im lieben Deutschland zu sein. Der Fremde aber — ist kein Fremder mehr, wenn die Einheimischen anstimmen:

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
mit dem Gürtel der Karpathen
um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebenjaft. —

Siebenbürgen, Meeresboden
einer längst verfloßnen Flut,
nur ein Meer von Ährenwogen,
dessen Ufer waldumzogen
an der Brust des Himmels ruht.

Siebenbürgen, süße Heimat,
unser teures Vaterland.
Sei begrüßt in deiner Schöne,
und um alle deine Söhne
schlinge sich der Eintracht Band!

Nach altem Brauch stehen die Sänger alle bei der letzten Strophe auf und umarmen einander.

Bald wird es aber Zeit, der Begeisterung Zügel anzulegen, denn morgen geht's zu neuen Taten, und wer wandern will, muß vor allem — tüchtig geschlafen haben. Man sucht die einfache Lagerstatt auf und verschwindet beglückt in den wohlrig wärmenden Decken; das Knistern der verbrennenden Holzscheite und des Sausen des Windes, der durch den Wald über das Dach des Schutzhäufes fegt, ist uns ein Schlaflied, wie wir es nie schöner gekannt.

Korodi, Siebenbürgen, Land und Leute.

¹⁾ Seinen Hauptsitz hat er in Hermannstadt; am besten wendet man sich dorthin oder an eine der Sektionen (z. B. Kronstadt, Schäßburg, Bistritz), um Auskünfte über Gebirgstouren zu erhalten. Sie werden kostenlos gegeben.

5. Hermannstadt und Kronstadt.

Hermannstadt.

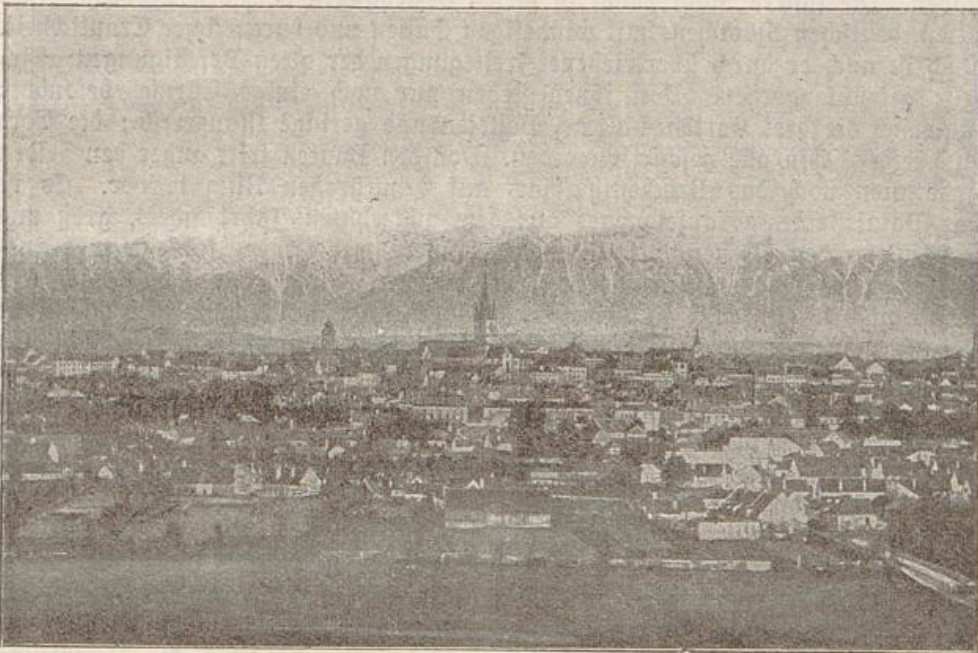
Hermannstadt beherrscht die Ebene am Zusammenfluß des Alt mit seinen vereinigten Zuflüssen Zibin und Harbach und vor dem Durchbruch des Alt nach Rumänien. Ein Gebiet reich an Kontrasten. Die Aufschüttung der drei Flüsse schuf einen breiten Gürtel, der von Flußterrassen halbwegs gegliedert doch ziemlich flach daliegt und die hochragende Gebirgswelt im Süden gegensatzreich mit den sanften Rücken und Kuppen des Binnenlandes verbindet. Nach Norden, Osten und Westen öffnen sich Täler von Flüssen und Bächen, doch so gewunden, daß man nicht ahnt, wohin sie eigentlich führen, ob man nicht im verschlungenen Zickzack sich verliert. Es ist, als wollte die Natur die Perle jener Ebene vor unberufenen Augen hüten. Im Süden gar hat sie ihr die starre Gebirgsschwelle vorgesezt, die nur wenig gangbare Stege freiläßt. Aber das befruchtende Naß des Landes hat in langem Ringen über diese strenge Abschließung obgesiegt. Im Alt vereinigt hat es in zäher Ausdauer den massigen Steinwall durchsägt. Noch heute tönt sein Siegesrauschen an das Ohr des Wanderers, der den Durchbruch, den sogenannten Rotenturmpaß, auf der Kunststraße am Ufer des Alt durchschreitet. Eilend und stürzend jagen seine Wellen hinunter in den fernen Schoß des Schwarzen Meeres. Die vielen Tropfen, deren die hohen Bergriesen die östlichen Ebenen beraubten, im Alt strömen sie ihnen vereinigt zu. Das belebende Naß hat dem Lebensausgleich einen Weg geöffnet. Auch für den Kulturaustausch der Völker ward hier ein Tor gebrochen. Zu vernichtenden Beutezügen haben es nur allzuoft die ungezügelten Scharen des Ostens ausgenüzt, zu friedlichem Güterausaustausch die gesitteteren Völker des Westens.

An beiden Arten der Völkerberührung ist Hermannstadt im Mittelpunkt der Ebene erstarkt. Als ob es ihm vor dem Tor selbst denn doch gegraut hätte, wuchs es nicht in seiner unmittelbaren Nähe empor, auch nicht im genauen Berührungsgebiet der drei Flüsse. Etwas abseits, am Lauf des Zibin, erhebt es sich auf einer trockenen, vor allen Fährnissen des Witterungswechsels sicheren Diluvialterrasse. Vor den tieferen, heute fruchtbarsten Lagen hat sich der Mensch bei der Niederlassung gescheut; der reiche Kranz von Dörfern, der Hermannstadt umgibt, verbirgt seine Perle zum großen Teil in den einmündenden Tälern und Buchten, nur vereinzelte haben auf derselben alten Terrasse Platz gefunden.

Im Kontrast der Bilder erscheint Hermannstadt als staubiger Allerweltsmittelpunkt, geschaffen zur notgegebenen Berührung und dem unerläßlichen Austausch unter Menschen. Ringsum hat aber seinen Bewohnern die Natur Stätten der Andacht errichtet. Dem Gebirge zu führen idyllische Täler, so sanft geneigt, daß sie in der Ebene kaum hervortreten. Naturergebener Sinn hat sie von alters her gepflegt und zu ihrer Seite schattige Waldungen geschaffen. Unmittelbar unter dem Gebirge nehmen die Talkessel von Michesberg und Heltau wahrhaft reizende Formen der Landschaft an; wenn im Frühjahr unübersehbare Kirschblüte ihre sanften Hänge überflutet und in malerischen Widerstreit mit dem leuchtend jungen Grün der schroff ansteigenden Gebirgswälder bringt, dann fühlt sich die dankbare Seele wirklich im „Paradies“, wie der schönste Teil dieser Landschaftsperle im Volksmunde heißt. Dem

Binnenlande zu führen die staubigen Straßen rasch in jene anmutig gewundenen Täler mit ihrer engen anheimelnden Welt; bei mancher Biegung taucht plötzlich ein stattliches Dorf hinter den sanften Hängen auf, seine schmucken Häuser ein Zeugnis von Menschenfleiß, seine alte Kirchenburg ein Zeugnis von Menschentrog¹⁾.

Hermannstadt selbst lagert sich als breiter Streifen über die Stufe der Ebene. Eine vorspringende Nase der Terrasse lockte einst zur Ansiedelung, dort waren Befestigungen leicht anzubringen. Im Mittelpunkt dieser ältesten Stadt steht die evangelische Kirche. Die erste Anlage, noch romanisch, war klein und mußte dem Wachstum der Gemeinde entsprechend umgebaut und erweitert werden. So entstand die imposante gotische Kirche, die wir heute sehen; es



Mit Genehmigung des Verlages „Heimat u. Welt“, Dresden.
Hermannstadt.

fehlt ihr zwar zufolge ihres Werdens der einheitliche Guß, aber im großen ganzen kann sie sich sehen lassen. Dieser älteste Teil bildet auch landschaftlich den Mittelpunkt der Stadt; der gewaltige Kirchturm beherrscht ihr Bild, sowohl durch seine Lage am hervorspringendsten Punkt als auch durch seine gewaltigen Maße. An den Kirchenplatz lehnt sich die andere Hälfte des ältesten Stadtteiles, der kleine Ring, d. i. Marktplatz. Um beide Plätze reiht sich ein dichtgedrängter Kreis größtenteils alter Gebäude, in deren Erscheinung so manches Stück alten deutschen Städtebildes noch in unsere Zeit hereinragt. Doch ist dieser ästhetisch geschlossene Eindruck durch eine Freilegung in übertriebenen Mäßen und durch unförmige Neubauten sehr gestört worden. Am

¹⁾ Jede Kirche ist zur Burg geworden, wo einst in Kriegsgefahr die ganze Bevölkerung hinflüchtete. Jetzt sind dort, soweit es angeht, friedliche Speckkammern eingerichtet. (Korodi, Siebenbürgen.)

bemerkenswertesten ist das Rathaus, ein altsächsisches Patrizierpalais, auf der Seite nach der innersten Stadtmauer zur Verteidigung eingerichtet, in einzelnen Teilen geradezu ein Kabinettstück alter deutscher Bauweise.

Neben dieser ältesten Stadt hat sich dem Wachstum der Siedelung entsprechend eine zweite entwickelt, eine Handelsstadt in größeren Maßen. Den Mittelpunkt bildet der große Marktplatz, der ebenso wie in ostelbischen Siedelungen den Namen „Ring“ führt, trotzdem er ein scharf ausgeprägtes Viereck bildet. Aus seinen vier Ecken führen die vier Hauptstraßen nach außen und teilen den Verkehr in bequemer Weise. Diesem Hauptnetz gliedern sich noch verschiedene Parallel- und Querstraßen an; außerhalb des ehemals ummauerten Stadtgebietes ergibt sich daneben noch bequemer Raum für Plätze und Promenaden. Die innere Stadt macht in vielen Beziehungen noch den Eindruck eines alten, deutschen Städtchens mit winkelligen Gassen und bürgerlicher Traulichkeit. Doch ist auch er durch übertriebene Freilegungen der alten Befestigungen allzu sehr getrübt worden. Von ihnen stehen nur noch einige Türme, besonders malerisch die drei Hartenecktürme, Bausteine und geringe Mauerreste; die Tore sind leider schon alle geschleift worden. Von den Bauten tritt außer den beiden genannten noch das Bruckenthalhaus auf dem großen Ring hervor. Es ist das Palais eines Granseigneurs aus dem achtzehnten Jahrhundert, groß und stattlich in den Maßen, besonders das Innere mit feiner Noblesse und unerlesenen Geschmack ausgestattet. Heute werden in ihm die reichen Schätze aus Kunst und Wissenschaft aufbewahrt, die der große Volksmann bei all seiner Inanspruchnahme durch Amt und sonstige Arbeiten in staunenswerter Zahl und Qualität zusammentragen konnte. Sie sind durch sein Vermächtnis in den Besitz des Hermannstädter evangelischen Gymnasiums übergegangen. Auf den Inhalt der Sammlungen kommen wir zurück.

In Hermannstadt lagen viele Kräfte wirtschaftlicher Betätigung lange Zeit brach, weil es nur durch eine rückständige Seitenbahn, die noch dazu Sackbahn war, mit dem Hauptgeleise zusammenhing, das über Klausenburg, Mediasch, Schäßburg und Kronstadt nach Rumänien führt. Seit es den Anschluß an Rumänien durch den Rotenturm-Paß bekommen hat, setzte ein rascherer Aufschwung ein, trotzdem auch diese Linie nur zweistrangig ist.

Das geistige Leben Hermannstadts wird bestimmt durch die Vertretung des Gesamtachsens. Hier hat das „Landeskonsistorium der evangelischen Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns“ — der ungeschöne Name hat sich aus Kämpfen um die Rechtsbehauptung ergeben — und der evangelisch-sächsische Bischof seinen Sitz. Sie haben infolge des besonderen Kulturberufs der sächsischen Volkskirche außer der rein kirchlichen Leitung auch die der Schulen unter sich. Damit ist ohne weiteres eine gewisse Konzentration der sächsischen Kulturbestrebungen in Hermannstadt gegeben. Zudem sind hier selbst die meisten höheren Lehranstalten: eine Lehrerbildungsanstalt, ein Vollgymnasium und eine Vollrealschule. Da nun die Hauptträger des geistigen Lebens unter den Sachsen die akademisch gebildeten Lehrer und Pfarrer sind, so ergibt sich naturgemäß ein Übergewicht Hermannstadts. Es wird dadurch noch erhöht, daß hier die einzige größere sächsische Bibliothek steht, das ist die von Sannel Freiherrn von Bruckenthal begründete. Heute ist sie gemäß seiner Stiftung im Besitz des evangelischen Gymnasiums. Sie enthält rund 110 000 Bände und eine reiche Manuskriptensammlung. In der Zahl der periodischen Veröffentlichungen steht Hermann-

stadt im Sachsenlande auch obenan. Hier erscheinen zwei politische Blätter, das kirchliche Amtsblatt, die Blätter des Landwirtschaftlichen Vereins und der Raiffeisengenossenschaften, die Organe der beiden großen wissenschaftlichen Verbände, des Vereins für siebenbürgische Landeskunde und des Vereins für Naturwissenschaften, sowie das Jahrbuch des Karpathenvereins.

In bezug auf das künstlerische Leben ist besonders auf den hoch entwickelten musikalischen Dilettantismus hinzuweisen. Die Hermannstädter Gesangsvereine haben es fertig gebracht, sehenswerte Aufführungen großer Opernwerke zu inszenieren. Das hat aus dem Grunde große kulturelle Bedeutung, weil das deutsche Theater in Ungarn jederzeit schwerer Vergewaltigung von seiten des Staates gewärtig sein muß. Es gibt heute nur noch ein ständiges deutsches Theater in Ungarn, dasjenige in Hermannstadt. Unter diesen Umständen fällt dem Dilettantismus hierzulande eine ganz andere Rolle zu als sonst.

Im übrigen haben die schweren Anforderungen aller anderen Lebensgebiete der Kunstbetätigung wenig Raum gelassen. Der Kulturbegeisterung und dem Sammlerfleiß Brukenthals ist es zu danken, wenn trotzdem Hermannstadt die zweitgrößte Gemäldegalerie Ungarns in seinen Mauern birgt. Ihr Bestand hat seit Brukenthals Heimgang aus Mangel an Mitteln nicht wesentlich erweitert werden können. „Sie enthält unter ihren 1294 Gemälden auch berühmte Bilder, von denen namentlich ein ‚Männerkopf‘ von Enks, der ‚Hieronymus‘ Lorenzo Lottos, der ‚Betende Mann‘ Memmlings, ein ‚Johannes‘ Teniers, und Tizians ‚Verlobung der heiligen Katharina‘ hervorgehoben werden müssen.“

Kronstadt.

Kronstadt wurde die bedeutendste Fabrik- und Handelsstadt Siebenbürgens. Diese Feststellung darf aber den Naturfreund nicht erschrecken, in dessen Einbildungskraft dadurch die unangenehme Erinnerung an Schöte und atembeklemmende rauchige Luft geweckt wird. Im kleinen Siebenbürgen darf man überhaupt nicht mit westeuropäischen Maßen messen. Kronstadt gehört trotz seiner verhältnismäßig zahlreichen Schöte — man kann es ruhig behaupten — zu den schönsten Bergstädtchen Europas.

Das machen nicht nur seine eigenen Täler, sondern auch die ausgesuchte Schönheit der ganzen weiteren Umgebung. Vor seinen Austrittstoren breitet sich glatt wie ein Tisch die fruchtbare Ebene des Burzenlandes aus, die auf engem Raum dreizehn große und blühende sächsische, dazu einige magyarische und rumänische Dörfer reichlich nährt. Sie entstand als Aufschüttungsbecken des Alt, der sich hier vom Ostwall der siebenbürgischen Karpathen wegzuwenden anschickt und bei der Biegung auch Wasseradern von Süden und Westen anzieht. Von dem größten dieser Wasserläufe, der Burzen, erhielt die aufgeschüttete Ebene den Namen des Burzenlandes. Im Norden des Beckens schiebt der Ostwall dem enteilenden Altfluß einige abgeirrte Bergzüge, die sich im Bogen an den Südwand legen, entgegen und sucht ihm den Weg zu sperren. Dadurch entsteht der malerische Flußdurchbruch durch den Geisterwald, der schon aus dem Bahnwagen die landschaftlichen Überraschungen ahnen läßt, die die Burzenländer Gebirge bieten.

Gegen die Ebene hin fallen sie in verschiedenen Folgen von Kuppen, die durch verbindende Sättel zusammengehalten sind, ab; zuweilen ragen hier auch noch scharfe Grate und Wände empor; größtenteils aber lösen sie sich

schließlich in niedere, runde Hügel auf. Zwischen diesen verschiedenen Folgen von Hügeln und Kuppen hindurch, die Fluß- und Bachläufe entlang, dringt der Blick bis zu dem Kern der Gebirgswelt, zu den hohen Bergriesen, vor. In ausgeglichener Steigerung folgt Kontrast auf Kontrast, nirgend ein verletzender disharmonischer Sprung; und doch vereinigt diese eigenartige Gebirgswelt, gleichsam ein Kunststück der Natur, auf engem Raum die meisten Hochlandformen.

Im Mittelpunkt steht das massige Plateau des Butschetsch (2506 Meter). Einst bedeckten es weitgestreckte Firn- und Eisfelder, von denen sich mehrere Gletscherbäche hinunterwandten. Noch heute zeugen davon die prachtvollen terrassierten Schluchten mit ihren phantastischen Gliederungen und Rundungen, die im Beschauer so oft den Eindruck kunstgerechter Schöpfungen wecken, ihn hier einen prachtvollen Dom, dort die Züge irgendeiner markanten menschlichen Erscheinung wahrnehmen lassen. Dazu gesellen sich noch viel steilere Täler, die später von den Wasserbächen in den Block eingesägt wurden. In ihren Rinnen schäumen und stürzen die allerdings sehr bescheidenen Wasserläufe — handelt es sich doch vorwiegend um Kalkgestein — in die Ebene. Zwischen den Schluchten und Tälern streckt das Plateau schroffe, zackige Felsvorsprünge hinaus und umgibt sich so mit einem Kranz hochragender Spitzen, die dem höchsten Punkt in der Mitte des Blocks nur wenig nachstehen. Der Butschetsch ist eine Gebirgswelt für sich, reich an buntestem Wechsel und großartiger Gliederung.

Und doch wie armselig und plump würde er dastehen, wenn nicht ringsum weniger gefättigte Brüder dem dicken als Hintergrund dienen und den Übergang zur Ebene harmonisch gestalten. Einer freilich, der schneidige Königstein, wird ihm bei manchem Betrachter gar den Rang streitig machen. Er ist ein Kerl aus einem Guß. Sein scharfer Grat bildet eine einheitliche Silhouette, die sich mit dem Himmelsdach in gefälliger Rundung schneidet. In kecker Pose hält er den einen Fuß dem niederen Vorland dräuend entgegen, während der andere ihn der Gebirgswelt in sanfter Nachgiebigkeit brüderlich anschließt. So sehr hat sich die Natur bei der Schaffung dieses Kühnen als Schöpferin selbst gefallen, daß sie neben ihn gleich ein verkleinertes Abbild stellte, das mit ihm auch den stolzen Namen teilt. Straffe Großzügigkeit und Schroffheit sind die hervorstechenden Merkmale des Königsteins; die Begehung seiner schwierigsten Partien gilt als touristische Glanzleistung.

Weniger ehrgeizigen Wanderern bietet sich der Schuler mit seiner einzigartigen Aussicht dar, ferner der prächtige Hohenstein, der in kleineren Maßen Vorzüge von Butschetsch und Königstein verbindet, der eigenartige, schöne Krähenstein oder der wuchtige Seidener Berg — um nur die wichtigsten touristischen Anziehungspunkte zu nennen.

In eines der auslaufenden Täler dieser wunderbaren Gebirgswelt ist die Stadt Kronstadt eingebettet. Sie liegt am Fuße des Schulergebirges, dessen Spitze von ihr aus in vier Stunden zu ersteigen ist. Das Tal der Stadt ist auf drei Seiten völlig abgeschlossen und öffnet sich nur der Ebene zu nach Nordosten. Selbst in dieser Öffnung strebt noch der gefällige Schloßberg mit seinen vorgelagerten Hügeln empor und teilt die Stadt, ihr jede Eintönigkeit nehmend. Noch mehr sorgt für einen reizvollen Wechsel des Landschaftsbildes die gegensätzliche Gestaltung der umschließenden Talwände. Im Südosten

führt ein stufenreicher, scharfer Grat unmittelbar vom Schuler herab und löst sich erst dicht vor der Ebene in zwei niedere Kuppen auf. Über der Inneren Stadt aber kehrt er seine schroffste Art heraus. Dort steigt die steile Wand der „Zinne“ fast senkrecht auf und setzt allen Stürmen aus Süden und Osten ein energisches Halt entgegen. Da oben stand einst — es dünkt uns heute bei der Höhe und Steilheit fast märchenhaft — eine der Burgen des Deutschen Ritterordens.

Den schroffen Formen der Zinne und ihrer Fortsetzung nach dem Schuler hin steht auf der Westseite des Tales ein anmutig kombinierter Zug von Kuppen gegenüber. Es sind Glieder eines Plateaus, das sich an das in Zinnenhöhe flachgelagerte Gelände der Schulerau im Süden der Stadt anlehnt. Heute ist es schon fast ganz in rundliche Einzelberge und sanftgebuchtete



Mit Genehmigung des Verlages „Heimat u. Welt“, Dresden, Kronstadt.

Täler aufgelöst, die aber untereinander noch durch hohe Sättel zusammengehalten sind. Hinter ihnen dehnt sich die ruhige Burzenländer Ebene aus. Die verschlungenen Spazierwege dieses Kuppenzuges gestatten bald einen überraschenden Weitblick in das Flachland, bald und unvermutet zwingen sie das Auge wieder ganz in das Kronstädter Gebirgstal und seine vielgestaltigen Ausbuchtungen.

Nach Süden schneidet sich der Bach, der das Tal von Kronstadt durchfließt, tief in das Plateau der Schulerau, über dem sich die Schulerspitze majestätisch erhebt. Der Weg zur Schulerau führt in engem Taleinschnitt aufwärts, der den Blick gefangen hält und auf die Einzelheiten seiner malerischen Formen lenkt.

Das ist das Wunderbare an Kronstadts Lage, daß es von unten als abgeschlossene Welt für sich erscheint; aber es ist eine Welt, so reich gestaltet,

daß sie das Gefühl der Enge, die ihr objektiv anhaftet, gar nicht auskommen läßt. Wer alle ihre wechselvollen Eindrücke schon ausgekostet zu haben meint, wird sich auf der angenehmen Überraschung entdecken, daß ihm nun die erstgenossenen wieder als neu erscheinen.

Schwierig und dankbar zugleich war unter diesen Umständen die bauliche Ausgestaltung der Stadt. Man kann den alten Baumeistern die Anerkennung nicht versagen, daß sie ihrer Aufgabe gerecht wurden. Die eigentliche alte Stadt, die sogenannte Innere, die von starken Mauern eingefast und von kräftigen Türmen und Basteien beschirmt war, bietet ein Musterwerk der Einfügung in die Natur dar. Das Tal ist so eng, daß die Befestigungsmauern zum Teil die Lehne der umgebenden Berge erklimmen mußten. Daraus ergab sich eine fast noch größere Zusammendrängung der Baulichkeiten als sonstwo. Die ganze alte Stadt macht den Eindruck eines einzigen regelmäßigen Häuserblocks. Dem Inhalt wird die Form gerecht durch ruhig lagernde, klar gegliederte Dächer, die ohne Sprünge und Risse sanft ineinander überlaufen; als breite Decke hüllen sie das Menschenwerk ein, damit es die prachtvolle Rhythmik der Natur nicht stören könne. Nur zwei Bauwerke erheben sich aus der bescheiden gewollten Eintönigkeit und geben ihr Leben, die große evangelische Kirche, die „Schwarze Kirche“ genannt wegen ihres brandgebräunten Mauerwerks, und das Rathaus in der Mitte des Marktplazes.

Die Schwarze Kirche steht etwas abseits vom Marktplatz in einem dichtgeschlossenen Häuserkranz auf dem „Honterushof“, zu dem nur schmale Zugänge führen. Aber die hohen gotischen Säulen und Bogen heben den mächtigen Hallenbau aus dem 15. Jahrhundert, der länger ist als der Stephansdom in Wien, hoch hinauf über den Häuserkranz, er erscheint als beherrschende Zusammenfassung des ganzen Häusergewimmels. Wo immer in der inneren Stadt sich ein Durchblick öffnet, wird das Auge auf die mächtigen Formen der Kirche gelenkt. Wer aber von den umgebenden Bergpromenaden auf das Stadtbild heruntersieht, den macht die Kirche mit ihrem großen, ruhigen Dach, dem einseitig ein verhältnismäßig niederer Turm angegliedert ist, den Eindruck — man entschuldige den profanen Vergleich — einer vielbesorgten Mutterhenne, die ihre Anvertrauten zusammenhält und schützt. Die geschlossene, abgeklärte Silhouette des Stadtbildes, die hierdurch entsteht, erhält durch die prächtige Baulösung des Rathauses ein notwendiges Moment der Bewegtheit.

Dabei war die Aufgabe eine ganz entgegengesetzte. Es galt dem einzigen großen Platz, der unvermittelt ein Loch in die ruhige Decke des Stadtbildes reißt, gewissermaßen eine anschauliche Begründung zu geben. Der Baumeister hat dies wunderbar empfunden und läßt alle Sonderansprüche seines Werkes vor dem beherrschenden Gesamteindruck zurücktreten. Der gedrückte Bau in kräftigen, barocken Renaissanceformen erhebt sich nur mählich und bescheiden aus der eintönigen Fläche des Platzes, die ihn allseits breit umlagert. Über dem Mauerwerk steigt ein gebrochenes Dach in schöner Gliederung schon mit kräftigerer Betonung der Höhe aufwärts und leitet so rhythmisch zum schlanken Turme über, der als kühner Wächter über dem Häusermeer wacht. Wer in der Nacht von weither die beleuchteten Ziffernblätter seiner Uhr sieht, vermeint leicht, in die klugen Augen einer heutespähenden Eule zu schauen.

So stehen sie nebeneinander diese prächtigen Bauwerke aus verschiedenen Kulturepochen als ergänzende Sinnbilder einer vorwärtstrebenden, erfolgreichen Sachsenstadt. Geschlossenes, einheitliches Zusammenhalten neben einer

allzeit wachsamem Führung predigen sie. Werden sie auch diesmal am Werke sein und bleiben, wo es gilt, Mittel und Wege zu finden, wie das Sachsentum, das noch kaum ein Viertel der Bevölkerung ausmacht, sich als Besitzer seines köstlichen alten Erbes erhalte?

Außer der Inneren Stadt besitzt Kronstadt noch drei Vorstädte, die sich in den drei Hauptausbuchtungen des Tales hinziehen: die bulgaro-rumänische obere Vorstadt mit manch orientalischem Einschlag in der Bauweise; die sächsische Altstadt, der älteste Teil der Siedelung, mit einer schönen Kirche im Übergangsstil, in allem wesentlichen der Erscheinung ein großes, ruhiges, sächsisches Dorf; schließlich die größtenteils magyrische Blumenau, in der sich das Fabrikviertel entwickelt, da hat der unkünstlerische prozige Überschwang



Kronstadt (Siebenbürgen).

neuerer Bauweise besonders des Staates wahre Orgien der Geschmacklosigkeit gefeiert.

Wirtschaftlich ist Kronstadt unter allen siebenbürgischen Städten voran. Dabei kommt ihm besonders seine Lage am Austritt der siebenbürgischen Hauptlinie nach Rumänien zustatten.

Müller-Langenthal, Siebenbürgen.

6. Sächsisches Dorf und Dorfleben.

Die Anlage der sächsischen Siedelung hat die Form des dicht geschlossenen Reihendorfes. Oft läßt das schmale Tal nur einer einzigen langen Gasse Platz, das ist die Dorfstraße, die oft von einem durchfließenden Bach zweigeteilt wird. Aus der Hauptgasse drängen dann kleine Nebengäßchen in die verästelten Seitentäler. Wenn die Talsohle Raum läßt, bilden sich auch lange Parallelgassen aus. Im flachen Burzenland ist dies allgemein der Fall. Seine Siedelungen, deren Gründung erst in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fällt, weisen schon den vollendetsten Typus des Kolonistendorfes auf, jene übersichtliche Anlage, bei der von einem großen, wohlgepflegten Platze aus die Gassen in der Längsrichtung des Dorfes hinziehen.

Holdegel u. Jenßsch, Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland. I.

6

Den beherrschenden Mittelpunkt jedes sächsischen Dorfes bildet die Kirchenburg, die wenigstens in ansehnlichen Ruinen noch überall erhalten ist. Wenn das Gelände es nur irgend erlaubt, liegt sie auf dem vereinzelt vorsprung eines Berges oder einer höheren Terrasse, am liebsten gar auf einem allein stehenden Bergkegel, wenn er zu finden war. In der Regel wird sie von einer starken Ringmauer gebildet, deren Verteidigung aufgesetzte Türme und angegliederte Basteien erleichtern. Zur letzten Zuflucht sind vielfach noch Teile der innenstehenden Kirche mit Schießscharten und Zinnenumlauf versehen, entweder der starke Kirchturm oder das hohe Chor, manchmal auch beide. In sehr starken Gemeinden finden sich auch doppelte, ja dreifache Befestigungsmauern. An die Innenseite der Ringmauer sind kleine Hütten angelehnt, die sogenannten Kammern. Sie nehmen in manchen Orten noch heute die wichtigsten Lebensmittelvorräte zur feuer- und diebesicheren Aufbewahrung auf. Einst waren das zugleich die Kriegsvorräte, bei deren Fülle man die Belagerung durchstreifender Beutescharen leicht überstehen konnte.

Unweit der Kirchenburg liegen die Schulgebäude, das Schulhaus und die Lehrerwohnungen. Auch die bauliche Anordnung bringt zum Ausdruck, daß die Schule unter den Sittichen der Kirche steht. Beiden, als den geistigsten Ausprägungen seines Kulturstrebens, räumt der sächsische Bauer die schönsten Plätze seines Tales ein. Er stattet sie auch äußerlich am üppigsten aus und ist froh, wenn der Blick des fremden Beschauers über die einförmige Reihe der Häuser hinweg aufwärts gleitet zu den hochragenden Hüttern seiner geistigen — heute auch völkischen — Güter. Einst war auch die weltliche Verwaltungskanzlei in einem Teil der Kirchen- oder Schulräume untergebracht, also die ganze Öffentlichkeit im Mittelpunkt der Kirchenburg gesammelt. Heute erheben sich schon überall prozige, fremdartige Gebäude zur Aufnahme des Amtes. Sie dokumentieren den rücksichtslosen Geist staatlich-magyarischer Allmacht, der durch sie auch in die entferntesten Dörfer einzudringen sucht. Schon ehemals waren kirchliche und weltliche Leitung nicht immer auf dem besten Fuße, trotzdem sie übereinstimmende Interessen vertraten; wieviel mehr Reibungen ergeben sich jetzt, wo sie einander zum Teil entgegenzuarbeiten gezwungen werden.

Straße auf, Straße ab reiht sich im Dorf Haus an Haus. Auch die Tor-einfahrt ist gewöhnlich hoch übermauert; der eine Torpfeiler lehnt sich an das Mauerwerk des eigenen, der andere an das des Nachbarhauses an. In seinem Heim schließt sich der sächsische Bauer von der Welt völlig ab, die ihm allerdings nur zu oft hart mitgespielt hat; das schützende Mauerwerk, das er an der Kirchenburg immer vor sich hat, ist seinem Auge zum ästhetischen Bedürfnis geworden. Er ist ein leidenschaftlicher Bauherr, der nie genug gebaut hat und immer durch gelegentlichen Erwerb billig angeschafftes Material im Vorrat lagern läßt. Ein rumänisches Sprichwort spottet ihn wegen dieses Übereifers: „Wenn der Sachse keine Arbeit hat, reißt er sein Haus ein und baut es frisch auf.“

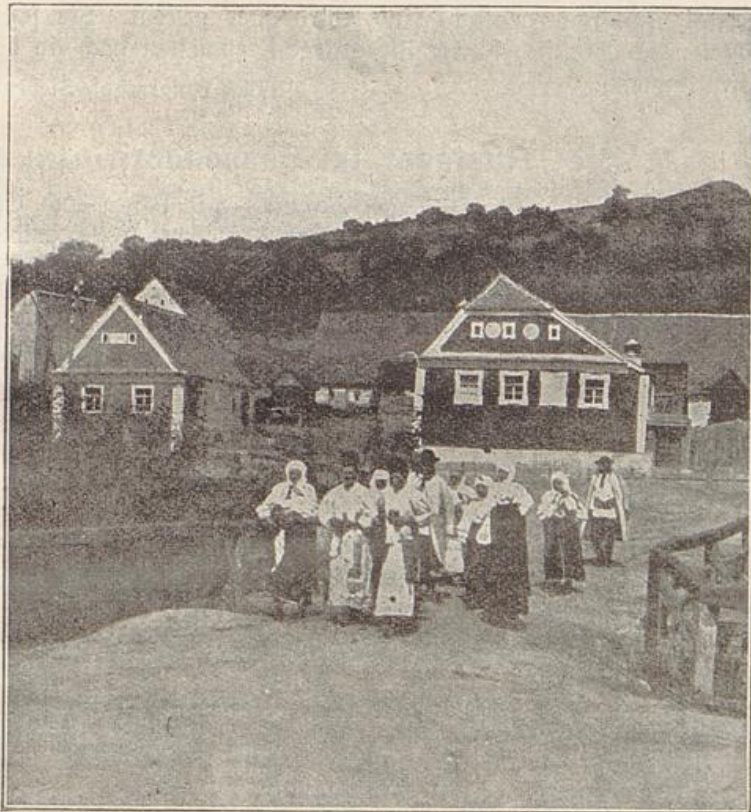
Die Form seiner Heimstätte ist die des einfachen Eingiebelhauses, in dem sich die Zimmer hintereinander reihen. Der Giebel, der entweder senkrecht bis zur Dachspitze aufsteigt oder oben einem Stückchen Walmdach Platz läßt, bildet die beliebteste Zierfläche. Sie wird am häufigsten durch stilisierte Pflanzenmotive, vorherrschend die Weinrebe, und durch Sinnsprüche belebt, die sich zuweilen auch über die ganze Fassade erstrecken. Die Sinnsprüche sind

gewöhnlich dem ethisch-religiösen Gebiete entnommen und verraten eine kluge Lebensweisheit. Einer der häufigsten ist der folgende:

„Wo Eintracht, da Friede.
 Wo Friede, da Liebe.
 Wo Liebe, da Gott,
 wo Gott, keine Not.“

Vielfach befaßt sich die Aufschrift auch nur mit der Namensangabe und den Personalien des Erbauers.

Die althergebrachte Zahl hintereinandergereihter Zimmer ist drei, in der Mitte das „Haus“ mit dem großen Herd, vorne die „gute Stube“ mit dem



Mit Genehmigung des Verlages „Heimat u. Welt“, Dresden.

Frauen und Mädchen beim Kirchgang, Stolzenberg.

schönsten Hausgerät und dem hochaufgeschichteten Repräsentationsbett, rückwärts die „hintere Stube“, häufig der Wohnraum der aufs Altenteil gesetzten arbeitsunfähigen Eltern oder Großeltern. Der beliebteste Schmuck der Zimmer ist ein unter der Decke umlaufender bemalter Holzrahmen, an dessen vorstehenden Nägeln alte Ton- und Zinnkrüge hängen, während seine obere Seite an die Zimmerwände gelehnten Ton- und Zinntellern zur Stütze dient. Diese Gefäße sind Schöpfungen alter sächsischer Handwerkskunst, sie bilden, was Form und ornamentalen Schmuck anbelangt, zum Teil Sehenswürdigkeiten. Leider haben sie gleich der Sitte ihrer Anbringung rasch zu schwinden begonnen. Dem er-

wähnten Bautrieb entspricht es, daß der besserstehende Bauer sich häufig mit der überkommenen Dreizahl der Zimmer nicht begnügt, sondern in gleicher Längsflucht immerfort anbaut. Das Merkwürdige ist dabei, daß er sich aus Wärmeökonomie und Geselligkeitsdrang doch immer mit der ganzen Familie in einem Raum zusammendrängt und die anderen überflüssig dastehen läßt. Sie sind ihm einfache Augenweide und — menschlich, allzu menschlich — sichtbare Zeugen seines erworbenen Reichtums.

Der Hofseite zu ist der Zimmerflucht eine offene Veranda vorgelagert, von wo der Heraustretende den ganzen Hof und alle Wirtschaftsgebäude übersieht. Die Wirtschaftsgebäude schließen sich dem Wohnhause in gleicher Längsflucht an; nur die große Scheune, in der die Tenne und die Vorratsräume für das Heu, Stroh usw. untergebracht sind, wird quer gestellt. Sie schließt den Hof vom Garten ab, der sich hinter ihr erstreckt, zuweilen hoch an der Berglehne hinaufklimmend.

Müller-Langenthal, Siebenbürgen.

7. Die „Austage“ im Sachsen Dorf.

Die „Austage“, das heißt die Tage, wo man mit Pflug und Egge ausrückt, um das Feld zu bebauen, wo das Leben des Bauern sich wieder mehr draußen abspielt, nahen heran.

In den meisten siebenbürgisch-sächsischen Dörfern gilt noch heute die alte Nachbarschaftsordnung, welche das Leben der Gesamtheit und jedes einzelnen regelt. So beschließen auch jetzt die vier Nachbarschaften unter dem Vorsitz ihrer „Nachbarväter“, des alten und jungen, wie sie in jeder der Nachbarschaften gewählt sind, auf welchem Feldgrund das Pflügen zuerst begonnen, welche Wiesen zuerst von den Maulwurfshügeln gepuzt werden sollen. Am darauffolgenden Abend verkündet der Abgesandte der Nachbarschaft, „Borger“ genannt, diesen Beschluß im ganzen Dorfe. Wenn die Abendglocken läuten, sieht man ihn, den dünnen Haselnußstab, das Zeichen seines Amtes, in der Hand, von Haus zu Haus wandern, an jedes Hofstor mit dem Stabe klopfend, und hört seinen Ruf, kurz und befehlend: „Miertebatjch (Bruder Martin), morgen soll die Wiese hinter dem Lustrain gepuzt werden“, oder: „morgen soll der Wehrdommig geackert werden!“

Was das bedeutet, weiß jedes Kind im Dorfe. Da heißt es für jede Familie: in aller Herrgottsfrühe ausrücken mit Pflug und Egge oder mit Hacke und Korb, sonst bleibt man hinter den andern zurück, und das ist schlimm. So rücken in den von hellem Sonnengold durchleuchteten „Austagen“ Hunderte von Pflügen und Wagen zugleich aus, wie eine unabsehbare Kette gleitet der Zug durch die Gassen dem Felde entgegen. Und draußen gleicht dieses Feld einem unendlichen, braungrünen Meere, solange bis die Arbeit Leben hineinbringt und Hunderte von Menschen hinter breitgehörnten Ochsen einherschreiten, ackernd und säend.

Kommt dann der Sonntag nach solcher Arbeitswoche, lacht die Sonne über den blankgefegten Gassen, so holt die Bäuerin drinnen in der Stube den Sonntagsstaat aus der blumigen Holztruhe und sieht freudigstolz, wie hübsch das heranwachsende Töchterchen, ihre liebe „Schee“ (Anna) darin erscheint. Die zarte, weiße Tüllschürze, unter welcher die buntgeblümete rote oder blaue aus festem Stoff durchschimmert, die vielen Bänder, die vom Kopfe bis zum Rockende herabwallen und beim Gehen immer leise auf und nieder flattern, das

schneeige Faltenhemd mit den feinen gestickten Besätzen an Hals und Ärmeln, der in schmale „Falbeln“ (Falten) gelegte weiße Leinenrock, die glänzenden Perlen — alles kommt in wohliger Frühlingsluft besser zur Geltung und macht die Burschenherzen höher schlagen, wenn sie vor der Kirchentüre neben dem wettergrauen Rathhausturm stehen und auf die Mädchenschar blicken, die an ihnen vorüber der Kirche zuschreitet.

Nach der Vesper (Nachmittagsgottesdienst) wandert die Jugend singend und plaudernd die Gassen entlang zu einer der Gespielinnen, wo frohes Beisammensein stattfindet. Oder man sieht ganze Trupps auf der großen Wiese hinter dem Dorfe, wo geturnt und Ball gespielt wird.

Indessen sitzen die Alten vor den Häusern auf den Bänken, eine Nachbarin besucht die andere, und es fehlt nie an Unterhaltungsstoff.

Drinne in der Kanzlei des Gemeindevotars ist es lebendig, und durch die offenen Fenster hört man, daß über den neu zu wählenden Schweinehirten verhandelt wird, und zwar unter lebhaftem Für und Wider. „Mein, Herr Notarius, den Joan nehmen wir nicht, der hat im vorletzten Jahr, als er noch Hirte war, zwei von meinen Schweinen, echte Baßner Rasse war es, umkommen lassen, der sorgt nicht gut auf die Stachligen,“ hört man den Kurator sagen. Darauf eine andere Stimme: „Das kann jedem passieren; ich meine, der Joan ist noch der beste, in dem Jahre als er hütete, sind die Schweine noch am besten ‚ins Fleisch gekommen‘, wer weiß, ob wir was Besseres bekommen.“

Dann ein Durcheinander mehrerer Stimmen, jeder möchte seine Ansicht sagen. Draußen aber stehen die Rumänen, auch Zigeuner und Sachsen als Zuhörer. Mitten unter ihnen Joan, der Hirte, von dem die Rede war. Mit einem verschmitzten Lächeln in dem ovalen, feingeschnittenen Gesicht, das von langen, schwarzen Haaren umrahmt ist, lacht er hinauf und merkt bald heraus, daß sich die Wage zu seinen Gunsten neigt, daß er das Hirtenamt wieder bekommen wird.

Das gibt gute Aussicht auf Brot und Speck — Dinge, die für den Rumänen seltene, begehrtenwerte Dinge sind, denn er nährt sich meist von Palukes, einem Brei aus Maismehl und Salz, wozu er fast täglich rohe Zwiebeln verzehrt, selten aber Fleisch oder Speck. Die Kanzleitür öffnet sich und die Gestalten der Amtsleute erscheinen in ihrem Rahmen. Groß, starkknochig, braunrote, kräftige Gesichter, scharfgemeißelte Köpfe mit blonden Haarstoppeln. Weiße, enganliegende Tuchhosen, deren Stoff die Bäuerinnen aus Schafwolle selbst weben, langohrige Stiefel, dunkelblaue Jacken und ein breitrandiger, schwarzer Filzhut bilden den Sonntagsstaat des Sachsenbauern außerhalb der Kirche, und die Einheitlichkeit macht auch hier das Bild zu einem stark und stilvoll wirkenden; denn wie ein Strich schneidet die Linie oberhalb der Stiefelröhren und unter den dunkeln Tuchjacken durch sämtliche Gestalten, wenn man das Bild von ferne auf sich wirken läßt und verfolgt, wie es sich weiterzu mehr verliert, stets in den gleichen, streng gezeichneten Linien bleibend.

Der breite Marktplatz läuft nach vier Seiten in je eine breite, sonnige Gasse hinaus, in denen sich allmählich die Amtsleute verteilen, jeder seinem Hause zustrebend, aber fast keiner, ohne daß sich nicht einer der schwarzlockigen Mitbewohner, ein Zigeuner, ihm angeschlossen hätte. Sind die Sachsenbauern doch ihre Brotherrn, bei denen sie Tagelöhnerdienste tun, sowohl auf dem Felde, als in Haus und Hof, deren Pferde und Wagenräder sie beschlagen und von denen sie den langen Winter hindurch erbetteln, was irgend möglich ist.

Solch „Bittender“ folgt dem Bauern bis in die Stube und Küche. Hier findet er die Hausfrau schon im Alltagskleid am Herde oder im Begriff, ans Melkgeschäft in Stalle zu gehen.

Etwas Gutes aus der Speisekammer fällt immer ab für ihn, und vergnügt trabt er hinaus, dem Zigeunerhügel über dem Dorfe entgegen, wo das Völkchen in krausen Gassen seine niedrigen, zerlöcherten Hütten baut, deren Anblick das Auge des Malers oder Romantikers entzückt.

Wer in der Dämmerung eines solchen Sonntags durch diese Gassen geht, sieht durch die offenen Türen das Feuer auf dem Herd flackern und aus seinem Scheine die prachtvollen Köpfe von jung und alt auftauchen. Bunte, oft armselige Fehzen bedecken die köstlichste Grazie und sehnige Kraft der Glieder, und die naive Freude, die Behaglichkeit, die trotz seiner Armut dieses Volk in sein Leben zu tragen weiß, entwaffnet selbst denjenigen, der mit scharf beobachtendem, unnachsichtlichem Blicke seine Fehler und Schwächen erkennt.

Wenn an solchem Abend der Vater mit dem erbettelten Stück Fleisch oder Speck in der Türe erscheint, begrüßt von der jubelnden Kinderschar, wenn die Frau mit den herrlichen Glutaugen unter dem roten Kopftuch, mit einem Freudenthimer in dem Gesicht, zu dem eben fertiggekochten Palukes, den rasch in Würfel geschnittenen und gerösteten Speck auf den Tisch stellt und dieses für alle ein lukullisches Festmahl bedeutet, so muß der tiefere Blick an dieser Lebensfreudigkeit in solch schlichten Formen seine Lust haben, ja sie sogar bewundern. Denn sie ist naiv, ursprünglich, geboren aus dem gesunden Empfinden eines Naturvolkes und seiner unverbrauchten Kraft, die freilich oft auch über die Stränge schlägt . . .

„Morgen soll der große Zaun des Herrn Vaters bei den Apfelbäumen gemacht werden,“ heißt es an einem der nächsten Abende aus dem Munde des Borgers, der seinen Rundgang durchs Dorf macht.

Mit diesem Zaun hat es eine eigene Bewandnis. Der muß jedes Jahr in den „Austagen“ frisch gemacht werden, weil er jeden Winter von Rumänen und Zigeunern gestohlen und als Heizmaterial benutzt wird. Den Sommer über ist er so recht von Grund aus getrocknet, Ruten und Stäbe ausgedorrt von der Sonnenglut — da hilft keine Feldpolizei und angedrohte Strafe: der Zaun verschwindet jeden Winter bis auf den letzten Pfahl und steigt als lustig flatternde Rauchsäule aus den Hütten der Rumänen und Zigeuner in die Winterluft hinauf.

Mit bewundernswürdiger Gelassenheit, mit jenem Bauernhumor, der diesen unabänderlichen, durch althergebrachte Sitte oder Unsitte in Fleisch und Blut übergegangenen Dingen gegenüber im Volke herrscht, rückt also auch in diesem Frühjahr die stattliche männliche Dorfjugend, Bruderschaft genannt, aus, bewaffnet mit Art und Spaten, um den gestohlenen Zaun neu zu schaffen. Hei, wie die Äzte niederlaufen, die schlanken Ruten sich niederbeugen, die Pflöcke in die Erde eingetrieben werden, als gälte es für alle Zeiten! Zwanzig Burschen stehen an der Arbeit, und in wenig Stunden steht das Riesengrundstück wieder fest umgürtet da, geschützt gegen das in der Nähe weidende Vieh — für einen Sommer und Herbst. Die Werkzeuge auf den Rücken geschwungen, wandert die Jünglingschar heimwärts, diesmal dem Pfarrhof entgegen, denn dort wartet ihrer ein kühler Trunk.

In der knospenden Fliederlaube um den Steintisch herum sitzen sie bald und lassen sich den echten goldklaren Siebenbürger Wein sowie das frisch-

gebackene Brot des Pfarrhauses schmecken. „Der Zaun ist stark und stattlich, Herr Pfarrer, da bricht auch der stärkste Ochse nicht durch,“ meint der Führer der Bruderschaft, der „Altknecht“ dem Pfarrer gegenüber, der sich auf diese Rede verlassen kann und nicht nötig hatte, die Arbeit zu überwachen oder zu prüfen. Was der Sachsenbauer ansieht, das hat Bestand, das weiß er. So weit es die Tüchtigkeit der Arbeiter betrifft. — Der Zigeuner aber, der in den nächsten Tagen an der frischgeäunten Wiese vorübergeht, lächelt und denkt: „Ein schöner Zaun, wird gut brennen im Winter!“

Und kaum fangen die Herbststürme an zu wehen, so wandert der Zaun auf seinem Arme seiner Hütte zu und muß, wenn abermals die „Austage“ kommen, wieder erneut werden.

Von der Heimatdichterin Regine Siegler (Arkedon).
Die Karpathen, III. Jahrg., Nr. 10.

8. Banater Schwabenlied.

1. Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
und wir dem Vaterland nur Fremde sind!

2. Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
die Glocken unsrer Väter treu und schlicht.
Doch frißt der Sturm ihr seliges Frohlocken
und Bliz auf Bliz zerstört das Friedenslicht.

3. Von deutscher Erde sind wir abgeglitten
auf diese Insel weit im Völkermeer.
Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten
wird deutsch die Erde, und er weicht nicht mehr.

4. Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten!
Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!

5. Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigener König rief ihn einst in Ehren,
„Pflüg' mir den Boden, wackre Schwabensfaust!“

6. Aus einer Wüste ward ein blühend Eden,
aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.
Von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
verachten den, der's nicht in Ehren hält.

7. O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
du Zeugin mancher herben Väternot,
wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
wir stehn getreu zu dir in Not und Tod!

9. Besuch in einem Bauernhofs des Banats.

Will man das Leben des schwäbischen Bauern näher kennen lernen, so empfiehlt es sich, das Standquartier in Hagfeld zu nehmen, das an der Eisenbahn von Szegebin nach Temesvar gelegen und 39 km von letzterer Stadt entfernt ist. Es ist fast rein deutsch, nur daß den deutschen Bauern und Gewerbetreibenden eine Anzahl jüdischer Handelsleute sich beigefellt haben. Auch einige Zigeuner haben sich seßhaft gemacht draußen vor dem Flecken: Musikanten, Schmiede, Schuhmacher, Viehhändler u. dgl. Die Handvoll magyarischer Beamter spielt keine Rolle. Überall hört man nur Deutsch sprechen. Von Hagfeld aus kann man leicht eine ganze Anzahl rein schwäbischer Dörfer besuchen. Sie sind untereinander oft zum Verwechseln ähnlich, nur daß Größe und Wohlstand der Gemeinden gewisse Unterschiede erkennen lassen. Hat man ein schwäbisches Dorf besucht, so hat man alle gesehen. Die Straßen und Plätze, die Häuser und Gehöfte sind überall auffallend gleichmäßig angelegt, so verschieden auch Sitte und Brauch, Tracht und Dialekt der Bewohner. Die Erklärung liegt nahe, die „Impopulations-Hauptinstruktion“, die Maria Theresia unter dem 11. Januar 1772 erließ, enthielt ja ganz genaue Vorschriften für die Anlage neuer Niederlassungen: die Mitte des Dorfes sollte ein freier Platz einnehmen, an dem die Kirche, der Pfarrhof, das Schul- und Wirtshaus zu errichten war; die Hauptgassen mußten 18 bis 20 Klafter, die Nebengassen 6 bis 8 Klafter breit sein usw. Dementsprechend öffnet sich uns beim Betreten eines jeden Schwabendorfes die etwa 40 m breite Straße, die beiderseits noch begleitet wird von einem Fußweg, der an den Häusern hinführt. Ein Graben und eine Reihe von Akazien oder Maulbeerbäumen — ein Lattenverschlag schützt jeden einzelnen Baum vor Beschädigung durch das Vieh — trennt den Weg von der Straße. Diese wird genau in der Mitte des Orts von einer ebenso breiten, gleichfalls durch Bäume beschatteten Querstraße rechtwinklig gekreuzt. Hier am Kreuzungspunkt, dem „Platz“, wie man schlechtweg sagt, stehen die obengenannten Häuser friedlich vereint. Schule und Gasthof namentlich zeichnen sich durch stattliche Größe aus, während der Pfarrhof einen Vergleich mit den Pfarren im Sachsenland Siebenbürgens nicht wagen darf. Vor der weißgetünchten Kirche schmückt ein Kruzifix den runden oder viereckigen Platz, und falls dem Gotteshaus der Turm fehlt, steht neben dem Bilde des Gekreuzigten ein Glockenstuhl aus eichenen Pfosten, überdacht, 4—5 m hoch. Die Nebengassen, welche die Hauptstraßen auch rechtwinklig schneiden, sind nur halb so breit, aber ebenso gerade als diese, an den Durchschnittpunkten steht meist ein Radbrunnen oder ein Kreuz. Die Häuser wenden fast ohne Ausnahme der Straße die Giebelseite zu; sie sind so sauber und nett, wie wir sie in ganz Ungarn vielleicht nur noch in den stattlichen sächsischen Dörfern Siebenbürgens wiederfinden. Die ursprünglichen sog. „Maria-Theresia-Häuser“, welche die Einwanderer mit Unterstützung des Staats erbauten, haben den prächtigen, ganz aus Stein ausgeführten Bauernhäusern schon längst weichen müssen. Vielfach sind sie im Laufe der Zeit ein Opfer der Gluten geworden, denn die tiefer gelegenen Teile des Banats litten, namentlich früher, als den Flüssen schränkende Dämme noch nirgends Einhalt geboten, gar sehr an Überschwemmungen, und in vielen Orten hatte man den heute korrigierten Fehler begangen, die Häuser auf dem niedrigen nicht erhöhten Grunde anzulegen. Und wie die feste Steinmauer an die Stelle des Fachwerks getreten,

so hat sich auch das Stroh-, Rohr- oder Schindeldach des Kolonistenhäuschens in die feste Bedachung rotleuchtender Ziegel verwandelt; selbst die Wirtschaftsgebäude bilden in dieser Beziehung nur selten eine Ausnahme. Alle Häuser sind weiß getüncht, nur am Boden sind sie eingefasst mit blauer, roter oder brauner Kante. Die Giebelwände laufen entweder in eine Spitze aus oder bilden im oberen Teil eine Wölbung, von einer Kugel gekrönt; bei älteren Gebäuden findet man bisweilen über dem Giebel die bekannten sich kreuzenden Pferdeköpfe angebracht, wie sie am niedersächsischen Bauernhaus üblich sind. Zwei oder drei „Gassenfenster“ gestatten uns einen Blick auf die blendend weißen Gardinen hinter den Spiegelscheiben und in das Innere der „Paradestube“, solange die grünen Läden oder Jalousien nicht geschlossen sind. Gerade diese Rollvorhänge, die allgemein im Gebrauch, tragen dazu bei, dem Haus den Ausdruck des Wohlstandes, ja der Vornehmheit zu verleihen. Unter den Fenstern auf der Holzbank, die von einem alten Birnbaum beschattet wird, sitzt der behäbige Bauer, seine Pfeife rauchend. Die ganze Gestalt des ehrwürdigen Alten ist in weißes Linnen gekleidet. Freundlich erwidert er unsern Gruß, den breitkrämpigen, schwarzen Filzhut vom ergrauten Haupte ziehend und die schwielige Rechte treuherzig uns reichend. Und bald öffnet er die schmale „Gassentür“ neben dem breiten Einfahrtstor, dem fremden Gast die Einrichtung seiner ländlichen Wirtschaft zu zeigen. Die Türe führt auf den um ein paar Stufen erhöhten Gang, welcher die ganze nach dem Hof zu gelegene Längsseite des Wohnhauses begleitet. Er ist überdacht, oft nur mit Schindeln, oft aber auch mit Mauerwerk, dessen weiße Tünche der Dorfkünstler mit bunten Malereien verziert hat. Hier in der Laube sitzend, bespricht der Bauer am Abend mit dem Nachbar das kommende Wetter, die Erntearbeiten usw., hier wäscht die Hausfrau mit den Mägden das buntbestickte Linnen, hier pflegt die Bauerndirn altmodische Blumen auf der Brüstung. Von der „Laube“ führt eine Tür in die Küche, welche die Mitte des Hauses einnimmt. Die weißen Holzgefäße, die blizenden Kupfergeschirre sind von riesigen Dimensionen; die Zahl der Kinder, der Knechte und Mägde, die sich beim Essen einfänden, ist ja eine große. Aus der Küche führt links und rechts eine Tür nach den Zimmern. Wir treten in die „Stube“ zur Linken; es ist das Zimmer nach der Gasse gelegen, mit den beiden Fenstern hinter den weißen Gardinen. Nur wenn Gäste ankommen, wird das Festgemach benutzt. Ein wirkliches Schmuckkästchen ist's, der Stolz der Bäuerin, deren Auge namentlich wohlgefällig auf den schneeweiß blinkenden, fein ausgenähten Überzügen der Federbetten und Polster ruht, die sich auf riesiger Bettstatt hinauftürmen bis zu den braunen Balken der Zimmerdecke. Vor diesem „Himmelbett“ — vom „Übergroßvater“ stammt es her — steht eine blaue, mit roten Blumen bemalte Holzbank; ein Tisch in gleicher Farbe nimmt die Mitte des Zimmers ein, während hohe Schränke und eine große Truhe an den Wänden verteilt sind. Sie bergen die Sonntagskleider und den Wäschevorrat. Zwischen den Fenstern hat ein weißgedeckter Schubkasten seinen Platz gefunden; bunte Teller, vergoldete Tassen, Gläser, Photographien u. dgl. prangen auf ihm; darüber aber sind drei Heiligenbilder altarartig angebracht, vor denen ein Lämpchen von der Decke herabhängt; an den Vorabenden der hohen Feste und an Gedenktagen wird es angezündet. Bisweilen haben auch bereits moderne Möbel — Diwan, Polster- und namentlich Strohstühle, Rohrstuhl u. dgl. — beim reichen Bauer die bunte Einrichtung aus weichem Holz verdrängt; was uns aber besonders auffällt, ist das Fehlen

eines Ofens, ein Beweis, daß die „Stube“ nie wirklich bewohnt wird. Das Zimmer auf der anderen Seite der Küche, mit den Fenstern nach dem Hofe zu, ist die „Kammer“, das eigentliche Wohn- und Schlafzimmer. Sie ist ähnlich, aber viel einfacher ausgestattet als die „Stube“. Die Rückwand nimmt der riesige Kachelofen fast ganz allein für sich in Anspruch. Weißgeschuvert ist der Boden, abgestäubt sind Tisch und Bänke, selbst das verborgenste Winkelchen gibt Zeugnis von der großen Reinlichkeit der Bäuerin. An die Wohnstube schließt sich die Vorratskammer, die „Speis“, mit ihren Schätzen an Mehl, Schmalz, Speck, Butter und Käse, „Topfen“ und Milch, an gesäuertem Kraut, Gurken, Paprika u. dgl. Und an diesen Raum grenzt der Pferdestall, der also dem Wohnhaus angebaut ist, da der Bauer seine edlen Pferde, auf die er mit Recht ganz besonders stolz ist, in seiner Nähe haben will. Der Stall ist sehr geräumig, 15 Pferde bietet er Platz; ja es gibt Bauern, welche 25 schöne und wertvolle Tiere stehen haben, stark und wohlgenährt, dazu glänzend das Haar wie ein Spiegel, daß es eine Lust ist. Augenblicklich beherbergt der Stall nur zwei Mutterstuten mit ihren munteren Fohlen, denn die übrigen Pferde sind mit den Bewohnern des Hofes draußen beschäftigt bei der Weizenernte; nur die beiden Alten, die im „Ausbehalt“ leben, hüten das Haus und eine Magd, die in der Küche beschäftigt ist. In der warmen Jahreszeit bleiben übrigens auch die Pferde mit den Rindern und dem Jungvieh auf der Hutung; ja letztere suchen erst im Spätherbst die „gewohnten Ställe“ auf, die sich dem Pferdestall anschließen. Im allgemeinen züchtet der Schwabe nur wenig Hornvieh; teils das weiße ungarische Rind mit den riesigen Hörnern, teils Pinzgäuer oder Allgäuer Rasse. Das Feld bestellt er fast nirgends mit Ochsen, die bei dem schweren, schwarzen Boden der Felder sich sehr wohl für den Pflug eignen würden. Es scheint, daß hier der sonst so sparsame und rechnende Wirt seiner ausgeprägten Neigung für das Pferd ein Geldopfer bringt — vielleicht auch seinem Stolz: vier, ja sechs herrliche Pferde ziehen seinen Pflug, ein träges Ochsenpaar den des walachischen oder „rakischen“ Nachbarn. Die rückwärtige Seite des Hofes nimmt ein Geräteschuppen, ein kleines Wirtschaftsgebäude und ein hohes Balkengerüst ein, mit Latten verschlagen. Dies ist das sog. „Schütthaus“, in welchem die Kukuruzkolben an der ungehindert durchstreichenden Luft trocknen müssen, nachdem man sie von den Hüllblättern befreit hat. An dieser Arbeit, dem „Kukuruzschleifen“, beteiligt sich nach der Ernte jung und alt. Neben dem Schütthaus führt eine Tür nach dem Gemüse- und Obstgarten. An der dem Wohnhaus und den Stallungen gegenüberliegenden Seite des Hofes befindet sich der Schweinestall, der beim Schwaben gewöhnlich stark besetzt ist, und der Geflügelstall; bisweilen hat auch ein Stall für Schafe hier Platz gefunden; doch wird die Schafzucht im allgemeinen vernachlässigt, auch von der Ziege will der schwäbische Bauer nichts wissen. Gegen die Straße hin wird unser Hof außer von Tor und Pforte von dem „Ausbehalthäuschen“ abgeschlossen, in das sich die Alten zurückgezogen, als der älteste Sohn sich verheiratete.

Natürlich sind nicht alle Höfe ganz nach einer Schablone gebaut und eingerichtet; doch ist die beschriebene „fränkische Hofanlage“, die auch auf deutschem Boden die größte Verbreitung gefunden und die wir auch im Sachsenlande Siebenbürgens, ja selbst jenseits der russischen und rumänischen Grenze nicht selten antreffen, fast überall in den Banater Schwabendörfern leicht zu erkennen.

Dr. Martin Braef, „Die Schwaben im Banat“.



Adam Müller-Guttenbrunn

**10. Adam Müller-Guttenbrunn,
der Heimatdichter des Banats.**

Was es oft kostet, deutsch zu bleiben fern vom teuren Heimatland, das weiß uns Adam Müller-Guttenbrunn in seinen großen Kulturromanen „Der große Schwabenzug“, „Die Glocken der Heimat“ und „Gözendämmerung“ in ergreifenden Worten zu sagen von den Banater Schwaben im Donau- und Theißgebiet. Er ist wie kein anderer zum Heimatdichter des Banats berufen, weil er selbst der Sohn eines Banater Bauern ist, weil er seine Heimat im Banat über alles liebte und sie auch in der Ferne nicht vergessen hat, und weil seine Bücher bezeugen, daß er alles über Land und Leute „mit seinem

Herzblut" schrieb. Wie der Dichter zu dieser seiner Lebensaufgabe berufen wurde, das schildert er in schlichter Weise in einem Briefe an die Herausgeber der Zeitschrift „Lese“, in dem er uns gleichzeitig einen kurzen Überblick über sein Leben bietet.

Er schreibt da: „Meine Ureltern kamen aus der schwäbischen Pfalz. Als sie über Regensburg die Donau herabzogen, um in das ferne Banat im ungarischen Tiefland zu übersiedeln, machten sie in Wien Halt. Und da sah meine Urgroßmutter, die etwa damals sechs Jahre alt war, die schöne, junge Kaiserin Maria Theresia beim Wiener Fronleichnamsfest. Sie fuhr in einem Glaswagen mit sechs Schimmeln. Davon zehrte das Bauernkind über achtzig Jahre, und allen ihren Enkeln und Urenkeln erzählte sie jenes Erlebnis hundertmal. In mir entfachte sie damit früh die Sehnsucht nach der Kaiserstadt Wien. Als Bauernstudentlein kam ich nach Temesvar auf die lateinische Schule, dann nach Hermannstadt in Siebenbürgen und endlich nach Wien. In der Heimat aber blieb ich ein ständiger Gast und lebte alle die bitteren Wandlungen derselben mit. Ich schrieb früh Theaterstücke und gewann die Freundschaft Heinrich Laubes. Er führte mich in die Literatur ein. Dann geriet ich in die Theaterkritik, gründete nacheinander selber zwei Volksschauspielhäuser in Wien und leitete sie. Zehn Jahre meines Lebens verlor ich an diesem Traum. Nebenbei hatte ich etwa zwanzig Bücher und Streitschriften veröffentlicht. Als ich aus dem Wahn, das deutsche Theater sei auf volkstümlicher Grundlage zu erneuern, endlich erwachte, ging ich wieder einmal in die Heimat, mit offenen Augen und gereifter Weltkenntnis. Und da packte mich die Wirklichkeitstragödie, die sich da mitten in Europa vollzieht, mit aller Macht. „Du schweiffst in der weiten Welt herum, du jagst phantastischen Bildungsidealien nach, und hier geht dein Volk unter? Tue deine nationale Pflicht!“ So rief es in mir mit hundert Stimmen, und ich wurde in reifen Jahren der Heimatsdichter der Banater Schwaben. Es entstanden meine Bücher „Götzendämmerung“, „Der kleine Schwab“ und „Die Glocken der Heimat“. Wenn jemals Herzblut in Büchern geflossen ist, dann müssen diese drei davon Zeugnis geben.

Leise, II. Jahrg. 1911, Nr. 1.

II. Wallfahrtstag im Banat.

Die große Zeit des Schnittes ist vorbei, der Erntesegen unter Dach und Fach, nun kommt die Zeit der Wallfahrten und der Kirchweihfeste für die Banater Schwaben. Dieselben haben eine höchst kluge Einteilung des Jahres vorgenommen und jede Zersplitterung der Kräfte vermieden. Mit den ersten Frühlingstagen tritt der Pflug auf dem Felde, die Haxe im Weingarten in Wirksamkeit, und es gibt keinen Frieden mehr bis im Juni, wenn der Kukuruz (Mais) und die Kartoffel „gehaut“ und die Weinreben aufgebunden sind. In dieser ganzen Zeit finden keine Lustbarkeiten statt, die Sonntage sind ausschließlich der Erholung gewidmet, denn der Schnitt erfordert die höchste Anspannung aller Kräfte. Aber dann, wenn die Ernte vorbei und man den Lohn seines Fleißes errungen! Von Ende August bis Ende September wird im Banat getanzt und gebetet. Dorf um Dorf wallfahrtet in dieser Zeit nach Maria-Radna, Dorf um Dorf feiert seine „Kerwa“ („Kirchweih“), und die Landstraßen werden nicht leer von Pilgern und festlich geputzten Kirchweihgästen. Diese alljährlich wiederkehrenden Septemberwochen sind die einzige

Zeit, in der die Banater Schwaben sich gegenseitig besuchen, um alte Freundschaften wieder aufzufrischen und neue zu schließen. Man sieht sich nur in Maria-Radna oder zur Zeit der Kerwa zu Hause. Bei der Wallfahrt nach Maria-Radna, die nichts weniger als eine Bußfahrt ist, bringt der Bauer seinen Reichtum in der Fremde zur Geltung. Ein Marktort von 4000 bis 5000 Einwohnern, wie es deren viele im Banate gibt, sendet am Wallfahrtstag seine Bewohnerschaft fast vollzählig nach Radna, nur Greise und Kinder bleiben zurück. Mit dem ganzen kirchlichen Pomp, den ein solcher Ort zu entfalten vermag, hält er seinen Einzug in Cippa, und nicht ohne Stolz erlegt der Dorfrichter den hohen Zoll für die tausendköpfige Schar, die singend, betend und musizierend die breite Schiffbrücke überschreitet, welche sich von Cippa über die reizende und bösertige Maros nach Radna schwingt. Da stehen zu beiden Seiten die Gasser, halbstädtische Proletarier, und geben ihrer Verwunderung über den Puz der Schwäbinnen und die Stattlichkeit des Anblicks Ausdruck, der sich ihnen darbietet. Das schmeichelt den Bauern ungemein, aber ihren Triumph feiern sie erst, wenn der kirchliche Teil der Wallfahrt vorbei ist, wenn sie ihre Einkäufe in den Marktbuden besorgt und die Rückkehr anzutreten beginnen. Am Marosufer in Cippa fahren, während die Andächtigen in der Kirche zu Radna sind, ganze Wagenburgen vor und in unabsehbarer Ausdehnung nehmen sie Aufstellung. Nicht wenige der stattlichen Fuhrwerke sind neu und werden an diesem Tage erst „eingeweiht“. Die Gesamtzahl derselben reicht oft an zweitausend, denn ein Bauer, der zehn Pferde im Stalle hat, sendet an diesem Tage drei bis vier Wagen nach Cippa, damit jedermann eine bequeme Heimfahrt habe. Die Kleinhäusler und Handwerker, die keine eigenen Fuhrwerke besitzen, darf man nicht zu Fuß nach Hause wandern lassen; wofür hätte das Dorf seine 6000 Pferde? Welch ein Schauspiel ist diese Rückfahrt eines einzigen Dorfes in 2000 Wagen! Daß die ganze Wallfahrt nur um dieses Hoffartszuges unternommen wird, das müssen sich die Schwaben von der Kanzel alljährlich sagen lassen, aber es bändigt ihren Übermut nicht. Wenn die unübersehbare Wagenkette sich durch die Gassen von Cippa und auf der Landstraße fortbewegt, stockt aller Verkehr, und keine Macht ist imstande, die lebendige Mauer zu durchbrechen, die da aufgerichtet wird. Kein Reisender, kein Herrschaftswagen kommt durch, und selbst die Post (ein armseliges Landwägelchen), die sonst „geestimiert wird“, muß stundenlang im Straßengraben warten, bis der große Schwabenzug vorbei ist.

Solch eine Wallfahrt kräftigt jedesmal das Selbstbewußtsein der ganzen Gemeinde. Nicht ohne Wohlgefallen hält man vor Fremden Heerschau über sich und sein Eigen an dem einzigen Tage des Jahres, an welchem die Gemeinde als ein Ganzes auftritt gegenüber der Außenwelt.

Die Kirchweih unterscheidet sich davon sehr wesentlich. Sie ist zwar das größte Fest des Jahres, sie überstrahlt Ostern, Pfingsten und Weihnachten, aber sie bietet dem Bauer bloß Gelegenheit, seinen Wohlstand zu Hause zu zeigen und Gastfreundschaft in seinen vier Wänden zu üben. Und das tut er gern, um so lieber und selbstbewußter, wenn er am Wallfahrtstage hat großtun können mit seinen wohlgenährten Pferden, seinem neuen Wagen und seinen strammen Söhnen und heiratsfähigen Töchtern. Die Heerschau, die das Dorf am Wallfahrtstage über sich selbst abhält, ist häufig entscheidend für die Zukunft der Kinder. Zunächst übt sie ihren Einfluß auf das Kirchweihfest aus.

Adam Müller-Guttenbrunn, „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn“.

12. Die Spinnreih.

Das Spinnrad ist der Mittelpunkt des winterlichen Dorflebens, ein notwendiger Bestandteil der Wirtschaft und eine Zierde des Hauses, das Abzeichen der Mannbarkeit des jungen Mädchens und der Stolz der jungen Frau, die das erste Linnen für ihre Wirtschaft spinnt.

Ein rechtes deutsches Bauerndorf im Banat hat seine hundert Joch „Hanf“ gebaut, und der will gesponnen werden. Welch ein Gesurre das durch vier bis fünf Monate in den Spinnstuben abgibt, kann man sich leicht vorstellen, und obgleich das Spinnen von den Bäuerinnen als ein Vergnügen angesehen wird, weil es zumeist in geselliger Gemeinschaft mit Nachbarinnen und Freundinnen stattfindet, ist es doch eine heiße Arbeit, die getan werden muß. Es würde ein unauslöschlicher Schandfleck für eine Bäuerin sein, wenn sie, ob allein, ob mit ihren Mägden, nicht mit dem Spinnen zustande gekommen wäre und sich ein Stück Linnen während des Sommers kaufen oder leihen müßte. Auch ist es ein Zeichen von tiefer Armut, wenn in einem Hause wenig, von Bettelhaftigkeit, wenn es nichts zu spinnen gibt. Ein Dorfmadchen, das im Winter nicht spinnt, ist undenkbar; es könnte sich nirgends sehen lassen, ohne unangenehm aufzufallen und der Gegenstand des Geredes zu sein, es würde in keiner Reih' als ein vollwertiges Dorfkind mitgezählt werden. Darum erwerben sich im Winter auch die ärmsten Frauen des Dorfes durch Spinnen für andere ihren Bedarf an Linnen, und selbst die verzärteltsten Töchter der halbherrischen Handwerker und Kleinhäusler, die sich bei keiner Feldarbeit blicken lassen, spinnen sich im Winter die Finger wund — weil sie die Spinnreih' nicht meiden wollen, wo die Blüte der jungen Welt des Dorfes sich versammelt. Spinnen bringt nicht nur Schuhe und Strümpf', Spinnen bringt viel mehr.

Die Spinnreih ist für alt und jung der Inbegriff aller geselligen Vergnügungen des winterlichen Dorflebens. Was das erste lange Kleid für den Backfisch, das ist das erste Spinnrad für die kleine Schwäbin; was für jenen der erste Ball, das ist für diese der erste Besuch einer Spinnreih. Wie mühselig hat so ein kleines schwäbisches Bärbl sich ein Anrecht auf die Spinnreih nicht zu erwerben! Solange sie auf der Schulbank sitzt, muß sie in ihrer freien Zeit daheim oder bei der älteren Schwester die Kindsmagd sein; dann vertraut man ihr die Gänse an, die sie barfuß auf die Hutweide treibt und hütet; später darf sie, falls sie das Unglück hat, keinen kleinen Bruder zu besitzen, beim Ackern tagelang neben den Gäulen herlaufen, sie führen und treiben, sich mit hott und hüh heiser schreien und bei jeder neuen Furche, die zu ziehen ist, ihre Geschicklichkeit zeigen; die bittersten Tränen fließen bei dieser Tätigkeit, und erst wenn die Mutter findet, daß Bärbl zu groß geworden, um noch mit dem Knecht allein ackern zu fahren, kommen häusliche Aufgaben an sie. Ein Spinnrad zwar erhält sie auch dann noch nicht, aber man vertraut ihr nun oft das Haus an und sie darf im Sommer das Linnen bleichen, das die „Großen“ gesponnen.

Und auch das ist eine Lust. Der weite Hof wird mit Pflöcken besteckt, und sobald Wagen und Pferde des Morgens aus dem Hause, Hühner, Gänse und Hauschweine gefüttert sind, geht unser Bärbl daran, das graue Linnen im sonnigen Hofe aufzuspannen, das sie während des Tages, so oft es trocken ist, mit Wasser zu begießen hat! Ehe der Abend einbricht, muß alles wieder

abgenommen und aufbewahrt sein. Das ist eine gar wichtige und erfreuliche Aufgabe, denn mit jedem Tage wird das Linnen leichter und bleicher, und ehe einige Wochen vergangen, sieht Bärbl ihre Arbeit vom schönsten Erfolg gekrönt. Während sie in der Küche zu schaffen hat — denn sie muß auch kochen —, verspätet sie sich wohl absichtlich einmal des Abends mit dem Abräumen der blendend weiß gewordenen Leinwand, um sich an dem Erstaunen der Thren zu weiden, die bei anbrechender Dunkelheit heimkehren und den Hof wie mit einer Schneedecke oder von hellem Mondenschein übergossen finden. Da fühlen die andern zum ersten Male Bärbls Wichtigkeit im Hause, von der sie selbst schon lange durchdrungen ist, und die Mutter sagt wohl: wer Linnen bleichen kann, der kann auch spinnen. Und der Herbst bringt ihr endlich ein Spinnrad! Sie selbst kann zum Drechsler gehen, um es zu bestellen, sie darf sich wählen, was sie will, ein altmodisches, wie die Großmutter eins hat, oder ein herrisches, und wenn es dem Meister recht ist, so gibt ihr Vater ihm eine kleine Nuß oder gar einen Weichselstamm, damit die Bärbl umsonst ein Spinnrad kriegt und kein fremdes Stück Holz ins Haus kommt, denn so hat er es auch gehalten, als er sich die neuen Sessel, die Betten und den Tisch aus Nußholz für die schöne Stube machen ließ.

Im Triumph holt Bärbl selbst ihr Spinnrad vom Drechsler, und stolz trägt sie es durch das Dorf. Sie wird ihren Spinnrocken mit dem schönsten Band, das der Krämer hat, schmücken! Mit dem Besitze eines Spinnrades sind ihr allerlei Rechte und Freiheiten zugefallen; woran sie bis gestern nicht denken durfte, das ist jetzt selbstverständlich — sie darf jeden Winterabend aus dem Hause gehen, sie ist über Nacht beinahe ein großes Mädchen geworden, jede Spinnreih ihrer Altersgenossinnen steht ihr offen, und sie kann sich auf dem Heimweg von dem Buben die Laterne tragen lassen, der ihr am besten gefällt.

Die Spinnreih in einem Dorfe zerfällt gewöhnlich in fünf Altersstufen. Die flügge gewordenen Mädchen einer oder zweier Gassen bilden die erste, die „großen“ Mädchen, d. h. jene, die schon einen „Kirweihstrauß“ gemacht haben, die zweite, die jungen Frauen die dritte, die Mütter erwachsener Kinder die vierte und die Großmütter die fünfte Stufe. Und es kommt nicht selten vor, daß sämtliche fünf Altersstufen in einem Hause vertreten sind und dieses Haus fast jeden Tag andere Gäste hat.

Die Spinnreih ist keine Versammlung zu einem guten Abendessen, sondern zur Arbeit. Man ist um sieben Uhr zu Hause und ist um acht Uhr bereits in der Spinnreih, die nicht selten bis gegen Mitternacht währt. Die Männer oder Buben kommen meist etwas später, und sie erhalten während des Abends bestenfalls ein Glas Wein. Die Weiberleut' müssen sich gewöhnlich mit „geplatschtem Kukuruz“ begnügen — einer Speise, die gar nicht übel ist. Es ist gewöhnlich eine besondere Art von rotem Kukuruz, dessen Kerne vom Kolben gelöst und in ein Drahtsieb getan werden, das über die loderende Herdflamme gehalten und so lange gerüttelt wird, bis jeder einzelne Kern platzt. Wenn die Frau oder die Tochter vom Haus auf dem breiten Steinherde steht und „Kukuruz platscht“, versammelte sich die anwesende Männerwelt in der Küche. Man fängt den knatternden Kukuruz mit den Hüten oder Pelzkappen und ließt ihn von der Erde auf, denn je besser er ist, desto weniger bleibt im Sieb. Die geplatzen Kerne sind schneeweiß und sehen aus wie aufgeblühte Rosenknospen. Warm gegessen schmecken sie sehr süß und angenehm.

In einer Mädchenspinnreih' wird von den Buben allerlei Kurzweil getrieben, doch gelingt es nicht leicht, die Spinnerinnen am Arbeiten zu verhindern. Jede einzelne würde sich vielleicht lieber mit dem beschäftigen, der auf einem Schemel zu ihren Füßen sitzt und aus dessen Kappe sie den süßen Kukuruz nimmt, aber ihr Ehrgeiz heißt sie spinnen, sie darf nicht weniger volle Spulen heimtragen als ihre Nachbarin. Willkommen sind in jeder Spinnreih' die Spaßmacher, die Geschichten erzählen, und Neuigkeitskrämer, aber den größten Dank findet stets, wer ein neues Lied bringt und es gut vorsingen kann. Nichts geht den Schwäbinnen über ein Lied! Sie sind in der Dorfschule alle zum Singen angeleitet worden, und die Kirche bedarf ihrer Stimmen jeden Sonn- und Feiertag; ein schönes neues Lied, besonders wenn es recht traurig ist, fällt daher in einer Spinnstube immer auf fruchtbaren Boden. Leider sind die Überbringer neuer Lieder stets solche Buben, die kurze Zeit beim Militär gedient haben, oder Gesellen, die in der Fremde waren, und was sie bringen, taugt selten etwas. Wo sind die Zeiten, da die ausgedienten Soldaten Lieder heimgebracht haben wie: „In einem kühlen Grunde“, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ und „Was ist des Deutschen Vaterland?“ „Dös kimmt daher,“ sagen die Großmütter, „weil unsere Buwa gar nit mei (mehr) ins daittschi Land kumma!“ Und sie haben recht, die Großmütter, die noch heute ihre Eichendorffschen und Brentanoschen Volkslieder aus des „Knaben Wunderhorn“ singen, und man muß mit Freuden feststellen, daß auch die junge Welt in der Mädchenspinnreih' immer wieder zu jenen alten, schönen Liedern greift, wenn sie was Rechtschaffenes singen will.

In den Spinnreihen der fünf verschiedenen Altersstufen sind nur die schönen Lieder dieselben, der Unterhaltungsstoff ist in jeder ein anderer. Die kaum flügge gewordenen Mädchen mit ihren funkelnagelneuen Spinnrädern bewegen sich in ihren Reden noch zwischen der Sonntagschule und dem ersten „Kirweihstrauß“, den jede zu machen hofft; die „großen“ Mädchen sind beim unerschöpflichen Thema vom Heiraten und bei den neuesten Moden angelangt; den jungen Frauen ist ihre Wirtschaft eine neue Welt, und ihre zahnenden oder die ersten Worte plappernden Kinder sind wahre Weltwunder; den Müttern heiratsfähiger Töchter und Söhne liegen die Besitzverhältnisse des ganzen Dorfes vor Augen; sie wissen genau, was dieser Bursche oder jenes Mädchen bei einer Teilung des Vermögens zu erwarten hat, und sie verkünden es laut in der Spinnreih', wie sie sich die Teilung des eigenen Besitzes unter ihre Kinder denken, welchen „Vorbehalt“ sie sich ausbedingen werden, wenn sie die Wirtschaft völlig abgeben; in der Spinnreih' der Großmütter ziehen alle diese Bilder noch einmal an uns vorüber. Wir hören das Wohlgefallen an den jüngsten Enkelkindern und die Bedenken über die gar zu freie Art der großen Mädchen; wehmütige Erinnerungen tauchen auf, die Hoffart der jungen Weiber von heute und die schlechte Wirtschaft des eigenen Sohnes, der das Hauswesen übernommen, werden getadelt. Es kommt selten vor, daß die „Jungen“ es den „Alten“ recht machen. Auch gibt der „Vorbehalt“ der letzteren gar häufig zu Zwistigkeiten Anlaß, und man ist gewohnt, alles öffentlich zur Sprache zu bringen. Das ganze Dorfleben liegt vor den Augen des einzelnen da wie ein offenes Buch, man kennt alle Beziehungen und Neigungen, alle Streitigkeiten und Prozesse; ob in einem Hause Korn- oder Weizenbrot gegessen wird, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß die dünne Schulzin am Sonntag stets fünf „gestärkte“ Unterröcke trägt. Die ganz G'scheiten des Dorfes, die in jeder

Spinnreih' hinter dem Ofen sitzen und politisieren, wissen sogar noch mehr. Sie haben entweder einen g'studierten Sohn oder lesen Zeitungen und verstehen den Weltlauf so gut wie der Notär oder der Stuhlsrichter.

Adam Müller-Guttenbrunn, „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn“.

13. Die Banater im Kampfe gegen Donau und Theiß.

„Holla! Herr Insheneer, holla!“ rief es eines Tages. „Wo seid Ihr denn? Kommt nar g'schwindt, der Eisstoß geht los drauße. Ei' Telegramm isch do far Euch!“

Es war die Stimme des Straubmichl, des Gemeindedieners.

Die Fenster klirrten von den Böllerschüssen, die auf dem Plage hinter der Kirche gelöst wurden.

Gergely, der Ingenieur, fuhr gleich mit drei Männern die Hauptstraße hinaus in der Richtung nach dem großen Donaudamm. Und es folgte Wagen um Wagen, immer zu je sechs Mann besetzt. In warme Pekesche gekleidet, die Pelzmützen auf dem Kopf, hohe, wasserdichte Röhrenstiefel an den Füßen, mit Schaufeln, Beilen und allen erdenklichen Werkzeugen und Geräten ausgerüstet, die Csutora mit einem guten Schluck Wein oder Raki an der Seite, so fuhren sie ernst und trotzig dahin, der Gefahr die Stirne zu bieten, die da möglicherweise drohte.

Man zählte in einer Stunde zwanzig Wagen mit mehr als hundert Männern. Die wohlgenährten, ausgeruhten Pferde schnaubten die warme Stallluft aus den Nüstern und waren kaum zu zügeln. Wie ein Rennen um hohe Preise ging die Fahrt.

Und es war hoch an der Zeit.

Die Depesche, die angekommen war, hatte eine große Überraschung gebracht. Seit mehreren Tagen herrschte im Oberlauf der Donau warmes Tauwetter, und der Strom war von Passau bis Mohacs in Bewegung, während er hier noch stand. Die Lage war höchst seltsam und nicht ungefährlich. Von Mohacs bis hinter den Kasanpaß, auf einer Strecke von 400 km, war die Donau noch zu, und von oben kam jetzt der ungeheure Druck.

Der Klugschalzer mit dem Vizerichter und seinen zwei Beisitzern waren unter den ersten, die dem Wagen des Stromingenieurs folgten. Schon um des guten Beispiels willen mußten sie voran.

Als sie das Dorf hinter sich hatten und auf der Komitatsstraße dahinjagten, hörten sie plötzlich ein fernes Knattern und Schießen. Es wurde immer ärger. Wie die Kanonade einer großen Schlacht mutete es sie an. Der Richter ließ den Wagen einen Augenblick anhalten, um besser horchen zu können.

Ja, das war der Strom. Seine Stimme erwachte wieder aus langer Gebundenheit. Aber sie war heiser geworden und rauh in diesem Winter.

Horch! Horch!

Die Männer sahen einander erschrocken an, und die Pferde bäumten sich auf.

Das war ja furchtbar! Als ob ein feuerspeiender Berg geborsten wäre. Ein ungeheurer Knall erschütterte die Luft. Und die Männer, die sich im Wagen aufgerichtet hatten und nach der Richtung des Dammes starren, sahen, wie eine graue Masse sich hoch in die Luft erhob und wieder in sich zusammen-

brach. Es knirschte und krachte, brüllte und brauste, als wäre der Weltuntergang im Anzug.

Mit verdoppelter Eile fuhren die Wagen, und nach einer halben Stunde waren sie hinter dem Damm. Der Lärm, das Geknatter und Getöse, unter dem sie alle herangekommen waren, hatte viele schreckensbleich gemacht; an mehreren Wagen waren die Pferde durchgegangen, und jetzt sahen sie keinen Damm vor sich, sondern einen kristallinen Gebirgszug von meilenlanger Ausdehnung. Die Eisdecke war geborsten unter dem gewaltigen Druck, der von der oberen Donau kam; sie war hinausgeschleudert worden aus dem Strombette über das Vorgelände, hinauf auf den Damm, der zu ächzen und stöhnen begonnen unter der Last, die er plötzlich zu tragen hatte. Die meilenlange Krone des Dammes war mit haushohen Eischollen bedeckt und unzugänglich geworden für die herbeigeeilte Hilfsmannschaft.

Gergely Vilmos war kreidebleich. Er hatte so etwas noch nicht erlebt. Er war bereits zur Stelle, als die Kanonade anhub und hatte den ganzen gewaltigen Druck des Elementarereignisses in den Gliedern. Ein wahres Entsetzen packte ihn und seine Begleiter, als die Eisdecke sich hob, barst und über den Wall herüber zu kommen drohte. Er glaubte nicht anders, als der Damm sei zermalmt und zerrieben worden von dem Eise, und jetzt breche die Donau über sie herein. Aber es waren nur die alten Weidenbäume hinter dem Damm, die zersplitterten.

Jetzt hatte Gergely sich wieder gefaßt. Die eigentliche Katastrophe schien vorüber zu sein, denn der Strom rollte und donnerte gleichmäßig hinter den Eisbergen, die er als Hindernis empfand und zur Seite warf, dahin.

Gergely gab die Weisung, Stufen in den Eiswall zu hacken, damit man eine Übersicht gewinnen könnte. Und das geschah an mehreren Stellen. Nach einer Viertelstunde war die erste Treppe bis zum Gipfel hergestellt, und Gergely stieg mit dem Richter hinauf.

Der Anblick, den sie da genossen, war grauenhaft schön. Der mehr als tausend Meter breite Strom war eine schiebende, grollende, donnernde, tobende Masse von Eisklumpen, die sich gegenseitig den Raum streitig machten, von denen einer den anderen untertauchte, und die jeder größere Klotz wieder auseinanderstieß, um für sich selbst die Bahn freizubekommen. Ein Kampf ums Dasein in krassester Form. Unabsehbar war das Gewoge und Geschiebe, und unheimlich, weil man kein Wasser sah.

Auch andere Treppen wurden durch den Eiswall gehauen, und viele Männer stiegen hinauf, das Schauspiel zu sehen. Da entstand plötzlich ein großes Geschrei — eine dieser Treppen hatte nachgegeben, war eingesunken, und die Herabstürzenden meinten, der Damm unter ihnen sei gewichen.

Das allgemeine Entsetzen darüber erwies sich als grundlos. Jedenfalls merkte man nichts, und es kam kein Wasser.

Der Klugsmaß und Gergely waren von ihren Beobachtungsposten herabgestiegen und an die Stelle des Unfalls geeilt, wo es nur ein paar Hautabschürfungen und einen verstauchten Fuß abgesetzt hatte.

Der Richter erkannte sogleich, daß hier eine der alten Bruchstellen des Dammes war. Gergely bestritt es, mußte aber bald zugeben, daß der Richter im Rechte sei. Die Rutschung konnte also immerhin tiefere Gründe haben, es konnte im Dammkörper selbst eine Bewegung entstanden sein. Klug be-

antragte, den Eiswall an dieser Seite zu beseitigen. Es sei überhaupt fraglich, ob der Damm diese Last werde tragen können.

Gergely widerlegte sich. Er sagte, dieser Eiswall sei jetzt einstweilen ein natürlicher Schutz des Dammes. Man müsse abwarten, wie hoch die Donau steige; erst dann, wenn Wasser sichtbar werde, lasse er den Damm räumen. Diese Eisberge müßten direkt ins Wasser geworfen werden, sie müßten fortschwimmen können, sonst würden sie eine Gefahr für den Damm. Besser, sie liegen einstweilen auf ihm, als sie werden an ihn gepreßt und gestoßen. „Wenn wir jetzt eine Lücke in diesen natürlichen Eisbau brechen, ist das nicht ohne Gefahr,“ sagte er. Und er lehne jede Verantwortung ab, wenn das geschehe.

Der Richter gab sich zufrieden, obwohl er nicht völlig überzeugt war.

Als man in der Dämmerung wieder heimfuhr, blieben zwanzig Männer draußen für die Nachtwache. Wagen und Pferde standen für sie bereit. Beim Stromaufseher konnten immer einige schlafen und sich Stunde für Stunde ablösen.

Zwei Tage nach diesem Ereignis setzte sich auch der Eisstoß der Theiß in Bewegung. Die Theiß hat ein kleines Gefälle, sie schleicht träge in der lehmigen Ebene dahin, und ihre Stimme ist fast nie vernehmbar. Aber diesmal hörte man sie auch. Und wieder war die Bereitschaft des Dorfes, die Wasserwehr, hinausgeeilt an die gefährdeten Punkte. Im weiten Bogen umfuhr ein Teil der Wagen den grandiosen, von den Urgroßvätern ganz und gar den Sümpfen abgerungenen Besitz der Gemeinde, der sich über mehr als 30 000 Joch ausbreitete und von den zwei Flüssen begrenzt war; ein anderer Teil benutzte den Zwischendamm als Fahrstraße, der direkt zu dem Spitz hinführte, an dem sich Donau und Theiß begegneten. Dort war der Zentralpunkt der Dammanlage. Dort stießen die Dammsicherungen von Nord und Süd zusammen, und wieder erlebte man ein so seltsames Schauspiel wie an der Donau drüben. Danubius schien nicht geneigt zu sein, auch die Eismengen der Theiß in sein Bett aufzunehmen; er schwang seinen Dreizack und stieß sie zurück, staute sie zu Bergen auf und warf sie ebenfalls über den Damm hinaus.

Dieser Kampf dauerte mehrere Tage, und erst als in der Donau das Wasser wieder sichtbar wurde, glitten auch die Eisberge an der Theißmündung allmählich in ihr Bett. An beiden Ufern der Theiß standen sich die Menschen gegenüber, jede Gruppe verteidigte ihr Eigentum, ihre Heimat. Drüben Madjaren, hüben Deutsche. Nun hatten diese zwei Fronten, jene bloß eine zu sichern. Und es schien den Karlsdorfern, als hätte das Gegenüber sich zu sehr auf ihre Kosten gesichert. Der jenseitige Damm war augenscheinlich höher geworden; dort mußte noch spät im Winter, als niemand mehr auf die Riedfelder hinaus kam, gearbeitet worden sein.

Auch Gergely stutzte, als man ihn darauf aufmerksam machte. Aber er erklärte es für eine optische Täuschung, und es war jetzt auch keine Zeit, sich damit zu beschäftigen; der Eiswall auf dem Donaudamm mußte gesprengt und in den Strom geworfen werden, ehe seine Last und sein allmähliches Schmelzen den Damm in Gefahr brachte. Diese Arbeit hatten die Bauern unter dem Kommando des Klugsbalzer schon auf eigene Faust in Angriff genommen, solange Gergely noch am Spitz tätig war. Sowie der Eisgang der Donau

vorbei war und das Wasser stieg, schweißte der Damm an vielen Stellen. Gergely hatte behauptet, das sei nur Eiswasser; Klug aber vermutete, daß es Donauwasser wäre. Wollte man Gewißheit, mußten die schmelzenden Eisberge entfernt werden. Und die Riesenarbeit, an der sich alle Männer des Dorfes beteiligten, ging flott vonstatten; was der Richter selbständig begonnen hatte, führte der Stromingenieur jetzt zu Ende.

Noch vor Abend rückten dreihundert Männer aus Josefsfeld ein und traten beim Donaudamm an. Es waren ernste, kernige Gestalten, die nicht viel redeten und sich an die bedrohten Punkte weisen ließen. Wie Werkleute mit Schaufeln und Hauen und Beilen waren sie ausgerüstet, und jeder hatte seinen Tornister mit Lebensmitteln auf dem Rücken für ein paar Tage.

Auch ihr Pfarrer war mitgekommen und hatte im Karlsdorfer Pfarrhaus vorgesprochen. Er bot jede Hilfe an, die seine Gemeinde leisten konnte, und lud den Herrn Amtsbruder für den äußersten Fall, daß er weichen müsse, zu sich. Sein Haus stehe ganz und gar zu Gebote. Im Auftrag des Richters von Josefsfeld könne er melden, daß für beiläufig tausend Personen zur Not Raum geschafft werden könne.

Draußen brüllte der Donaustrom immer lauter und lauter, als der Abend sich herabsenkte. Auf allen Dämmen schwelten die Settlampen in den zahlreichen Laternen, die sich wie die Wachtfeuer in einem wildbewegten Heerlager ausnahmen. Auf dem Mitteldamm aber — er hieß der Grünzeugdamm — brannten helle Flammen; dort hatten die Frauen zehn große Kessel, in denen sonst Wäsche ausgekocht wurde, auf Dreifüße gestellt und bereiteten ihren Männern und Söhnen das erste warme Mahl nach so vielen nassen Tagen. Auch trockne Wäsche und Kleider hatten sie ihnen mitgebracht und sehr viel Zuversicht und Munterkeit. Drei Faß Wein ließ die Klugsnantschi hinausführen und machte mit ihren Töchtern die Mundschenkin. Die Haffnersjusi aber stand mit erhitztem Gesicht zwischen zwei Goulaschkesseln und schwang ihren großen Schöpflöffel wie ein Zepter. Zwischen zwei anderen Kesseln hantierte still und ernst die Base Bärbel. Und die Kette setzte sich fort, die angesehensten Bäuerinnen waren mitgekommen und kochten da unter freiem Himmel.

Die Männer lösten sich ab und eilten in Gruppen herbei von der Arbeit. Muntere Worte flogen hin und wider, man hatte den Humor nicht verloren und schien voll guten Muts. Die Mainacht war frisch, aber windstill und sternenhell. Aus weiter Ferne hörte man ein Sausen und Stöhnen, ein dumpfes Rollen, und es war manchmal, als ob auch der Grünzeugdamm da zwischen den Krautfeldern erbebe. Von ihren Frauen erfuhren jetzt die Karlsdorfer, daß dort drüben dreihundert Männer aus Josefsfeld für sie kämpften. Und man brachte ihnen ein Divat, ein Eljen, das unheimlich in der Dunkelheit verhallte, ohne das Ohr der Braven zu erreichen.

Ordentlich stolz waren die hungrigen Männer, daß ihren Frauen so etwas Köstliches eingefallen war wie dieser abendliche Besuch, diese Fürsorge für ihr Wohl, und mancher von ihnen gab der Genossin heimliche Ratschläge, was daheim zu tun wäre. Denn in seinem tiefsten Innern zweifelte ein jeder ein wenig an einem guten Ausgang.

Der Donaudamm hatte zuerst einen Bruch bekommen. Aber der Komitatsingenieur Stepan mit den dreihundert Männern aus Josefsfeld besiegte die

Gefahr. Und es eilten ihm zwei Kompagnien Pioniere zu Hilfe, die den Damm in seiner ganzen Ausdehnung besetzten und hüteten. Die Josefsefelder hatten zwei Tote zu beklagen, ehe die Hilfe kam.

In nervöser Überreizung, in einer Art Verzweiflung war der Oberstuhlrichter nach Karlsdorf hergeeilt, und kaum hörte er von den Verlusten an Menschenleben, so wollte er auf dem äußeren Theißdamm jede Arbeit verbieten. Er sei verantwortlich, rief er den Karlsdorfern zu, denen am Spitz schon drei Männer waren fortgespült worden; er befehle ihnen, die Arbeit einzustellen. Sie hörten nicht auf ihn. Wie ein brandendes Meer tobten dort die Fluten, und der Südwind peitschte sie über die Köpfe der Arbeiter hinweg. Nur mit Gendarmen könne man sie von da wegholen, ließen sie ihm sagen.

Vom zweiten Damm her aus der Mitte all der erdeschaukelnden und karrenschiebenden Bauern gellte auf einmal ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen durch die Luft, und alle Hände deuteten nach einer Richtung. Dort rückwärts war der äußere Damm gebrochen, während er vorne, beim Spitz, mit Löwenmut verteidigt wurde. Kaum drei Fuß breit war der Riß, durch den das lehmige, gelbe Wasser plötzlich hereinbrach und von der Dammhöhe in die Riedfelder niederrutschte. Aber die Lücke wurde im Nu doppelt so groß und ein Bach sauste hindurch. Jetzt kam das Unheil, jetzt mußten die inneren Dämme ihre Widerstandskraft beweisen.

Aber schon waren die Karlsdorfer herbeigeeilt. Der riesige Schraubmichel und die beiden Haffner stürzten sich ohne Besinnen in die Lücke und boten dem Wasser die Brust. Männer und Buben in bunter Reihe folgten ihnen; sie bildeten eine doppelte, eine dreifache Mauer, und füllten die Lücke mit ihren Leibern. Das Wasser schäumte an ihnen empor, zerstob über ihren Köpfen, aber es kam nicht mehr hindurch. Da sanken sie unmerklich tiefer; man fühlte, wie das Wasser unter ihren Füßen das Erdreich wegfraß; schon war nur mehr der Kopf des Schraubmichels zu sehen, und ein kalter Schauer ging durch die Seele von Hunderten. „Sie ertrinken alle!“ schrie der Oberstuhlrichter.

Aber die ersten Sandsäcke waren schon da und wurden rasch vor ihnen versenkt; die Männer setzten die Füße drauf. Und so kam Sack um Sack, und ihr Grund wurde sicherer. Man schlug Pflöcke vor ihnen ein und legte Baumstämme dazwischen, füllte die Lücken mit Erdsäcken, und die flinken Dorfbuben brachten biegsame junge Weiden aus den Auen herbei und flochten sie als Wand in die Pflöcke. Nach einer Stunde konnten die Männer ihre Todeskette wieder lösen. Einige mußten mit Slibowitz (Pflaumenschnaps) gelabt werden, viele erbrachen erst jetzt das grausliche Wasser, das sie geschluckt hatten.

Eine Tat war vollbracht, man hatte wieder Zeit gewonnen.

„Nur noch sechzehn Stunden kann das Wasser der Donau steigen!“ sagte man sich bei Sonnenuntergang dieses schwersten Tages. Dann wird man die Pioniere und die Josefsefelder mit vereinter Kraft gegen die Theiß aufbieten können. „Dann kommt Ablösung!“ seufzten schon viele der Karlsdorfer.

Adam Müller-Guttenbrunn, „Glocken der Heimat“. (Gekürzt.)

14. Im Geburtsorte Lenaus.

Ehe ich meine Heimat wieder verließ, wollte ich noch eine denkwürdige deutsche Kulturstätte betreten, von deren Zugehörigkeit zu meiner engeren Heimat ich erst in der Fremde erfahren hatte. Und ich pilgerte von Temesvar über Hatzfeld nach Csatad, dem Geburtsorte Nikolaus Lenaus.

Dieser gehört trotz seiner geringen Wohlhabenheit zu den besteingerichtetsten und gebildetsten des Banats. Er besitzt eine eigene Apotheke und einen Gemeindefeldarzt, und seine 564 Schulkinder sind in vier Klassen unter vier Lehrern verteilt. Bei solch günstigen Verhältnissen muß der Unterricht Früchte tragen, und ich selbst habe mich davon überzeugt, daß dies der Fall ist. Die vier Lehrer scheinen sämtlich (was in Ungarn etwas heißen will) modern gebildete Männer zu sein — trotzdem können sie nur wenig oder gar nicht magyarisch. Einer dieser Lehrer wohnt im Geburtszimmer Lenaus, das lange Jahre hindurch von der staatlichen Behörde als Getreidemagazin benützt wurde, und ich habe diesem Manne, der Lenaus Andenken in Ehren hält und die Bedeutung des Dichters zu ahnen scheint, durch den verstorbenen Pfarrer Lenaus sämtliche Schriften, die ihm fehlten, überreichen lassen. So ist denn in dem Raum, den bis dahin bloß eine verblaßte Photographie Lenaus schmückte, auch sein Geist eingekehrt.

Das Verhältnis Nikolaus Lenaus zu diesem deutschen Marktflecken des Banats ist ganz merkwürdig. Sein Vater, ein etwas leichtsinniger, adliger Beamter Namens Niembösch von Strehlenau, wurde im Jahre 1801 von Lippa, wo er kameralherrschaftlicher Amtschreiber war, in der Eigenschaft eines Kameralsekretärs nach Csatad versetzt, wo seine Frau ihm am 13. August 1802 als drittes Kind ihrer Ehe einen Sohn gebar, der in der Taufe Nikolaus Franz genannt wurde: Franz nach dem Vater, Nikolaus nach dem Paten Nikolaus Hell, dem damaligen königlichen Rentmeister von Csatad. Der Knabe war kaum ein Jahr alt, als seine Eltern von Csatad nach Bogschan übersiedeln mußten, und meines Wissens ist Lenau nie wieder an seinen Geburtsort gekommen. Nikolaus Lenau wurde in Csatad also bloß geboren, das ist alles. Aber er wurde unter unsäglichen Schmerzen hier geboren von einem schönen jungen Weibe, das sich von einem leichtsinnigen, gewissenlosen Gatten, den es über alles liebte, verraten und oft wochenlang verlassen sah um schamloser Dirnen willen, bei denen er seine Tage und Nächte im nahen Temesvar verbrachte — und das Erbe seiner Frau am Spieltische und in einem ausschweifenden Lebenswandel vergeudete. Es waren für die unglückliche, junge Frau Wochen, Monate voll Qual und Angst, voll Kummer und schmerzlicher Aufregungen, die der Geburt ihres Sohnes vorangingen; sie lernte in dieser Zeit ihren Gatten so tief verachten, daß sie es später nie über sich vermochte, ihren Sohn bei dem Namen zu nennen, den er von seinem Vater hatte, und Lenau selbst verschweigt der Literaturgeschichte seinen Namen Franz, er nennt sich bloß Nikolaus. Wir glauben heute fest daran, ja wir wissen es, daß die Leidensgeschichte seiner Mutter den verhängnisvollsten Einfluß ausgeübt hat auf das Kind, das sie unter dem Herzen trug, das schuldlose Kind, das einer der edelsten und unglücklichsten deutschen Dichter werden sollte. Und das Haus, das Zimmer, in welchem die überaus zartfühlend und empfindsam

gewesene, namenlos unglückliche Mutter mit ihren Kindern lebte und trauerte, in dem sie dem deutschen Volke einen seiner herrlichsten Meister schenkte, dieses Zimmer ist noch erhalten. Und es sollte uns nicht ehrwürdig sein? Wenn die Stelle eingeweiht ist, die ein guter Mensch betrat, dann ist der Raum geheiligt, den eine unglückliche Mutter bewohnte — auch wenn sie uns keinen Lenau darin geboren hätte. Das fühlen selbst die schlichten Bewohner von Csata, und einer aus ihrer Mitte, ein einfacher, ehrfamer, deutscher Wagnermeister (Mathias Gehl heißt der Wackere!), der sich und die Seinen eben recht und schlecht ernährt, er hat aus eigenen Mitteln eine kleine Marmortafel am Lenauhause zwischen den zwei Fenstern jenes Zimmers anbringen lassen, in welchem der Dichter das Licht der Welt erblickte. „In diesem Hause,“ so lautet die eigenartige Inschrift auf dieser Gedenktafel, „wurde der Dichter Nikolaus Lenau am 13. August 1802 geboren. ‚Weltbefreien kann die Liebe nur!‘ Gewidmet aus Vaterlandsliebe dem Dichter Nikolaus Lenau am 13. August 1876.“

Ich habe einen ganzen Tag in Csata verbracht, besuchte das Lenauhaus und die Schulen, war der Gast des Pfarrers und plauderte mit Meister Mathias, der mich mit einer in Szombolya nach einem Strich hergestellten Photographie Lenaus beschenkte, und dem ich später ebenfalls Lenaus sämtliche Schriften sandte. Der Tag hat mich erfrischt, und gehoben schied ich von der Stelle meiner Heimat, auf der Nikolaus Lenau die ersten Wiegenlieder gesungen wurden.

Adam Müller-Guttenbrunn, „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn“. (Stark gekürzt.)

15. Bilder aus der Schwäbischen Türkei.

Der südliche Teil Ungarns war stets der Schauplatz der größten Kriegsgreuel, den Verwüstungen der Türken und der Serben am meisten ausgesetzt; daß dies jetzt nicht der Fall wurde, ist nur dem Umstande zu verdanken, daß sich hier anschließend an Siebenbürgen die schwäbischen Ansiedlungen Banat, Batschka und die Schwäbische Türkei befinden. Zweihundert Jahre Arbeit bringt nun ihren Segen: die verödeten Gegenden wurden von Schwabensäusten in jeder Weise widerstandsfähig und ertragreich gemacht, und die Säuste der Enkel jener, die hier anfangs der Not und den Krankheiten zum Opfer fielen, verteidigen jetzt das Erbe.

Warum heißt die Ansiedlergruppe die Schwäbische Türkei? Der Ursprung dieser Bezeichnung ist in folgenden Tatsachen zu suchen: Die Gegend war — man kann sagen — durch Jahre hindurch von den Türken und „Räzen“ (Serben) besetzt, und die verdrängten Ungarn gewöhnten sich es an, sie als „die Türkei“ zu bezeichnen; als nach der Türkenvertreibung der große, siegreiche Feldherr Prinz Eugen auf seine bei Sünskirchen liegenden Güter deutsche Ansiedler sesshaft machte, befolgten dieses Beispiel auch seine Heeresführer, besonders General Graf Mercy, und so kamen auch in die frühere „Türkei“ fleißige Deutsche aus dem Badener Lande und aus Württemberg. Die Deutschen aber wurden alle mit dem Sammelnamen „Schwaben“ benannt, und da das Volk ihre Sprache ebensowenig verstand als vorher die türkische, so kam nun der Beiname „die schwäbische“ dazu, und es blieb für die anderssprachigen Landesbewohner ein fremdes Gebiet.

Da die Schwäbische Türkei eine steinarme Gegend ist, konnten die Ansiedler ihre alte Bauart auf dem steinernen Unterstock nicht beibehalten; die ersten Häuser und Kirchen waren aus Holz gebaut und — weil die Kolonisation Unsummen verschlang — aus Ersparnis mit Stroh oder Rohr gedeckt. Erst später wurde dieses durch Kotziegelbauten, die Schindeldeckung hatten, ersetzt. Die Bauart ist fast durchweg die fränkische, mit der Schmalseite nach der Straße gestellt. Die landwirtschaftlichen Bedürfnisse ergaben die Notwendigkeit der geräumigen Hofstellen, die, von der Straße mit einer Einfriedung abgeschlossen, Schuppen, Handkelter, Stallungen und den Hausbrunnen mit einschließen; der kleine Hausgarten befindet sich vor der Schmalseite des Hauses, das fast überall nur ebenerdig, d. h. eingeschossig ist. Die breiten Dorfstraßen findet man in den deutschen Dörfern wie in den madjarischen; sie wurden wegen ihrer Zweckmäßigkeit, z. B. bei Feuersgefahr, hauptsächlich aber für ein fast ausschließlich Feldbau und Viehzucht betreibendes Volk des schwerbeladenen Erntewagens und der durchziehenden Herden halber übernommen. Die Anzahl der ganz neu gegründeten, deutschen Gemeinden ist gering; meistens wurden die Ansiedler in verlassene, früher von Madjaren oder von Slawen erbaute Ortschaften gewiesen, was deren noch heute undeutschen Namen beweisen. So z. B. vermutet der Nichteingeweihte bei Nennung von: Mőzs, Bikács, Grábóc, Bonyhád, Diosbereny oder Goricza, Szágn und Himesháza gewiß anderssprachige Bewohner als Schwaben, Pfälzer oder Mitteldeutsche, die tatsächlich Besitzer dieser Gemeinden sind.

Die Tracht der Schwaben hat im Laufe der Zeiten wohl manchen Wandel erlitten, ist aber noch heute keine durchaus allgemeine, denn fast jede Ortschaft hat ihre Besonderheit, an der man die Bewohner — besonders die Bewohnerinnen! — genau unterscheidet, sei's eine andere Haartracht, Wahl der Farben, besonders aber Schnitt und Art, sich die Kopftücher umzubinden. Im allgemeinen gibt es noch heute „blaue Schwaben“ und „schwarze Schwaben“; diese tragen sogar schwarze Socken, und die Frauen haben fast klösterlich anmutende düstere Kleider und Tücher. Die Teveler gehören zu den „blauen Schwaben“, obzwar die noch vor zwei Jahrzehnten fast allgemein üblichen faltenreichen, blauen Tuchdoppelkragen ganz abgekommen und auch die alte Schwabenmode des rasierten Antlitzes sowie das frühere Abzeichen der Freigeborenen, das bis an den Nacken reichende glattgeschneidete Haar bei den Männern, nur noch selten zu finden ist. Im Sommer trugen die Männer hausgesponnene, weißgebleichte Hanfgarnhosen, die ihrer sich von den rockähnlichen ungarischen Hosen scharf unterscheidenden Kürze und Enge halber „Pistolen“- oder besonders „Dreifeidelhosen“ (weil sie nur den Inhalt von drei Seidel fassen könnten!) genannt werden. Dagegen stehen die Schwäbinnen an weiten, rauschend gesteiften Röcken den Ungarinnen nicht nach. Da die breite Hüfte immer als Schönheit der Schwäbin galt, so wird sie mit möglichst vielen Röcken zu betonen oder, wenn nicht vorhanden, durch Einschlebung von Hüftenpolstern zu erreichen gesucht, und so wandeln schon die ganz kleinen Schwabemädel wie wandelnde Glocken mit zwei Schwengeln, stolz den Reichtum ihrer Garderobe wiegend, umher.

In der Schwäbischen Türkei ist die römisch-katholische Religion vorherrschend, es gibt wenige evangelisch-lutherische Gemeinden, darunter im Tolnauer Komitat das durch seine abweichende Tracht auffallende Dorf Murga, dessen Bewohner wenig eigene Felder besitzen, sich deshalb als Schnitter bei

den umliegenden Grundbesitzern verdingen und wegen ihres munteren Fleißes sehr geschätzt sind.

Das Gemeindewesen ist nach deutscher Art angelegt und ebenso wird die Selbstwirtschaft — noch ziemlich unberührt von den Errungenschaften der Neuzeit auf diesem Gebiet — in alter deutscher Weise getrieben. In der Schwäbischen Türkei wird gebaut: Korn, Weizen, Hafer, Gerste, Mais, Zuckerrüben, Hopfen, Tabak — in den sumpfigen Gegenden auch Reis — Hanf, Kartoffeln und Wein. Die Kartoffeln haben die Schwaben zuerst nach Ungarn gebracht; der Weinbau ging seit den letzten zwei Jahrzehnten durch die Verwüstungen der Reblaus stark zurück. Die Schwäbische Türkei besitzt eine Berühmtheit, ihr prächtiges Hornvieh, eine Mischung von Pusterthaler und Simmenthaler Art, der als „Bonnhäder“-Schlag bekannt und hochgeschätzt ist. Unter den Heimarbeiten wird im Winter das Korbsflechten — für Wirtschaftszwecke —, Besenbinden, und von den Frauen das Spinnen gepflegt. Man nennt es z'Nacht gehen, und dabei werden alte deutsche Lieder, viele aus des Knaben Wunderhorn, gesungen.

Von den charakteristischen Eigenheiten der Schwaben sind erhalten geblieben ihre große Neigung zum Aberglauben, die oft in naivster Art mit den religiösen Gebräuchen verbunden wird; ihre Spottsucht, die sich überall ein Dummsdorf schafft, dessen Bewohnern die seit dem 16. Jahrhundert bekannten Schwabenstreiche angedichtet werden; ihre Lachlust, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und ihr Fleiß. Sie sind schlau und schlagfertig.

Von den alten Sitten werden gefeiert das „Pfungstlummelsingen“ am Pfingstmontag, die drei Tage dauernden kostspieligen Riesenhochzeiten und der ebenso lange dauernde „Fresskirtag“ — eine Art Erntefest, das außer dem gewöhnlichen Kirchtag abgehalten wird, am Martinitag. Den Dorfschönen oder der Herrschaft wird am 1. Mai ein Maibaum gesetzt und mit Bändern und Tüchern geschmückt. Die Lieblings Speisen der Bewohner der Schwäbischen Türkei sind immer noch Kraut und Knöpfle, Strudla, Spätzle und Kniesleck; nur verwenden sie beim Kochen auch den roten ungarischen Pfeffer (Paprika), was sich dadurch erklären läßt, daß diese scharfe Würze ein vorzügliches Mittel zur Bekämpfung des Sumpffiebers ist, daher als Notwehr gebraucht wurde.

Sie singen gern schelmische alte deutsche Lieder oder spöttische Dierzeiler bei der Arbeit, wie denn die Schwaben alle Arbeiten gerne mit Lachen, Neckern, Plaudern und Singen verrichten. Die katholischen Schwaben lieben ihre Kirchfestlichkeiten mit möglichst festlichem Gepränge zu begehen, an großen Feiertagen und bei Umzügen spielt ihre Dorfmusik mit, besonders bei der Fronleichnamsprozession. Sie hängen aber auch noch an vielen abergläubischen Überlieferungen, zerstören gleich nach der Andacht ihre bei den vier Stationen (die vier Evangelien symbolisierend) errichteten Altäre, weil sie die durch den Segen geweihten Blumen für ihre Stallungen, als abwehrendes Hilfsmittel gegen Viehkrankheiten brauchen.

Die Schwaben haben die Serben so ziemlich ganz aus ihren früheren Ortschaften gedrängt, diese halten sich mehr in der Nähe der Donau auf, wo sie Gartenbau betreiben, und bei Fünfkirchen, wo man sie auch Schokazen nennt. Ihre Frauen sind eigenartige Schönheiten, deren Tracht farbenprächtig und reich ist, man liebt sie aber weder als Arbeiterinnen, noch als Dienstboten, und die ziemlich unmotiviert der Schwäbin in die Schuhe geschobene locker sitzende Tugend oder Leichtfertigkeit ist wohl eher diesen, zur Lässigkeit

neigenden, sinnlichen Frauen eigen, denen der oft sprühende Übermut und die tatkräftige Schlagfertigkeit der temperamentvollen Schwäbinnen ganz mangelt.

Es wäre noch zu sagen: die schon von den alten Römern erwähnte Wanderlust der Schwaben entführt auch heute viele aus der Schwäbischen Türkei, die meisten aber, die nach dem „Goldland“ Amerika ziehen, reisen im Sinne des prächtigen Wanderromans von Ludwig Finckh „nach Tripstrill“. Sie müssen sich selbst finden, um ihre Heimat zu finden, und kehren ja meist alle bald zurück und nicht zum Schaden ihrer Gemeinden, denn fast jede schwäbische Ortschaft hat jetzt ihr „Amerikaviertel“, ganze Straßen von aus dem heimgebrachten Geld der sparsamen und verwendbaren Schwaben erbauten Häusern, und wenn sie dazu auch einige ausländische Unsitten mitbringen, so kann man noch immer sagen, der Schwabe hier ist noch der nüchternste, und seine Achtung vor den Gesetzen verschafft seinen Gemeinden noch heute den Ruf, den sie seit anderthalb Jahrhunderten haben: sie sind mustergültig!

Von den Söhnen der Schwäbischen Türkei kämpfen viele in den Karpathen und im Nordwesten gegen die Russen, Schulter an Schulter mit ihren reichsdeutschen Stammesbrüdern. Mit leuchtenden Augen zogen sie aus: sie werden sich ihre schwer errungene Heimat nicht entziehen lassen!

Ella Triebnigg in „Von der Heide“ 1915, 3. Heft u. Vierteljahrsheft des V. D. A. 1915, Heft 23.

16. Bei unsern deutschen Brüdern in Slawonien.

Das ist deutsches Land! — so jubelt es in unseren Herzen, als wir diese Äcker, diese Orte, diese Menschen sahen.

Wir kamen zur zweiten Tagung der Karpathendeutschen, die im August 1912 in Kuma in Syrmien (östliches Slawonien) stattfand. Welch überraschendes, deutsches Leben erschloß sich uns! Von ihm weiteren Kreisen Kunde zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen.

Mit der Aufzählung der einzelnen deutschen Ansiedlungen soll der Leser nicht aufgehalten werden. In Kroatien ist vor allem deutsche Bevölkerung in Agram, Warasdin und Karlstadt, sowie der nächsten Umgebung dieser Orte nachweisbar. Viel bedeutender ist die deutsche Bevölkerung in Slawonien. Hier findet man fast im ganzen Lande deutsche Ansiedlungen. Nach der Statistik der Regierung gibt es gegen 150 000 Deutsche in Slawonien und Kroatien, in Wirklichkeit aber wird ihre Zahl etwa $\frac{1}{4}$ Million betragen. Diese Zahlen werden es dem Leser klar gemacht haben, wie berechtigt unsere Freude an diesem „deutschen Lande“ war.

Eine bessere Gelegenheit, diese Deutschen kennen zu lernen, als die Karpathentagungen, kann es kaum geben. Diese seit 1911 stattfindenden großen Versammlungen ziehen Deutsche aus allen Karpathenländern zusammen. Die zugereisten Volksgenossen werden in den Häusern und Familien der Einheimischen einquartiert. So hatten wir auch in Slawonien reichlich Gelegenheit, uns über die Ansiedler und ihre Verhältnisse zu unterrichten.

Vor allem fallen uns in die Augen diese markigen, echt deutschen Menschen. Treu haben sie ihre Muttersprache bewahrt, trotzdem die Regierung sie schon in der Schule zu entdeutschen sucht. Auch in der Tracht sind sie deutsch geblieben. Besonders der glockenförmige Rock der Frauen ist bezeichnend, noch

gelten hier wie im alten Schwabenland die breiten Hüften der Frauen für besonders schön, daher recht viele steife Röcke übereinander getragen werden. Und dazu diese biederen, deutschen Sitten, diese Treuherzigkeit und Schlichtheit. Der reiche Rumer Grundbesitzer Josef Schmee, dessen Vermögen mehr als $\frac{1}{2}$ Million Kronen beträgt, erzählt schlicht, wie er vor 30 Jahren noch mit seiner Frau Dünger geführt und geackert hat, und Fräulein Eva Dibisch, deren Vater einer der reichsten Gutsbesitzer in India ist, nimmt keinen Anstand zu erzählen, daß sie im Notfalle ihre Pferde selbst füttert und putzt. Und dieses Mädchen hat gute Bildung erhalten und ist vor kurzem aus einer Haushaltungsschule in Wien zurückgekehrt. Die älteren Geschwister sind alle Landwirte, der jüngste besucht die landwirtschaftliche Schule bei Wien, die Mutter versieht mit fleißigen Händen den großen Haushalt dieses Millionärs, der bei alledem ein wahrer, deutscher Bauer zu sein sich rühmt. Und auch die alte, deutsche Gastfreundschaft ist nicht zu vergessen, man muß in diesen behäbigen



Schwäbisches Haus in Franztal (Slawonien).

Häusern einquartiert gewesen sein, um sie voll würdigen zu können. Dabei die größte Reinlichkeit und Sauberkeit, alles blitzblank und blühweiß. Vor allem die hochgetürmten Betten mit den zahlreichen Polstern, ebenfalls ein Zeichen echtschwäbischen Frauenstolzes.

Die Häuser sind bis auf vereinzelte ärmere gut und bequem gebaut. Die älteren waren alle mit dem Giebel gegen die Straße gerichtet, die jüngeren haben zwar vielfach eine moderne Straßenseite, aber das mächtige Tor, durch das ein beladener Erntewagen bequem einfährt, deutet klar auf das Bauernhaus. Und tritt man in den Hof, so bemerkt man sofort, daß der Vorderbau zur Straße nur etwas Nebensächliches ist, das Haus mit seinen eigentlichen Wohn- und Wirtschaftsräumen erstreckt sich tief in den Hof hinein. Gegen den Hof weist das langgestreckte Gebäude einen Säulengang auf, der bequem den Zugang zu allen Räumen, zu Küche, Stall und Kammern vermittelt. Ein Teil dieses Ganges ist häufig ganz verglast und bildet einen beliebten Aufenthalt der Hausleute. Selbstverständlich findet man in diesen Häusern auch moderne

Einrichtungen, schöne Eisen- und Kachelöfen, in einzelnen auch Klaviere, Telefon und dergleichen. Natürlich gibt es auch ärmere, schlichte Häuser, die noch an die alten Kolonistenhäuser erinnern. Diese bestanden aus einer gegen diese Straße gelegene Stube, ferner dem zugleich als Küche dienenden Vorhaus, endlich einer Kammer. In der Küche stand der offene Herd unter dem nach unten offenen Rauchfang. Von der Küche aus wurde auch der große Backofen geheizt, der in der Stube stand und diese auch erwärmte. Es wurde in diesen holzarmen Gegenden mit Reifig, Stroh, Maishalmen geheizt. Solche aus Ziegel und Lehm (Ton) hergestellte Öfen findet man jetzt noch in kleineren Häusern. An die Kammer schloß sich in der Längsrichtung des Hauses der Stall an. Den gegenwärtig üblichen Säulengang besaßen die alten Häuser nicht. Ebenso gab es in älterer Zeit keine Scheuern. Man führte das Getreide vom Felde auf die um die Ansiedlung gelegenen Gartengründe, und ließ es hier durch Tiere austreten. Jetzt werden in den deutschen Ansiedlungen höchstens noch die Erbsen mit Pferden ausgetreten, sonst stehen zumeist Maschinen in Verwendung.

Wie die meisten Ansiedlungen in den Karpathenländern, sind auch jene in Slawonien überaus regelmäßig angelegt. Mehrere breite, gerade Straßen schneiden sich in rechten Winkeln, viele von ihnen sind mit Alleen geschmückt. In den Straßen liegen die regelmäßigen Hausplätze, die z. B. in Ruma etwa 40 m breit und 60 m tief sind. Diese Plätze werden zumeist von den Gebäuden und dem Hofe erfüllt, nur hier und da ist auch für ein kleines Gärtchen Raum. Die eigentlichen Gärten liegen am Rande der Ortschaft, und um diese sind wieder die zur Ansiedlung gehörenden Felder und Wiesen angeordnet. — Wir sind über die deutschen Besitzungen der India-Deutschen stundenlang gefahren. Auf den schönen Wagen, bespannt mit den feurigsten Pferden, ging es von Pusta zu Pusta (so heißen hier die Wirtschaftshöfe). Auf der Pusta des Gutsbesizers Anton Dibisch wurden wir mit einer prächtigen Jause bewirtet. Ins Gras gelagert nahmen wir sie ein, während eine Musikkapelle ihre Weisen ertönen ließ, manch kräftiges, deutsches Lied erklang und kernige Reden gehalten wurden. Ebenso lehrreich und erfreulich war der Besuch in den Gärten und in der Weinkellerei des landwirtschaftlichen Vereins in Semlin. Auch Kunstmühlen und andere gewerbliche Großbetriebe hatten wir Gelegenheit zu besichtigen.

Wie überall in Ungarn werden die Deutschen auch in Kroatien, Slawonien unterdrückt. Etwa die Hälfte aller deutschen Kinder genießen keinen Unterricht in der Muttersprache. Daher kommt es, daß viele ihrem Deutschtum entfremdet werden, besonders soll dies in den katholischen Kolonien der Fall sein. Aber seit einigen Jahren hat sich auch hier die völkische Bewegung rasch entwickelt. Große Verdienste hat sich um die Stärkung des nationalen Bewusstseins das in Ruma erscheinende „Deutsche Volksblatt für Syrmien“ erworben. Demselben Zwecke dienen seit mehreren Jahren die an verschiedenen Orten gegründeten Lesevereine, die ihren Mitgliedern deutsche Bücher und Zeitschriften zur Verfügung stellen. Denselben Zweck verfolgen die Gesang- und Turnvereine. Es ringt sich immer mehr die allein richtige Anschauung durch, daß die Deutschen in Ungarn und Kroatien treue Bürger ihres Staates bleiben wollen, daß sie aber auch ihr Deutschtum nicht zu opfern gesonnen sind.

Kaindl, „Von der Heide“ 1914, Heft 6.

17. In der Zips.

Schon im Hunfalvy-Schuhhause unterhalb des Polnischen Kammes war es uns eine Freude, an mehreren Tischen neben uns Deutsch reden zu hören; auch die Kellnerin im Hause begrüßte uns in unserer Muttersprache. In Schmecks sind die Verhältnisse die gleichen. Alle Ortsbewohner reden Deutsch, und wenn man dazwischen auch viel Magyarisch hört, so gehen wir nicht fehl, wenn wir die Redenden jedesmal als Fremde ansehen. Wir sind nämlich hier, mit dem Überschreiten der Hohen Tatra und nach dem Austritt aus Galizien, in eine der interessantesten, deutschen Sprachinseln Ungarns, in die vielgenannte Zipser Landschaft, eingetreten.

Das heutige Zipser Komitat liegt unmittelbar am Südabhange der Karpathen und insbesondere der Hohen Tatra, von denen ein Teil noch der Landschaft zufällt. Im Norden grenzt es an Galizien, im Westen an das hier vorspringende galizische Tatraviereck und an das Liptauer Komitat, im Süden an Gömö- und Alban-Torma und im Osten an das Komitat Saros. Nicht nur die gewaltigen Bergmassen der Hohen Tatra in ihrer östlichen Fortsetzung füllen einen großen Teil des Zipser Landes, sondern auch das Zipser und Liptauer Gebirge und die Niederen Karpathen liegen zum großen Teil noch in seinem Gebiete. Der Poprad, der zum Dunajek und zur Weichsel geht, und der Hernad mit der Göllnitz als rechter Nebenfluß der Theiß sind die Hauptwasseradern des Landes. Besonders in der hochgelegenen Ebene von Poprad, die wir schon bei unserem Abstieg von der Tatra überschauten, liegt der wichtigste und bewohnteste Gau des ganzen Zipser Landes.

Ein rauhes Klima herrscht hier infolge der Höhenlage, nur die geschützten Orte am Südfuße der Gebirge machen davon eine Ausnahme. Aber dank der Fruchtbarkeit des Bodens und infolge des Fleißes seiner Bewohner liefert die Zips doch noch schöne Erträge sowohl in der Landwirtschaft wie in der Viehzucht. Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte und Flachs werden allerwärts und mit Erfolg angebaut, der Hopfen liefert reiche Ernte, die härteren Obstsorten gedeihen noch sehr gut, und die großen Wälder des Gebirges bieten immer noch einen Schatz von Bau- und Nutzholz. Die Viehzucht steht überall in Blüte, verschiedene Mineralien wie Gold, Kupfer, Eisen und Zinnober werden hier und da abgebaut und verhüttet, und manche Gewerbe werden im Lande gepflegt, darunter besonders Töpferei, Leinweberei und Gerberei.

In dieses von der Natur reich bedachte Land sind nun im früheren Mittelalter auf Veranlassung der ungarischen Herrscher Sachsen aus Deutschland eingewandert, ähnlich wie dies auch in Siebenbürgen und in anderen Gebieten Ungarns der Fall gewesen ist. Unverfälscht und getreu der Sprache und ihren alten Sitten haben sich diese Deutschen bis auf unsere Tage mitten unter fremden Volksstämmen erhalten. Im Jahre 1412 kamen diese sogenannten sechzehn Zipser Städte mit den umliegenden Ortschaften an Polen; bei der ersten Teilung Polens fielen sie wieder an Ungarn; unter beiden Herrschaften hat es nicht an Bemühungen gefehlt, die Zipser Deutschen zu Polen oder Magnaren umzuwandeln — alle Liebes- und Zwangsmühe indes war vergebens, sie waren und blieben deutsch. Selbst die rücksichtslosen Magyarisierungsversuche der jüngsten Zeit haben einstweilen die charaktervolle Eigenart und vor allem die treu gehütete Muttersprache der Zipser Deutschen nicht zu beseitigen vermocht. Auf der Post, am Bahnhof und in den Gasthäusern von

Poprad, dem Hauptorte der Gegend, gab man mir in deutscher Sprache Bescheid, und Duzende von Leuten und Kindern auf der Straße, die ich des Interesses wegen um irgend etwas fragte, antworteten in einem schönen und reinen, fast dialektlosen Deutsch.

Wie in anderen Gegenden Ungarns, so wohnen auch hier in der Zips neben Deutschen gleichfalls unmittelbar Slowaken in besonderen Ortschaften, selbst Ruthenen finden sich in einigen Dörfern der Landschaft sesshaft, während das magyarische Element, als dessen Hauptsitz die Theißniederung gelten kann, in der Zips nur in den Städten vereinzelt vorhanden ist. Ihrem Religionsbekenntnisse nach sind die Deutschen in der Zips meist protestantisch, die Slowaken vorwiegend römisch-katholisch und die Ruthenen griechisch-katholisch.

Von Schmecks, am untersten Abhange der Tatra, geht es auf schnurgerader breiter Straße in mäßigem Gefälle durch weite schöne Tannenwälder hinab gen Poprad in die wellenförmige Hochebene. Wo die Forste enden, beginnt urbares Land, und wir genießen einen herrlichen Rückblick auf das eben verlassene Gebirge.

Auf der Weiterfahrt kommen wir durch einige Zipser Dörfer, die schon auf den ersten Blick die Wohlhabenheit ihrer Bewohner verraten. Auf gelb gestrichenem Sockel erhebt sich die weißgetünchte Wand dieser Häuser. Letztere krönt ein aus Holzwerk errichteter Giebel mit geschnitzten, schön geschweiften Gesimsen und schmalen, schindelgedeckten Vordächern. Ein seltsamer Aufsatz auf der Giebelspitze und ein als Dachtraufe dienender ausgehöhlter Baumstamm, der weit in die Straße hinein vorspringt, vollenden das eigenartige und seltsame Bild dieser Wohnhäuser.

Die Kirchen in diesen Zipser Dörfern dagegen gleichen mit ihren weißen Glockentürmen sehr denjenigen, welche man in italienischen Orten zu sehen gewohnt ist. Fremdartig muten uns auch die Fuhrwerke an, denen Ochsen von der hellgrauen, fast weißen, ungarischen Rasse vorgespannt sind. Stattlich ragen die riesigen, weitgeschweiften Hörner dieser Rinder auf. Zigeuner, mit dem Wegebau beschäftigt, mahnen uns auch ans fremde Land.

Groß-Schlagendorf haben wir nun schon hinter uns gelassen, Selka ist durchfahren, und nun geht's auf breiter, von Weidenbäumen eingefasster Landstraße von echt ungarischem Aussehen nach Poprad am Popper Flüsschen und an der Eisenbahn von Kaschau nach Rutka, Sillein und Oderberg.

Poprad ist eine der interessantesten Städte, die ich in Ungarn kennen gelernt habe. Der Ort ist zwar nicht groß und übersteigt kaum die Bedeutung eines Marktfleckens, aber wunderbar vermischen sich in ihm deutsche und östliche Züge. Die meisten Häuser sind einstöckig und von hellem Anstrich. Hinter großen Doppelfenstern stehen fast bei jedem blühenden Topfgewächse als Kennzeichen echt deutschen Natursinnes. Draußen nach dem Ende des Ortes zu aber nehmen die Häuser wieder jene eigentümlichen Formen an, die wir vorhin auf der Fahrt von Schmecks in den Dörfern wahrnahmen. Als besonders auffallend ragen auch hier die zwischen zwei Dachflächen hervortretenden Holzrinnen zum Abfluß des Regenwassers weit in die Straße hinein vor. Eine eigenartige Zierde des Ortes bilden dessen beide Kirchen. Besonders der in der breiten Hauptstraße freistehende Glockenturm der katholischen ist ein merkwürdiges Bauwerk altromanischen Stiles. Mit seinen Sinnen, Konsolen, Bogenfriesen, gekuppelten Rundbogenfenstern und seinem hellen

Anstrich scheint er uns aus einem Lande jenseits der Alpen hier in den Osten hin verseht.

Fremdartig ist auch das freilich nicht bedeutende Leben auf den Straßen. Neben den deutschen Einwohnern in der Kleidung des Westens sehen wir zahlreiche Liptauer Slowaken als Arbeiter oder zum Markte ziehende Käufer und Händler. Auf den Köpfen tragen sie Pelzmützen, runde oder kantige Filzhüte mit aufgekrempten Rändern. Den Oberkörper bekleidet eine hellblaue Jacke mit bunten Schnüren und blanken Messingknöpfen. Ein übergeworfener, weißer Wollmantel vollendet den Anzug. Die meisten dieser Slowaken tragen Kanonenstiefel, viele gehen aber auch barfuß. Außerdem treibt sich vielfach zerlumptes und bunt gekleidetes Zigeunervolk, das auf der Wanderung begriffen ist, im Orte umher.

Karl Kollbach, „Wanderungen durch die deutschen Gebirge“, 2. Bd.

18. Also, glückliche Reise!

Friedrich Naumann schreibt in „Mitteleuropa“: Ich denke an die ersten Jahre nach dem Krieg. Wohin soll dann gereist werden? Die meisten romanischen Gebiete sind zunächst so gut wie verschlossen. Wandert, ihr Wandervögel, in die Karpathen, nehmt die Mandoline mit, laßt euch in den Waldstädten die Zigeuner etwas vorspielen! Klettert, ihr Bergsteiger, nicht nur wie bisher in Tirol und Dolomiten, sondern auch weiter östlich bis nach Steiermark und zum Karst und badet euch dann im breiten, sonnigen Plattensee! Fahrt, ihr Kunstsucher, in die schönen, geheimen Winkel, zu den Schlössern und Kirchen, zu den traulichen Stadtbauten, besetzt euch Prag mit seinen Merkwürdigkeiten, Krakau mit seinen Altertümern, Graz, das schöne und stolze! Es gibt dort überall sowohl Gotik wie Barock und manches treffliche, moderne Gebilde. Setzt euch in Passau auf die Donau und laßt euch bis zur Kaiserstadt tragen und dann wieder nach Gran und zur glänzenden Burg und Stadt von Ofen und Pest! Besucht aus völkischem Interesse die Versprengten in der Tisza oder in Siebenbürgen oder bei Stuhlweißenburg. Sagt, ihr Besitzer von Automobilen, eurem Chauffeur, daß die Kaiserstraßen glänzende Linien sind, und versucht, ihr Jäger und Reiter, ob nicht gerade für euch die Beskiden oder Bosnien noch Freuden bergen, die sich im allzu zivilisierten Westen nicht finden. Besetzt euch, ihr geheilten Krieger, die Schlachtfelder des größten Gebirgskampfes der Weltgeschichte! Wenn jährlich ein Hunderttausend Reichsdeutscher mehr als bisher ins treue Nachbarland rollen, so wird das bei allem Vergnügen, das es bringt, auch politisch sehr wertvoll sein, denn dort sind die Menschen noch offener als in den alten, verwöhnten Fremdenländern. Ich erinnere mich, indem ich schreibe, an manche herrliche Stunde vom polnischen Kamm in der Tatra bis nach Dalmatien hin. Wie leuchtete der Abend bei der Donaufahrt nach Budapest! Und wie volkstümlich echt war der Tanz oben auf der Koralp in Steiermark! Also, glückliche Reise!



III. Balkan und Orient.

1. Verbreitung der Deutschen auf dem Balkan und im Orient.

Die Zahl der Deutschen (einschl. Deutsch-Österreicher) beträgt in

Rumänien . . .	50 000	(in Bukarest allein 30 000).
Bulgarien . . .	4 000.	
Serbien	7 500.	
Griechenland . .	1 000	(in und um Athen, unter ihnen zahlreiche Gelehrte und Künstler).
Europäische Türkei	15 000	(10 000 in Konstantinopel als Kaufleute, Handwerker und Beamte).
Asiatische Türkei .	5 000.	

(Nach Handbuch d. V. D. A. Wirth, Der Balkan.)

2. Deutsche Kolonisation in Rumänien (Moldau, Walachei, Dobrudscha), Bulgarien und Serbien.

Über Ungarn und Galizien zogen die Deutschen weiter nach Südosten; in das heutige Rumänien und in die Bukowina.

Die ältesten deutschen Ansiedler kamen in die Walachei (den südlichen Teil des heutigen Rumänien) schon am Anfang des 13. Jahrhunderts. Damals war bereits der Süden Siebenbürgens von Deutschen besiedelt, und die deutschen Ritter, die 1211 mit dem Burzenland, der Umgebung von Kronstadt, von dem ungarischen Könige Andreas II. belehnt worden waren, drangen von hier über die Karpathen auch in die Tiefebene der Walachei. Seither entstanden hier Ansiedlungen, von denen zunächst Kimpolung (d. h. Langenau) erwähnenswert ist. Die Ansiedler waren natürlich Sachsen aus Siebenbürgen. In einer Grabinschrift von 1373, die in der alten Kirche daselbst gefunden wurde, wird sie als „sächsische Kirche“ (saxonialis ecclesia) bezeichnet. Deutsche Kaufleute aus diesem Orte erscheinen oft in Hermannstadt und Kronstadt.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in der Moldau, dem nördlichen Teile Rumäniens, zu dem damals auch die heutige österreichische Provinz Bukowina gehörte. Auch hier lassen sich seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in vielen Orten Deutsche nachweisen.

Neben den Handwerkern erscheinen vor allem deutsche Kaufleute. Der gewinnreiche Handel war eine der stärksten Triebfedern für die Einwanderung

Aus der Moldau wurde ein sehr lebhafter Handel nicht nur nach Ungarn und Siebenbürgen, sondern auch nach Polen und dem Orient betrieben. Deutsche Kaufleute aus moldauischen Orten werden oft in den Stadtbüchern von Lemberg und in den Zollrollen der siebenbürgischen Handelsstädte genannt.

Seltener scheinen sich in jener Zeit Deutsche als Landbauer angesiedelt zu haben. Doch ist der heute so berühmte Weinbau Rumäniens von Deutschen eingeführt worden. Von den Deutschen wurden auch die ersten Brauhäuser errichtet. Ebenso ist der ordentliche Mühlenbau wie überall in den Karpathenländern, so auch in der Walachei und Moldau von Deutschen eingeführt worden. Sie betrieben auch die Bergwerke.

Die Deutschen haben die Rumänen mit dem städtischen Wesen bekannt gemacht. Die Einrichtung aller größeren Orte beruht auf deutschen Grundlagen. Wie in den deutschen Ansiedlungsgebieten Galiziens und Siebenbürgens, woher diese Kolonisten kamen, herrschte in der Moldau und Walachei eine auf dem deutschen Recht beruhende Stadtverwaltung.

Leider sind aber seit dem 15. Jahrhundert für die Entwicklung dieser Ansiedlungen sehr ungünstige Verhältnisse eingetreten. Dies hängt vor allem mit der Ausbreitung der türkischen Herrschaft zusammen und den zahlreichen Kämpfen und Kriegen, in die die Donaufürstentümer fast ununterbrochen verwickelt waren. Auch von den russischen Heeren sind sie wiederholt heimgesucht worden. Übrigens trugen zum Verfall der Deutschsiedlungen die gleichen ungünstigen Einflüsse wie in Ungarn und Polen bei.

Sobald im 18. Jahrhundert die Verhältnisse sich etwas beruhigten, riefen sofort einzelne Fürsten neue Ansiedler herbei. Es ist dies bezeichnend für die guten Erfahrungen, die man mit den deutschen Ansiedlern gemacht hatte. Auch jetzt waren besonders Handwerker und Kaufleute willkommen. Verschiedene Ansiedlungen entstanden, von denen in der Walachei besonders Bukarest sich glücklich bis zur Gegenwart entwickelte. Ebenso weisen aber auch andere Orte Deutsche auf. So in der Walachei noch Craiova, Caracal, Corabia, Turnu Severin, Campina, Braila mit Jakobsonstal u. a. In der Moldau wohnen Deutsche in Jassy, Galatz u. a. In allen diesen Orten haben sich zumeist deutsche Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, Ingenieure, Müller, Lehrer, Erzieherinnen und dergleichen niedergelassen. Der Aufschwung, den das aus der Vereinigung der Moldau und Walachei entstandene Rumänien unter der Herrschaft Karls von Hohenzollern-Sigmaringen seit 1866 nahm, förderte diese Einwanderung. Bäuerliche deutsche Ansiedlungen sind nur in der Dobrudscha (südlich der Donaumündung) möglich geworden. Dort siedelte sich seit 1846, besonders aber seit 1872 eine große Anzahl von deutschen Bauern an, die zumeist über Rußland, zum Teil aus Galizien herbeizogen. In dem völlig kulturlosen Lande haben diese Kolonisten eine Reihe von Dörfern gegründet; so Atmagea, Constanza u. a.

Die Gesamtzahl der heute in Rumänien wohnenden Deutschen beträgt 50 000.

Bulgarien, Serbien.

Auch nach Bulgarien kamen die sächsischen Bergleute. Die einst hier angesiedelten sächsischen Bergleute sind allmählich bulgarisiert worden.

So sehen wir, daß in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters bis tief ins Innere der Balkanhalbinsel Deutsche wohnten. Ihrer Arbeit ist vor allem

die Ausnützung der Bergschätze zuzuschreiben. Daneben rodeten sie Wälder, bis ihnen das weitere Roden durch das Gesetz Dujans von 1549 untersagt wurde. Sie haben zum großen Teil auch jene Städte mit ihren Kirchen und den sie schützenden Burgen erbaut. Unzweifelhaft kamen diese Ansiedler über Ungarn und Siebenbürgen. Sie erfreuten sich, wie die mittelalterlichen Deutschsiedlungen in anderen Ländern, ihres eigenen Rechts und ihrer Gerichtsbarkeit, als deren Leiter der Richter oder Graf erscheinen. Auf sie gehen noch heute viele technische Ausdrücke des Bergbaues und Hüttenbetriebes zurück.

Die Blüte dieser Siedlungen ist schon frühzeitig durch Kämpfe zerstört worden. Als nach dem ersten siegreichen Türkenkriege unter Karl VI., dessen herrlichste Waffentat die im Prinz-Eugenlied besungene Eroberung Belgrads war, der nördliche Teil Serbiens in den Besitz Österreichs gelangte (1718), wurde sofort wieder mit der Ausbeute der Erzlager bei Rudnik begonnen. Ja es schien, daß damals reiches deutsches Leben in diesem Lande für die Dauer Fuß fassen sollte. Zur Sicherung des Besitzes wurde nach der damals feststehenden gefunden Politik sofort zur deutschen Ansiedlung geschritten. An deutschen Handwerkern und Kaufleuten fehlte es nicht, weil schon nach der Wiedereroberung Ofens durch die deutschen Heere (1686) viele Deutsche nach Ungarn kamen. Schon damals hatten die deutschen Bürger nach ihrer Gewohnheit einen Stadtrichter (Friedrich Stadler) und sechs Viertelmeister über die einzelnen Stadtteile gesetzt. Der Stadtrichter entwarf sofort eine Denkschrift über die Einrichtung der Stadt nach deutschem Muster. Diese Vorschläge bildeten die Grundlage der in den folgenden Jahren über die Einrichtung der „Deutschenstadt“ gepflogenen Verhandlungen, bei denen auch die Belgrader Bürgerschaft um ihre Meinung gefragt wurde. Schließlich erging am 18. Februar 1724 ein kaiserlicher Erlaß, der die gewünschte Stadtordnung für Belgrad enthielt. Dieses Schriftstück ist ein höchst interessantes Denkmal. Vor allem geht aus demselben klar hervor, daß es die Absicht der Regierung war, nach dem Muster der Deutschansiedlungen in Ungarn und Siebenbürgen auch in Belgrad ein deutsches Gemeinwesen zu schaffen. „Da diese Stadt,“ so heißt es im kaiserlichen Erlasse, „den Namen Deutschenstadt zu führen habe, so sollten in ihr keine anderen als Deutsche, und zwar lediglich der römisch-katholischen Religion zugetane Personen“ unter die Bürgerschaft aufgenommen werden. Die Serben sollten ihre „abgesonderte Kommunität“ erhalten und ihre Zahl beschränkt werden, „da es des Kaisers Absicht sei und es dabei unveränderlich zu bleiben habe, daß allda zu Belgrad als äußersten Grenzort und Vormauer der ganzen Christenheit die deutsche Nation allezeit die prinzipalste zu sein habe“. Die „Deutschenstadt“ erhielt dieselbe Einrichtung, wie sie andere deutsche Städte damals besaßen. Seit der Bewilligung der Stadtordnung entwickelte sich Belgrad rasch zu einem deutschen Orte. Eine Häuserzählung von 1728 ergibt, daß der Ort damals ganz deutsch war. Es schien, daß jenseits der Donau ein ähnliches, deutsches Kulturgebiet entstehen würde, wie sie das benachbarte Ungarn aufwies; Belgrad schien wie Temesvar im Banat eine starke deutsche Festung werden zu sollen. Aber es kam anders. Der unglückliche, zweite Türkenkrieg, den Karl VI. gegen Ende seiner Regierung führte, zwang ihn, Belgrad aufzugeben (1739). Die Stadt kam wieder unter türkische Herrschaft, und damit erfolgte auch der Niedergang der Deutschenstadt. 50 Jahre später hat der greise Laudon Belgrad und einen Teil Serbiens wieder eingenommen. Doch Kaiser Leopold gab im Frieden von Sistowa 1791 diese Eroberung an die Türkei

zurück, von der es später an die Serben abgetreten wurde. Belgrad ist ein Schulbeispiel dafür, wie aufblühende deutsche Ansiedlungsorte dem Verfall preisgegeben werden, wenn sie aus der westeuropäischen Kulturgemeinschaft treten.

Erst nach einem Jahrhundert wurde auf der Balkanhalbinsel wieder mit deutscher Kolonisation begonnen. Die ersten uns bekannten Ansiedler fanden sich in Serbien ein.

Der serbische Fürst Milosch war bestrebt, sein Volk zu heben und seine Befreiung von der Türkenherrschaft anzubahnen. Um die Kultur wieder zu fördern, veranlaßte er den sächsischen Oberberghauptmann Herder, der 1835 das Land geologisch untersuchte, seine Landsleute zur Einwanderung nach Serbien zu bewegen. Vier Jahre später kamen tatsächlich zwanzig Familien nach Belgrad. Die unerhörte Billigkeit der Lebensmittel und besonders des Weines verleitete die Ankömmlinge zu Unmäßigkeit, die im ungewohnten Klima vielen das Leben kostete. Zugewanderte Handwerksburschen aus Deutschland und Österreich-Ungarn verstärkten wieder die Kolonie. Ihnen schlossen sich besonders Einwanderer aus den benachbarten deutschen Ansiedlungen Ungarns und Slawoniens an. Später kamen auch Kaufleute, Industrielle, Techniker, Geistliche und Lehrer ins Land. Schon 1854 bildete sich in Belgrad eine evangelische Gemeinde, die sich, von Deutschland unterstützt, gut entwickelt hat, jedoch auch undeutsche Mitglieder aufnahm. Weit größer war die Zahl der katholischen Deutschen in Belgrad. Außerhalb Belgrads wohnten vor dem Kriege Deutsche in kleinerer Zahl auch in Schabaz, Maidanpek, Kragujevaz und Nisch. Zusammen dürften vor dem Kriege etwa 8000 Deutsche in Serbien gelebt haben.

Kurze Zeit nach der Begründung der neuen deutschen Kolonie in Belgrad begann 1846 die Einwanderung in die damals noch türkische Dobrudscha.

In Bulgarien fanden sich Deutsche, wie es scheint, in bemerkbarer Zahl erst ein, nachdem das Land nach dem russisch-türkischen Krieg ein selbständiges, wenn auch der Pforte tributpflichtiges Fürstentum geworden war. Der 1879 zum Fürsten gewählte deutsche Prinz Alexander von Battenberg berief deutsche Handwerker, Kaufleute und Beamte. Ebenso ließ er aus Württemberg einen Hofprediger, D. Koch, kommen, der die Deutschen um sich sammelte. Allmählich kamen weitere Deutsche nach Bulgarien; dazu trug der Bau der Orientbahn bei, ferner die deutschen Industrie- und Bankunternehmungen, die in Bulgarien arbeiten. Aber auch deutsche Bauern fanden sich ein, wahrscheinlich zumeist aus Ungarn. Im Jahre 1886 bildeten hundert Personen die „deutsch-evangelische Gemeinde in Sofia¹⁾“, denen die bulgarische Regierung eine, von dem inzwischen abgedankten Fürsten Alexander erbaute Kapelle überließ. Doch gibt es in Sofia auch viele katholische Deutsche. Deutsche wohnen ferner in Rustschuck, Otanza (südöstlich von Rustschuck), Widdin, Silistria, Varna, Endje bei Schumla, um Plewna und in Philippopel. Die Gesamtzahl der Deutschen dürfte 4000 betragen.

Kaindl, „Die Deutschen in Ost-Europa“.

¹⁾ Die deutsche Schule hat jetzt 300 Kinder in einem neuen, schönen, 1911 erbauten Schulhaus. Außerdem gibt es deutsche Schulen in Philippopel und Rustschuck.

3. Aus deutschem Hause, deutscher Schule und deutscher Geselligkeit in Rumäniens Hauptstadt.

Wenn wir in dem Fabrikgrundstück in der Vorstadt deutschen Besuch bekamen, da atmete dieser gewöhnlich erleichtert auf, denn der weite Weg in die Vorstadt hinaus war nicht gerade genutzreich. Selbst wenn jemand im Wagen herauskam — und die Bukarester Wagen mit den flotten Pferden, geleitet von den russischen Kutschern in langem, schwarzen Samtmantel, der von einer bunten Schärpe umgürtet ist, fahren vorzüglich —, selbst dann war man froh, die Dünste und den Staub der ärmlichen Vorstadt einmal hinter sich zu haben. Ganz anders aber gestaltete sich die Reise nach der Fabrik für einen Minderbemittelten, der die Straßenbahn benutzen mußte: Pferdebahn, im Sommer die allgemein beliebten offenen, im Winter greuliche geschlossene Wagen, in denen es besonders in der langen Fastenzeit vor Ostern wegen des Knoblauchdunstes und anderer lieblichen Gerüche kaum auszuhalten war. Und Geduld mußte man haben. Zwar liefen die Pferde schnell, aber wer aus dem Viertel kam, in dem die evangelische Kirche und die Schule lagen, mußte den Theaterhügel mit in Kauf nehmen, eine der wenigen Erhebungen in der sonst ganz ebenen Stadt. Da gab's Vorspann, und in rasendem Galopp mußte es den „Berg“ hinauf gehen — kein Wunder, daß da manch Pferdchen stürzte.

Da es auf der ganzen Strecke nur wenige festbestimmte Haltestellen gab, hielt der Führer für jeden einzelnen an, der ihm winkte. Dann wieder wartete man endlos an einer Weiche, und stieg man am Endpunkt aus, dehnte sich noch $\frac{1}{4}$ Stunde sehr staubiger Landstraße vor einem. Wer nicht schon länger ortsansässig war, konnte sich ja an den buntesten, lustigsten Bildern rumänischen Volkslebens erfreuen, aber den von zu grellem Sonnenlicht geblendeten Augen tat dann doch der Schatten der Weidenallee recht wohl, die zur Seifenfabrik, die etwas abseits der Straße lag, hinführte. „Eine Oase“ — „eine stille grüne Insel“ nannten die meisten das, was nun kam. Deutscher Fleiß und deutsche Ordnungsliebe hatten es in wenigen Jahren aus dem öden Stück Land, das es erst war, dazu gemacht. In diesem kleinen, grünen Paradies durfte ich meine Kindheit verleben, von deutschen Eltern erzogen auf einem Stück deutschen Landes mitten in der Fremde. Rumänisch sprechen lernten wir Kinder erst in der Schule, und auch da nur sehr langsam und nie vollständig geläufig. Das lag wohl daran, daß wir keine rumänischen Dienstmoten zu Hause hatten — eine treue Erzgebirgerin war 17 Jahre lang bei uns — und daß die Eltern keinerlei Verkehr mit rumänischen Familien pflegten. Sie wurden darob in der Stadt von manchen gleichgestellten Volksgenossen wohl etwas verwundert angesehen, aber es ist ihnen nur dadurch gelungen, die Familie vor fremder Beeinflussung, die in diesem Falle nur verflachend sein konnte, zu bewahren. Es mag besonders starke Naturen geben, die sich durch nichts von ihrem Volkstum abbringen lassen, aber unter den Deutschen sind sie selten, und wo Kinder im Hause sind, wiegt fremde Sitte und fremdes Tun doppelt schwer, und ich bin unendlich dankbar, daß sie von uns ferngehalten worden sind. An manchen Bekannten haben wir's beobachtet, wie das Fremde immer mehr und mehr bei ihnen Einlaß fand. Zunächst ändert es äußere Gebräuche — man macht rumänische Ostersitten mit oder richtet andere Familienfeste mit fremdem Beigeschmack aus — Kinder bekommen rumänische

Namen — vielleicht einem Paten zuliebe, und unmerklich schleichen sich dann rumänische Brocken in die Sprache ein — schließlich entfernt man sich immer weiter vom Deutschtum, und wer weiß, ob da alle deutschen Charaktereigenschaften, auf die man doch stolz war, unberührt bleiben.

Ein sicherer Hort des Deutschtums war und ist besonders auch jetzt die Schule der evangelischen Gemeinde. Die Anstalt ist ja die größte deutsche Auslandsschule überhaupt und gliedert sich in Kindergarten, einfache Volksschule mit sechsjährigem Lehrgang für Mädchen, höhere zehnklassige Mädchenschule, vierklassige Knabenelementarschule, Real- und Oberrealschule, dazu noch Handelsschulen für Knaben und Mädchen. In die letzten fünfzehn Jahre fällt die bedeutendste Entwicklungszeit der Schulen; das kann wohl auch ein Beweistück sein für die zunehmende Kraft des Deutschtums in Bukarest. Straffe Zucht, gepaart mit wohlwollender Berücksichtigung der einzelnen, herrscht in all den verschiedenen Schulanstalten. Es wäre auch gar nicht möglich, all den verschiedenen Elementen, die da zusammenkommen, anders gerecht zu werden. In meiner Klasse waren einstmals — im Jahre 1898 — außer 2 Reichsdeutschen und einigen Österreicherinnen und Siebenbürgerinnen 1 Belgierin, 1 Serbin, 2 Bulgarinnen, 1 Armenierin und einige Rumäninnen und Jüdinnen. Doch habe ich mich — nachdem das erste Heimweh des Internatslebens überwunden war — zuerst unter der Obhut der Kaiserswerther Diakonissinnen, und nachdem diese 1896 vom Mutterhause wieder abberufen worden waren, unter Lehrerinnen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands und der österreichisch-ungarischen Monarchie recht wohl gefühlt. Ich möchte beinahe sagen, wir Kinder bekamen dort eine viel reichhaltigere deutsche Bildung, als die Heimatschulen sie gewähren können, eben weil uns Menschen aus so verschiedenen Volksstämmen beeinflussten.

Zu nationalen Erlebnissen wurden uns Kindern alle Jahre das Fest zu Kaisers Geburtstag und die allgemeine Feier am Ende des Schuljahres, Anfang Juli. Gleich nach Weihnachten begann immer das Einüben vaterländischer Gesänge; am 27. Januar trugen dann alle Gebäude der Schulanstalten Fahnen schmuck, im Internat waren die Wohnräume mit deutschen Fähnchen und Tannengirlanden geschmückt (vom Weihnachtsfeste her, das in Kirche und Schule mit großen Lichterbäumen gefeiert wurde, war stets das nötige Grün noch vorhanden), und die obersten Klassen der Knaben- und Mädchenschulen versammelten sich in der geräumigen Aula in dem Gebäude, das der Kirche am nächsten liegt. Da stand in ragendem Lorbeer die Kaiserbüste, Herren des Schulvorstandes erschienen, und erwartungsvolle Stille empfing den deutschen Gesandten mit den bunt uniformierten Herren seiner Begleitung. Kindergesänge und Gedichtvorträge umrahmten die stets eindrucksvolle Rede des Schulleiters, und nach der Schule begab sich alles in die Kirche zum Festgottesdienst, bei dem der ganze Altarraum von den diplomatischen Vertretern der verschiedenen Mächte besetzt war, die nach der von allen stehend gesungenen Kaiserhymne, zu der Orgel- und Posaumentöne die Halle mächtig durchbrausten, dem deutschen Gesandten als Stellvertreter des Kaisers ihre Glückwünsche darbrachten.

Das Höttschfest am Schulschluß vereinigte jedesmal groß und klein aller Schulen. Hinaus ging's auf ein großes Wiesengrundstück außerhalb der Stadt. War das ein Zug! Alle Klassen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen marschierten des Morgens zwischen 8 und 9 Uhr durch die Hauptstraße der Stadt, die Calea Victoriei — Siegestraße —, ein Siegeszug des Deutschtums mitten in der

fremden Hauptstadt. Voran der Direktor und Herren des Vorstandes, große Schüler mit den Gemeinde- und Schulfahnen, dann eine rumänische Militärkapelle, die deutsche Marschlieder spielte, und danach der schier endlose Zug der 1800 Schulkinder, immer vier und vier, die Knaben mit Fahnen, die Mädchen mit Bändern und Blumen geschmückt. Bewundernd, vielleicht auch ein wenig neidisch, schaute mancher Rumäne dem Zuge nach, dessen gewaltige Wirkung ich allerdings erst als Erwachsene richtig gefühlt habe. Als Kind freute ich mich zu sehr auf die Spiele im Freien, bei denen es auch stets Gewinne abwarf, die dieser oder jener Vater für die Allgemeinheit gestiftet hatte.

Den Schluß des Tages bildete immer ein Wettklettern der Knaben und eine Ansprache des Schulleiters, der des Stifters der Schule gedachte und allen Teilnehmern zu den langen Sommerferien, die ja von vielen in der Heimat verbracht wurden, Glück wünschte.

Während der Jahre 1908—10, die ich nach meiner Ausbildung in Deutschland als Lehrerin in Bukarest verbrachte, erfuhr ich auch mancherlei über das deutsche Schulwesen in anderen Ortschaften Rumäniens. Jeder Frühling brachte Zusammenkünfte und gemeinsame Beratungen der Lehrkräfte deutscher Schulen aus allen Gegenden des Landes. Die zweitgrößte und wichtigste deutsch-evangelische Schule der Provinz befindet sich in der Donaustadt Galaş. Sie zählte 1912 nach einem Berichte des Leiters 318 Kinder und gliedert sich in einen Kindergarten, eine sechsstufige Knaben- und eine zehnstufige Mädchenschule, wozu noch Abendkurse für junge Kaufleute und ältere Enzeal- und Handelschüler kommen. Seit 1910 verfügt die Anstalt dank der reichen Spende eines hochherzigen, deutschen Industriellen über ein schönes, neues Schulgebäude. Ein solches wurde in den letzten Jahren auch in Câmpina, der Stadt der Petroleumquellen am Fuße der Karpathen, errichtet. Mehr als hundert Schüler finden sich noch in den deutschen Schulen zu Constanza, dem Hasen am Schwarzen Meer, in Ploješti, Craiowa und Braila. In Jassy, der Hauptstadt der Moldau, Turn-Severin, Rimnic-Vâlcea, Piteşti unterhalten die Deutschen kleinere Schulen, ebenso sind von einigen Fabriken und Holzverwertungsgesellschaften in abgelegenen Ortschaften eine Reihe von kleinsten deutschen Schulen für die Kinder der Beamten eingerichtet worden. Der geistige Mittelpunkt für all diese kleinen Unternehmungen ist natürlich die Landeshauptstadt, wo es in den deutschen Vereinen nie an Anregung aller Art fehlte.

Bereits als größeres Schulkind hatte ich Gelegenheit, an einigen Vortragsabenden, die in der deutschen Gesellschaft veranstaltet wurden, teilzunehmen. Ich entsinne mich deutlich des einen Abends, als Direktor Schmidt, der jetzt Geheimer Rat im Auswärtigen Amt zu Berlin ist, über „Das Evangelium der Arbeit“ sprach. Der große Saal der Liedertafel war voll besetzt, und alle lauschten aufmerksam den geistvollen Ausführungen des Redners, den am Schlusse reichlicher Beifall lohnte. Ich weiß nicht, ob ein solches Thema die Angehörigen einer andern Volksgemeinschaft so angelockt oder befriedigt hätte. Ja, es lebten starke deutsche Kräfte in Rumänien, ehe der Weltkrieg ausbrach. Ein Zeugnis hiervon ist auch der 1908 gegründete deutsche Volksbildungsverein für Rumänien, der durch die Anschaffung und Verbreitung einer reichen Bücherei und durch Vortragsabende viel Gutes gestiftet hat. Deutsche Vereine gibt es übrigens reichlich in Bukarest. Außer dem schon genannten, der ja der jüngste ist, bestehen noch der deutsche Turnverein, die Gesangsvereine „Liedertafel“ und

„Eintracht“, der siebenbürgische Verein „Transylvanien“ und die Vereinigung der Reichsdeutschen.

Am meisten von allen bot in den Jahren meines Aufenthalts in Rumänien die „Liedertafel“, die ziemlich in der Mitte der Stadt ein schönes, geräumiges, eigenes Heim mit großem Gesellschaftssaal besitzt. Da haben uns manchen Abend die Klänge deutscher Meister erfreut, wissenschaftliche und Theater-vorträge aller Art vereinten alle, die an deutschem Geistesleben Interesse hatten. Im Winter 1909 erlebten wir sogar eine aus eigenen Kräften gestellte Auf-führung von „Sigras Hochzeit“, die so gut gefiel, daß sie wiederholt werden mußte. Das war keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß fast alle Sänger und Musiker am Tage ihren Geschäften nachgingen und des Abends noch einen weiten und manchmal beschwerlichen Heimweg zurückzulegen hatten.

Habe ich bis jetzt nur Günstiges berichtet, so kommt das wohl daher, daß in der Erinnerung die hellen Punkte viel lebenskräftiger sind als die Schatten, die ja nirgends fehlen können. Und gewiß gibt es im Bukarester Gesellschafts-leben der Deutschen auch weniger Schönes und Ideales. Die Erscheinung des Spießbürgers, dem sein gutes Essen und Trinken, besonders das Bier, die Hauptsache ist, der dann in einer höchst unangenehmen Weise die Überlegenheit des Deutschen über das fremde Volk zur Schau zu tragen sucht, sie ist leider auch in Bukarest nichts Unbekanntes und schadet dem Ansehen des Deutsch-tums ungemein, während die gediegenen Unternehmungen, vor allem aber das Schulwesen, sich von Jahr zu Jahr immer mehr Anerkennung von ernst denkenden Rumänen erwerben. Nichts kann uns mehr nützen, als wenn diese deutschen Kulturquellen vom Reiche mit immer frischer Kraft in materieller wie ideeller Hinsicht gespeist werden.

Gabriele Bartsch, Dresden.

4. Die Schwaben in der Dobrudscha.

Gelegentlich eines Jagdausfluges, der längere Zeit währte, habe ich zum erstenmal die Schwabendörfer südlich von Konstanza kennen gelernt. Aber schon bevor die Donaubrücke bei Cernavoda gebaut war, habe ich die Dobrudscha (bis Konstanza) besucht. Den Norden der neuen rumänischen Provinz lernte ich von Galatz aus kennen.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen durch das Land hatte ich die „Schwa-ben“ in mein Herz geschlossen. Ich sah, wie sie, fern der deutschen Kultur, Mangel litten im Verkehr mit deutschem Wesen und wie besonders ihr Schul-unterricht darniederlag. Aus eigenen Mitteln, durch Zuwendungen von Freun-den, endlich durch eine ansehnliche Spende der damaligen deutschen Buchhand-lung C. Müller & Storck (Bukarest) machte ich mehrere große Ballen zusammen, die mit Tafeln, allerhand Schreibzeug, Lieder-, Märchen- und Gesangbüchern und Kalendern gefüllt waren. Da waren die Grimmschen und Hauff'schen Märchen dabei und „Tausend und eine Nacht“. Aber auch rumänische Bücher hatte ich eingepackt, ja auch zwei türkische Sprachlehren. Schillers Werke, Darstellungen aus Deutschlands Geschichte waren natürlich auch nicht vergessen.

Und da ich den großen Baumangel der Dobrudscha kannte, so versuchte ich ihm — wenigstens für einige Schwabendörfer — dadurch abzuhelpen, daß ich mir aus Erfurt eine gehörige Menge Akazien-(Robinia-)Samen kommen ließ — auch Essigbaum — und weiße Maulbeere wurde dazugepackt. Außerdem

nahm ich eine gehörige Menge von passendem Blumen- und Gemüsesamen (Melonen, Gurken) mit.

So ausgerüstet langte ich nochmals bei meinen Schwaben (südlich von Konstanz) an und verteilte meine Schätze.

Zu meinem Bedauern erfuhr ich nachher, daß der Prediger Wagner aus religiösen Bedenken alle nicht streng kirchlichen Druckwerke einzog — selbst die Grimmschen Märchen — und den Bauern nur die Schreibrequisiten und die paar Gesangbücher überließ. Selbst die Bibeln sollen ihm verdächtig gewesen sein, offenbar weil er zur sabbatänischen Sekte in Beziehungen stand.

Die Zahl der Schwaben in der Dobrudscha (im alten und neuen Teil) kann zu 6—7000 Seelen angenommen werden. Zu zwei Drittel sind sie evangelisch, zu einem Drittel römisch-katholisch.

Im Norden der Provinz sprechen sie durchschnittlich Plattdeutsch, im Süden Schwäbisch, sie stammen dort von Westpreußen, Pommern und Posen, hier aus der Pfalz, aus dem Elsaß, aus Baden und Württemberg. Die wenigsten jetzt noch lebenden Schwaben sind in Deutschland geboren. Die ersten Ansiedler kamen anfangs der 40er Jahre aus Südrußland, wo sich schon ihre Vorfahren unter der Kaiserin Katharina und Alexander I. niedergelassen hatten. Ihr Anführer war Adam Kühn, „Vater Kühn“, geboren in Deichholländer bei Gnesen im Jahre 1807.

Viel Ungemach hatten die deutschen Kolonisten zu erdulden, als sich in der Nähe Tscherkessen aus dem Kaukasus ansiedelten. Von diesen wurden sie oft so gründlich ausgeplündert — das nackte Leben wurde ihnen zwar meistens gelassen —, daß ein großer Teil der deutschen Bauern sich wiederum auf die Wanderschaft begab, freilich aber nicht lange darauf ganz verarmt zurückkehrte.

Endlich brachen mit der Eiverleibung der Dobrudscha an Rumänien (1878) ruhige Zeiten an. Die Tscherkessen zogen ab, vorher aber, am 23. Juni 1877, nahmen sie noch eine Generalplünderung vor, bekannt unter dem Namen „der Hammer“, so daß den Kolonisten fast nur das nackte Leben blieb. Selbst die Kirche wurde diesmal erbrochen und ausgeplündert.

Im Jahre 1912 wurde auch den Schwaben der Dobrudscha das rumänische Bürgerrecht verliehen, das ihnen — und gerade nur ihnen — lange genug ungerechterweise vorenthalten geblieben war. Nun können sie sich der friedlichen Arbeit auf ihrem Acker ungestört hingeben; manche haben es schon zu erfreulichem Wohlstand gebracht.

Diese Änderung der politischen Lage hat aber auch eine unangenehme Folge gehabt. Die Schwaben sind nun — mit wenigen Ausnahmen — rumänische Staatsbürger geworden. Dem rumänischen Nationalstaat liegt aber daran, rumänische Schulen im Lande zu haben und nicht den deutschen Unterricht zu fördern. Die deutsche Gemeindeschule verlor mit einem Male ihre frühere Bedeutung, und die Staatschule belegte jetzt — auch äußerlich sichtbar — die deutschen Schulhäuser einfach mit Beschlag, so daß sich z. B. die Atmageaer — neben dem in den 70er Jahren erbauten — ein neues kleines Schulhaus schaffen mußten. Auch wurde der rumänische Unterricht anfänglich sogar im Bettsaal der Gemeinde erteilt, bis die Leute endlich die weitere Hergabe desselben verweigerten. Allmählich entstanden in den Dörfern staatliche Schulgebäude, und man hat sich an den meisten Orten dahin verständigt, daß auch

der deutsche Unterricht in den Räumen der Staatschule zu bestimmten, von der rumänischen Schulbehörde festgesetzten Stunden stattzufinden habe. In den meisten Schulen beschränkt sich der deutsche Unterricht auf zwei Stunden täglich, je eine auf die obere und untere Abteilung, so daß also in den Siedlungen nur eine Stunde deutscher Unterricht pro Tag entfällt, und wir haben in der ganzen Dobrudscha etwa 656 deutsche Schulkinder.

Es läßt sich denken, wie wenig in einer einzigen Stunde geleistet werden kann, und wäre der Lehrer selbst ein Pestalozzi. Eine Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden zu erreichen, ist unmöglich gewesen. Die Unterrichtsbehörde hat sich unzugänglich erwiesen. Ein solcher Unterricht aber kann nicht viel mehr leisten, als den Kindern notdürftig Deutsch lesen und schreiben und ein wenig biblische Geschichte und Katechismus beizubringen. Man muß deshalb noch an andere Einrichtungen denken, um den deutschen Unterrichtsstoff zu vermehren; Sonntagschulen, Fortbildungsunterricht, sonntägliche Christenlehre, an der die Konfirmierten noch zwei Jahre lang teilnehmen müßten, u. dgl.

Der Kampf um die Erhaltung des Deutschtums wird kein leichter sein, da die rumänische Behörde in den meisten schwäbischen Dörfern auch Kleinkinderschulen errichtet hat. Die Folge davon beginnt sich schon zu zeigen. Unter sich, bei ihren Spielen, fangen die Kinder schon an, Rumänisch zu sprechen, und auf der Straße begegnet man schon oft ihrem Gruß in rumänischer Sprache.

Die Mitteilungen, die der veränderten Lage der jüngsten Zeit angehören, verdanke ich dem ehemaligen Pfarrer Feist in Atmagea, also einem Augenzeugen. Sie sind geeignet, einige Befürchtungen bezüglich des weiteren Bestandes des Deutschtums wachzurufen. Aber ich hoffe, daß meine Erfahrungen von einigem Wert sind, die mir sagen, daß die Schwaben der Dobrudscha wohl aus demselben Holz geschnitten sind, wie z. B. die Siebenbürger Sachsen, also mit derselben Zähigkeit an ihrem Deutschtum festhalten werden, und daß die Gefahr der Rumänisierung aus dem Grunde verhältnismäßig gering bleibt, weil in der Umgebung der Schwaben nicht Rumänen, sondern nogaische Tataren (Türken) hausen. Zu mehr als zur — an sich ganz erwünschten — Erlernung der rumänischen Staatssprache dürfte es also nicht kommen.

In der Weltabgeschiedenheit der Dobrudscha, hineingestellt zwischen stockfremde Völkerschaften, hat die Schwaben eine Neigung zum Sektenwesen überkommen. Sumal da ihnen eine andere als die religiöse Lektüre (Bibel, Katechismen) auch kaum zur Verfügung stand. So haben wir denn unter ihnen Sabbataner, Adventisten und Wiedertäufer. Die Sabbataner verschmähen den Wein, den Tabak und das Schweinefleisch. Ihr Festtag ist der Samstag. Das Alte Testament steht bei ihnen in bei weit höherem Ansehen als das Neue. Die Anabaptisten nehmen die feierliche Taufe im See von Mangalia vor. Die adventistische Bewegung hat auch hier schon, im Königreich, begonnen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Man kann sich keine fleißigere, flinkere und treuere Dienstmagd denken als eine Sabbatanerin. Aber wehe der Hausfrau am Samstag. Da rührt die Sabbatanerin keinen Finger, was in einem Haushalt gewiß kein Vergnügen ist.

Die Schwaben sind die fortgeschrittensten Ackerbauer in der Dobrudscha. Neuester Zeit haben sie angefangen, allerhand verbesserte Pflüge, Mäh- und Dreschmaschinen einzuführen, namentlich seit der Gründung einer Agrarbank; doch hat die tatarische Steinwalze, die von 6—8 Pferden auf dem ausgebreiteten Getreide im Kreise — humpel, humpel — herumgezogen wird, noch in den

meisten Dörfern ihre Herrschaft behauptet. Es ist ganz interessant, den Leuten dabei zuzusehen. Die Männer tragen mit Vorliebe Stiefel, die bis zum Knie reichen, weite schreiend-rote Hemden und breite russische Mützen. In den mond- hellen Nächten wird ohne Unterbrechung durchgearbeitet. Dabei erklingen eigentümlich getragene — fast kirchlich anmutende — Gesänge, und die ganze Nacht hindurch kommt die Zugharmonika nicht zur Ruhe, die oft mit anerkennenswerter Geläufigkeit gespielt wird.

Angebaut wird mit Vorliebe Gerste, Weizen, Mais, Leinsamen und Raps. Die besten Pferde und das solideste Fuhrwerk besitzen unstreitig die Schwaben.

Ihre Dörfer sind schon von weitem zu erkennen. Die Straßen sind breit und gerade, oft mit Bäumen (Akazien) bepflanzt. Die Häuser sind aus großen lufttrockenen Ziegeln, aber auch aus Bruchsteinen errichtet. Das hohe Dach ist mit Stroh, Schilf, Schindeln oder Blech gedeckt. Glasfenster sind allgemein gebräuchlich. Die Höfe sind überall geräumig. Stallungen, Backöfen, Speicher und sonstige Vorratsräume sind genügend vorhanden. Der Haus- und Gemüse- garten fehlt wohl nirgends.

Die Häuser, auch ihre Dächer, selbst die Planken und Mauern der Umfriedigung sind, nach russischem Geschmack, häufig ultramarinblau (seltener grün) angestrichen. Nahe am Dorfsende ist gewöhnlich eine weitläufige Tier- tränke hergerichtet, wie sie auch schon bei den tierfreundlichen Türken beliebt war, nur ist alles größer und solider ausgefallen. Auch Ziehbrunnen gibt es, anständig mit Schwungrad und mit zwei Eimern.

Wie ganz anders sieht doch ein Tatarendorf aus! Man glaubt anfangs, wenn überhaupt etwas, so doch sicherlich eine Tierkolonie vor sich zu haben, so eine Art nahe aneinander gerückter Biber- oder Termitenbaue; unordentliche, schwarze, flache Hügel, höher oder niedriger aus der Erde hervorragend, hin und wieder eine größere oder kleinere Öffnung — Türe oder Fenster. Die Fenster sind aber nicht verglast, sondern mit gefettetem Papier oder mit geschabtem Tiermagen (burduhan) verklebt. Hier und da ragt ein halbmans- hoher Kegel (Rauchfang) hervor. Die verfallenen, höchst dürftigen Rutenzäune — wenn überhaupt welche vorhanden — und die Außenseite sowie die Dächer der Erdhütten, denn solche haben wir in der Regel vor uns, bieten einen anfangs ganz rätselhaften Anblick, den man sich gar nicht erklären kann. Alles sieht wie mit dachziegelgroßen, graubraunen Schuppen bedeckt aus. Unbegreiflich. Diese scheinbaren Schuppen sind aber in der Nähe der Wohnung auch in kleinen Hügeln aufgestapelt. Solche Schuppen und Haufen sind all- überall auf dem Balkon in den Bauernhöfen anzutreffen, selbst in Rumänien in nächster Nähe von Bukarest habe ich sie, hier und da, beobachtet. Diese Schuppen oder Fladen bestehen aus an der Sonne getrocknetem Büffel-, Pferde- und Kamelmist. In der Dobrudscha werden von den Tataren auch noch Kamele gehalten. Die Fladen, türkisch tezik genannt, sind das Brennmaterial der türkischen Bevölkerung. Man kann sich denken, welches „Aroma“ die Speisen annehmen, die über einer solchen träge schwelenden, halberstorben-glofenden, raucherstickten Herdstelle bereitet wurden.

Das Klima der Dobrudscha hat schon dem verbannten Dichter Ovid nicht allzusehr behagt. Jahraus, jahrein sturmdurchbraust, im Winter starke Fröste und reicher Schneefall, im Sommer tropische Hitze, vom September bis tief in den April häufige, dichte Nebel — das sind die Annehmlichkeiten der neuen

Provinz. Im Norden und im Süden, namentlich in der Neu-Dobrudscha, gibt es ausgedehnte Eichen-, Linden-, Ahorn- und Eschenwälder. Der sogenannte Deliorman (tatarisch der verrückte Wald) in der neu erworbenen bulgarischen Dobrudscha hat ja einen alten Ruf.

Naturhistorisch gehört die Dobrudscha zu den interessantesten Gegenden Europas. Sie beherbergt noch zahllose große Raubvögel (Adler und Geier), Flamingos, drei Arten Schildkröten, ungewöhnlich große Schlangen, überaus interessante seltene Käfer und Schmetterlinge. So klein die Dobrudscha ist, so besitzt sie doch selbst Säugetiere, die ihr eigentümlich sind und die nur dort vorkommen, z. B. einen kleinen Hamster, eine Blindwühle (Spalat), einen kleinen Marder, der den Namen seines Entdeckers *Mustella Dombrowski* trägt, einige Mäuse und eine Fledermaus. Vielleicht gehört sogar ein Nerz (Sumpfsotter) hierher.

Nicht minder eigenartig ist die Flora.

Heute, nach weit mehr als tausend Jahren, ertönt der deutsche Laut noch immer in der Dobrudscha, auch bei der kirchlichen Feier.

Hoffen wir, daß er niemals ersterben wird: zur Ehre des deutschen Namens und auch anderen Völkern zum Heil!

Emil Fischer, „Von der Heide“, 1915.

5. Deutsche Schularbeit im Orient.

Ein schlichtes Denkmal, eine einfache Marmortafel mit kurzer Inschrift, meldet an der Schwelle zum Orient von der Tätigkeit eines deutschen Kaisers im Morgenlande. Es zielt eine Wand der Aula in der großen, deutschen Schule, die in dem Europäerviertel Konstantinopels gelegen ist, und enthält nur die Worte: Zur Erinnerung an den Besuch Ihrer Majestäten Kaiser Wilhelms II. und der Kaiserin Auguste Viktoria am 18. Oktober 1898.

Hätte das deutsche Kaiserpaar in dem genannten Jahre nur ein Werk der deutschen Kirchenbaukunst, die Erlöserkirche zu Jerusalem, seiner Bestimmung übergeben wollen, würde seine Reise von Bedeutung gewesen sein. Indessen erfuhr damals die gesamte deutsche Arbeit, die bereits in großem Umfange an den verschiedensten Punkten des Morgenlandes geleistet worden, durch das kaiserliche Auge ihre Besichtigung, ihre Prüfung und Belobigung. Zunächst in der Hauptstadt des osmanischen Reiches, in Konstantinopel. Der erste Besuch galt noch am Tage der Ankunft der deutschen Schule, die in jeder Beziehung als ein Werk deutschen Gemeinsinnes und deutschen Geistes anzusehen war. Kaum hatte im Jahre 1894 ein über alle menschliche Begriffe fürchtbares Erdbeben die alte, deutsche Schule in ihren Grundfesten erschüttert, als man an den Bau einer neuen würdigeren Unterrichtsanstalt ging. Eine für diesen Zweck in Deutschland veranstaltete Sammlung, an deren Spitze sich der Kaiser selber stellte, ergab über 90 000 M.; das übrige Geld in Höhe von 310 000 M. wurde von zwei Männern der deutschen Kolonie zu Konstantinopel der Schulgemeinde zur Verfügung gestellt. Davon wurde ein stolzes Gebäude, von dem man zum schönen Bosphorus hinabschaut, errichtet. Gerade ein Jahr vor dem Kaiserbesuch war es eingeweiht worden. Die Pläne für die Schule waren in Berlin ausgearbeitet, deutsche Ingenieure hatten den Bau ausgeführt. Die dann von deutschen Lehrern und Lehrerinnen geleistete Arbeit kam über

600 Kindern zugute, die nicht alle deutscher Abstammung und Reichsangehörigkeit waren. Wie sehr indessen auch die anderen Völkern angehörigen Kinder, Griechen, Armenier, Türken, Franzosen, Italiener, Engländer, Bulgaren, Rumänen, Perser usw., die deutsche Sprache gelernt und deutschen Geist in sich aufgenommen hatten, zeigte sich in dem Gesang der von einem deutschen Musikdirektor geleiteten Chorklassen, zu denen die höhere Mädchenschule weitaus die meisten Sängerinnen gestellt hatte. Der zu seinen Ohren dringende Gesang der Volkslieder entzückte Kaiser Wilhelm so, daß er vier Tage darauf, am Geburtstag der Kaiserin, dieser durch die Chorklassen eine musikalische Huldigung als Morgenständchen im Parke der deutschen Botschaft zu Therapia darbringen ließ. Dort war es auch, wo der Kaiser der Knabenrealschule, die sich inzwischen zu einer Oberrealschule zu entwickeln begonnen hat, das Recht verlieh, Zeugnisse auszustellen, die ihre Inhaber zur Ableistung des einjährig-freiwilligen Dienstes im deutschen Reichsheere berechtigen. Damit war zum ersten Male eine deutsche Auslandsschule den berechtigten Anstalten der Heimat gleichgestellt worden.

Werden so in der Hauptschule Konstantinopels deutsche wie fremde Kinder in der Muttersprache der ersteren und in deutscher Sitte erzogen, so geschieht dies nicht minder in zwei kleineren Schulen ebenda, von denen die eine auf asiatischem Boden steht, in Haidar-Pascha nämlich, wo, wie wir sehen, auch die Anatolische Eisenbahn ihren Anfang nimmt, ferner auf asiatischem Boden in Eski-Schehr und Smyrna, eine Reihe von höheren und niederen Schulen in Palästina und Ägypten. Sie sind alle für unser Vaterland tätig, indem sie die Achtung vor deutscher Arbeitsamkeit und Gewissenhaftigkeit, vor deutschem Gehorsam und vor ehrenhafter Lebensführung vermehren. (Jerusalem und Kairo erteilten auch Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis.) Unter den 1400 Auslandsschulen in der Türkei befanden sich vor dem Kriege 600 französische, 500 englische und amerikanische, 200 italienische, während die pädagogische Großmacht Deutschland mit rund 25 Schulen vertreten ist. Was bedeuteten die 1800 Schüler der deutschen Schulen in Kairo und Alexandrien im Vergleich mit den 6900 italienischen, 7000 griechischen, 14 000 amerikanischen und 22 175 französischen Schülern? Diese wenigen deutschen Schulen haben während der letzten Jahre einen großen Andrang von Schülern zu verzeichnen. Nur einige Zahlen mögen das veranschaulichen: Oberrealschule in Konstantinopel von 600 auf 1000 Schüler, Haidar Pascha von 153 auf 300 (außerdem Schulkurse für Erwachsene von rund 600 Personen, darunter türkische Damen), deutsche Realschule in Bagdad 120 Schüler, Realschule in Aleppo von 44 auf 128.

Sie dienen aber nicht bloß dem Zwecke, den im Lande geborenen nicht-deutschen Kindern die Geheimnisse des deutschen Alphabets zu erschließen oder sie in der Lösung von Regeldetriaufgaben zu üben, sondern sie erhalten den deutschen Kindern die Muttersprache und Vatersitte, deren sie sonst vielleicht verlustig gehen würden. Denn sie wären genötigt, eine Schule des Landes zu besuchen, und mit dem Verlernen ihrer Muttersprache würden sie von dem großen Baume des deutschen Volkstums abgesplittert.

Wo kommen denn aber die vielen deutschen Kinder her, die schätzungsweise ungefähr ein Drittel aller deutschen Schulkinder im Orient ausmachen? So wird man wohl, immer noch einigermaßen verwundert über die deutsche Welt da draußen, fragen. Die meisten von ihnen sind im Auslande geboren und haben Eltern, die von Berufs oder von Amts wegen außerhalb des Reiches

ihren Lebensunterhalt erwerben. Von den drei kleinen Mädchen der neunten Klasse der Mädchenschule, die zu Konstantinopel 1898 der deutschen Kaiserin mit einem Gedichtsgruß einen Strauß überreichten, war nur eine in Deutschland selber, in Ostpreußen, geboren. Die zweite war in Madrid geboren und in Sofia aufgewachsen; die dritte gar hatte im persischen Teheran das Licht der Welt erblickt. Das konnte damals auch die gütige Kaiserin den drei blauäugigen Flachsköpfen nicht ansehen, und sie war daher aufs höchste verwundert, als sie hörte, was für weitgereiste Landsleute sie vor sich hatte. Von den Vätern jener deutschen Kinder aber gehört wohl die Hälfte zu den Vertretern unseres wirtschaftlichen Lebens, den Kaufleuten. Diese liegen zumeist dem sogenannten Kommissionshandel ob, d. h. sie vermitteln den Bezug von deutschen Waren auf Grund von Bestellungen, die nach Besichtigung von Mustern in ihren Geschäftsräumen aufgegeben worden sind. Daher verkauft ein solcher Handeltreibender für Geschäftshäuser in der Heimat ebensogut und gern Lokomotiven und Gewehre wie Strümpfe und Spielwaren. Einzelne große Geschäftshäuser haben sich auch die Ausfuhr von Erzeugnissen des Orients nach Deutschland zur Aufgabe gemacht und verfrachten darum nach Hamburg mit Hilfe der Deutschen Levantelinie das kostbare Rosenöl von den bulgarischen Abhängen des Balkan am Schipkapaß, Opium, orientalische Teppiche, Getreide und Tragant aus Kleinasien, Baumwolle aus Ägypten, Korinthen und Weine aus Griechenland, Mineralien, z. B. Mergel und Meerschäum, aus Kleinasien und von den griechischen Inseln des Archipels. Neben den Kaufleuten bilden die Hauptmasse der in der Levante lebenden Deutschen die Handwerker und die Männer des Gelehrtenstandes. Unter den ersteren finden wir Messerschmiede, Maurer und Töpfer, Tischler und Gärtner. Sultan Abdul Hamid II. hatte über seine zauberhaften Gartenanlagen in dem von ihm geschaffenen Schlosse Jildis, was Stern bedeutet, drei deutsche Gärtner gesetzt.

Nach Schwatlo in Korodi, Lesebuch für höhere Mädchenschulen.

6. Die deutsche Schule in Konstantinopel.

Wir wollen nach links in die schmale Querstraße einbiegen, die zum Bosphorus hinabführt und zwischen hohen Häusern einen schmalen Ausschnitt der tiefblauen Meerenge und der asiatischen Uferberge zeigt. Wenn wir diesem Wege ein paar hundert Schritte folgen, haben wir den Eingang zu der Deutschen Oberrealschule erreicht, deren stattlicher Bau rechtwinklig zu unserer Straße unterhalb des Klosters der Tanzenden Derwische am Berggang errichtet worden ist.

Das weiße, im hellen Sonnenlicht das Auge blendende Gebäude mit zierlichem Kuppelturm, an das sich rechts, nicht zum Besten des baulichen Gesamteindrucks, noch ein vielstöckiger, ungliederter Anbau lehnt, ist die wahre Hochburg des Deutschtums in Konstantinopel. Vor einem Jahrzehnt fehlte noch jener Anbau. Damals war die Anstalt eine einfache Realschule. Wären wir noch ein Jahrzehnt früher in Pera auf die Suche nach der Deutschen Schule gegangen, so hätten wir nur eine schlechte Bürgerschule gefunden, die in einem Hause dicht am Galataturm untergebracht war.

Manche Landsleute in Pera meinen allerdings, man habe sich mit dem Ausbau der Schule überstürzt, auch die Realschule habe den Anforderungen,

die man hier an die deutsche Schule stelle, vollauf entsprochen. Dieser und jener verlangt wohl gar, man solle die oberen Klassen wieder aufgeben und sich an der sechsklassigen Realschule genügen lassen, die Unkosten seien gar zu groß. Wir vermögen diesen Gedankengang nicht zu billigen. Wofern sich die Lehrer redliche Mühe geben, den Schülern das Beste von dem zu übermitteln, was die deutsche Wissenschaft ihnen als Lehr- und Lernstoff darbietet, dann kann es gar nicht fehlen, dann muß die Zeit kommen, wo aus einem weiten Landgebiet die strebsamsten Jünglinge hierher eilen, um sich an die Gastafeln des Volkes zu setzen, das einen Kant, einen Goethe, einen Alexander von Humboldt und Helmholz zu seinen Söhnen zählt. Und die Kosten? — Sind die wirklich das Entscheidende? — Ich sah die Häfen Norddeutschlands voller Schiffe, fuhr in Sachsen zwischen blühenden Fluren, die des Landmanns Fleiß mit überreichem Segen lohnen, und an Schlesiens Berghängen umlohte mich nächtlicherweile die Glut unzähliger Hochofen. Sind wir denn wirklich ein Volk von Bettlern, die den letzten Groschen mit abgekehrter Hand drehen und wenden? Sind wir wirklich noch immer so gestellt, daß wir uns von Franzosen und Italienern beschämen lassen müssen, wenn es gilt, unseres Namens Ehre vor den Fremden leuchten zu lassen? —

Doch wir wollen uns den stattlichen Bau neben dem Gemüsegarten der Derwische, in dem uralte Feigenbäume zwischen hoch aufgeschossenen Nesseln und violetten Mohnblüten ihre lichtgrünen, noch frühlingfrischen Blätter wie Kerzen zur Sonne emporrecken, nicht nur von außen ansehen.

Auf marmorner Treppe geht es zum ersten Stockwerk hinauf; diese Klasse hier ist die Untersekunda. Laßt uns dem Unterricht ein wenig beiwohnen! Die Jungen haben gerade Deutsch und hören aufmerksam mit an, was ihnen der Lehrer von den Dichtern der Freiheitskriege erzählt. Welch bunte Gesellschaft! Dort sitzen drei Armenier nebeneinander. Es ist noch ein vierter in der Klasse, aber den findest du gerade in der entgegengesetzten Ecke, weil die Gregorianer von ihrem römisch-katholischen Landsmann nichts wissen wollen. Wie gespannt die drei Bürschchen den Donnerworten unseres Ernst Moriz Arndt lauschen! Vielleicht träumen sie von jenem Tag, da auf den Bergen und in den Tälern ihrer Heimat der Sturm losbricht. Vielleicht sehen sie sich selbst als begeisterte Schürer des Brandes, umgeben von jauchzenden Volksgenossen, denen sie von den großen Zeiten ihrer Nation, von Mithradates und seinem weiten Reich erzählen. Ist doch dieser Gedankenkreis der einzige, wo den Armenier sein nüchterner, klar berechnender Sinn im Stiche läßt, wo er sich umloht fühlt vom Feuer der Begeisterung.

Du wirst dich wundern, daß diese Knaben unsere Sprache so geschickt meistern. Nicht nur einmal habe ich es erlebt, daß in meiner Klasse Griechen und Armenier die besten deutschen Aufsätze schrieben. Sicherlich war auch ihr Sprachtalent die Ursache davon, mindestens ebensosehr aber ihr Lesehunger, dem Reclam und Meyer, Herder und Hesse billige, gesunde Nahrung darboten. Oft genug gedachte ich später in der deutschen Heimat mit einer gewissen Sehnsucht dieser Schüler, die in die Schule gehen, weil sie selber lernen wollen, weil sie, jung wie sie sind, schon erkannt haben, daß Wissen Macht bedeutet und Geltung in ihrem Lebenskreise.

Mohammedaner beherbergt diese Klasse nur zwei. Auch sie haben sich nicht zusammengefunden. Der eine ist ein Türke aus Anatolien, der andere ein Albanese. Außer dem Glauben haben sie kaum etwas gemeinsam. Jener

feiste, behäbige Asiat kommt zur Schule, wartet auf das erlösende Glockenzeichen und kehrt dann wieder befriedigt zu seinen Penaten zurück. Möglicherweise lernt er dabei etwas, möglicherweise nicht; er selber wird dazu nicht gar viel beitragen. Wozu sollte er sich auch abmühen? Gegen das Schicksal vermag niemand anzukämpfen. Wie anders der Albanese, ein schlanker, sehniger Bursche mit stahlharten Augen und scharfgeschnittenem Gesicht. Auch bei den Schulausflügen und auf dem Spielplatz hält er sich lieber zu den Deutschen und Engländern, als zu seinen mongoloiden Glaubensgenossen, und an Fassungskraft und Strebbarkeit steht er den arischen Mitschülern aus Westeuropa durchaus nicht nach. Ein paar Jahre später findest du ihn wahrscheinlich auf einer deutschen Hochschule. Fragst du ihn dann, wenn es wieder zur Heimat gehe, so wird er sich verlegen am Schnurrbart zupfen, weil es ihm in der Friedrichstraße und Unter den Linden viel besser behagt, als in den stillen Gäßchen der makedonischen Provinzialstadt, wo nur alle paar Stunden ein altes Weib zum Brunnen humpelt.

Warum lächelst du? Etwa wegen der Mundart des Knaben, der eben eine Frage des Lehrers beantwortet? Ich freue mich seines unverfälschten Schwunzer Dötschs, ist es mir doch ein Beweis dafür, wie treu seine Eltern ihrer Heimat Art und Sitte bewahrt haben. Der Junge ist hier geboren und redet doch, als käme er frisch von der Alm.

Nicht immer haben die Norddeutschen Freude an diesen Blutsverwandten, die sich um unser neues Reich auch nicht allzuviel scheren, denen Bern und Zürich tausendmal wichtiger sind als Berlin und Potsdam mit allen Siegesalleen und Ruhmeshallen. Oft genug fiel an erregter Tafelrunde unter Norddeutschen das bittere Wort: „Wir wollen die Schweizer gar nicht haben, mögen sie sich selber ihre Schule bauen.“ Ich kann den Tornesmutigen nicht recht geben. Sollten sie wirklich nicht zu uns gehören, diese Landsleute Böcklins, Weltis, Kellers und Konrad Ferdinand Meyers? — Ich meine doch; an der deutschen Eiche sitzen eben gar viele Zweige, und jeder Volksgenosse hat ein Recht auf seine Sonderart, und, wenn's nun einmal nicht anders möglich ist, auch auf seinen starren Dickkopf.

Erst hier in der Fremde wird es einem so recht klar, warum ein Ernst Moritz Arndt in seinem Vaterlandsliede die Grenzen des deutschen Landes so weit stecken mußte. Dorthin sollte man jene Berliner und Preußen schicken, die da meinen, mit dem Deutschtum jener, die jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle geboren seien und nicht mindestens zwei Verwandte in der adlergezierten Rangliste stehen hätten, sei es eigentlich doch nur recht fraglich bestellt. Sieh dir einmal jenes Brüderpaar an, blond von Haar und blau von Auge, so schlank und rank, wie du dir deine eigenen Söhne wünschen magst! Könnten in Friesland gehören sein oder auf der roten Erde, und stammen doch aus dem entlegenen Siebenbürgen. Manah' liebes Mal, wenn du dich hier im fremden Land an deutschem Herde gewärmt hast, die Hausfrau den Deckel des Klaviers emporhebt und weich und wehe deutsche Volkslieder durch den Raum zittern, wird es dir noch klar werden, daß kleindeutsche Anschauungen, mögen sie politisch unter Umständen auch ihre Berechtigung haben, sich hinsichtlich der völkischen Geltungsansprüche unserer Rasse nicht aufrecht erhalten lassen. Dein deutsches Herz achtet doch aller Grenzpfähle und pergamentenen Urkunden nicht und fragt nach ganz anderen Dingen.

„Manu, was ist denn da los?“ In einer Ecke des Klassenzimmers erschallt

lautes Gelächter. Natürlich hat unser Freund K. wieder einen dummen Streich gemacht.

Doch da tönen schon Glockenzeichen durch die Korridore. Die Schüler streben dem Hofe zu, und der Lehrer verläßt uns, weil er auf dem oberen Korridor Aufsicht halten soll. Komm, wir wollen einmal zu dem Dach der Schule, der luftigen Terrasse, emporsteigen, die den Lehrern, welche in der Schule einquartiert sind, den Garten ersetzen muß.

Du mußt die Augen mit der Hand schützen, um dich an das blendende Licht zu gewöhnen, das über die Landschaft ausgegossen ist.

„Da führte ihn der Teufel auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Herrlichkeiten der Welt.“ Immer wieder mußte ich dieses Bibelwortes gedenken, wenn ich am sonnigen Sommerabend von der Terrasse unserer deutschen Schule hinwegblickte über die Dächer Peras, die hochragenden Moscheen Stambuls, den blauen Bosphorus und Skutaris Berglehnen, die an schlanken Minarets und Zypressen überreich sind, wenn von dem Südufer des beglänzten Marmarameeres, das hier einen bergumzirkten Alpensee vortäuscht, das ehrwürdige Schneehaupt des bithynischen Olymps zu mir herübergrüßte.

Immerhin verlohnt es sich, auch in dem Häusergewirr, das unter und neben uns den Hügel von Pera bedeckt, das zu den Kasernen und Arsenalen von Tophane hinabsteigt, einmal genauer Umschau zu halten. Eine ungeheure Mietskaserne reiht sich an die andere, und die Lücken zwischen ihnen sind mit armseligen Häusern ausgefüllt, die mitunter fünf Stockwerke zählen, obgleich ihr Giebel nur für drei schmale Fenster Raum hat. Man merkt es dem Stadtbilde an, daß der Grund und Boden hohen Wert besitzt und daher nach Möglichkeit bebaut worden ist. Nur hier und da fand sich noch Platz für ein paar schlanke Zypressen, deren schwarzblaue Pyramiden die weißgraue Häuserwüste anmutig beleben. Größere Gärten umgeben nur die mächtigen Steinwürfel, welche die russische Botschaft und die schwedische Gesandtschaft beherbergen.

Auch an solchen Stätten, welche gerade auf die Teilnahme des Deutschen rechnen dürfen, fehlt es nicht. Dort ganz zur Linken, wo sich der Höhenzug zum Bosphorus senkt, erblickst du das Gebäude der Deutschen Botschaft, einfach und schmucklos, aber wuchtig und eindrucksvoll in seiner breit ausladenden Größe. Dort weiter landeinwärts, ein wenig näher an uns herangerückt, verbirgt sich in dem Gedränge von Dächern und Schloten unser deutsches *Diakonissenhaus*. Sieh nur genau hin! Jene roten Ziegeldächer, neben denen ein paar Zypressen hervorlugen, gehören dazu.

Die Ärzte unseres Krankenhauses haben redlich mitgewirkt, die Fremden Achtung vor der deutschen Wissenschaft zu lehren. So mancher Türke fand durch ihre geschickte Behandlung seine Gesundheit wieder und verkündete dann im Lande den Ruhm der Deutschen. Aber auch für unsere Landsleute in Konstantinopel, namentlich für die Junggesellen, bedeutet es eine unschätzbare Wohlthat, daß sie ein Plätzchen wissen, wo sie in Krankheitsfällen wohl aufgehoben sind. Wer sich jemals in des Siebers Hitze dort sorglicher Pflege erfreut hat und, unter den Zypressen des Gartens wandelnd, in dem Frohgefühl erneuerten Lebens dem Gurren der Palmtäubchen und dem frohlockenden Schlage des Zaunkönigs lauschte, der wird dem Hause und den klugen Ärzten und freundlichen Schwestern, die darin walten, ein dankbares Andenken bewahren.

Mit der Geschichte unseres Hospitals innig verbunden ist der Name des

Geh. Sanitätsrats Dr. Mordtmann, eines der gründlichsten Kenner der Sultansstadt und ihrer Jahrtausende alten Geschichte. Mit jener tiefen, platonischen Liebe, bei der Sehnsucht und Erfüllung eins sind, hat er sich ein langes Menschenleben darum abgemüht, das alte Byzanz vor den Augen unserer Zeitgenossen erstehen zu lassen, und wie er damit die deutsche Wissenschaft vermehrte, so vertiefte er dadurch auch die Liebe der Konstantinopeler Deutschen zu ihrer neuen Heimat, indem er deren Blick für die Geheimnisse schärfte, die sie hier allerorten umgeben.

Aber auch manche trübe Erinnerung ist für uns mit dem deutschen Hospital verbunden. Wieder und wieder fanden wir uns vor der Kapelle des Krankenhauses ein, um das Haupt vor einem stillen Freunde zu entblößen, den man aus ihr zur letzten Ruhe trug. Und herrschten Typhus und Pocken im Lande, so kamen einem gar schmerzliche Gedanken, wenn man bedachte, daß der Tote, wäre er daheim geblieben, wohl noch eine lange Lebensbahn vor sich gesehen hätte. Doch für solches Leid mußte uns der stolze Gedanke entschädigen, auf bedrohtem Posten für unser Volkstum kämpfen zu dürfen.

Freundlichere Bilder zeigt uns die Vergangenheit, wenn wir zu dem Dach der „Teutonia“, des deutschen Klubs, hinüberschauen, in deren gastlichen Räumen wir noch genauer Umschau halten wollen.

Zieht ein deutscher Nationalfesttag ins Land, so tun das die vier Gebäude, welche wir eben kennen lernten, männigeinem dadurch kund und zu wissen, daß sie unsere Flagge hissen, und da sie alle auf beherrschender Höhe liegen, können die vier Banner so leicht keinem entgehen. Oft genug, wenn ich auf dem Bosphorusdampfer an Peras Bergen vorüberauschte, freute ich mich dieses Bildes. Als ich dann zu einer Schulfeier ein Gedicht verbrecchen sollte — wie auf einem Schiff in Seenot jeder zum Matrosen wird, so kommen auch Augenblicke, wo der Auslandsdeutsche zum Entsetzen der Muse in die Saiten greifen muß —, da entsann ich mich der flatternden Fahnen und weihte ihnen dies kleine Gedicht:

Vier Fahnen:

Auf Peras Höh'n, am Bosphorusstrand
vier deutsche Fahnen weh'n ins Land.
Die erste schmückt ein stolzes Schloß,
das schirmt nicht Reiter, Schwert und Troß.
Es birgt den Mann, den uns gesandt
der Kaiser in das ferne Land.
Und trutzige Adler mit scharfer Wehr,
die schützen der heimischen Farben Ehr.

Das zweite Banner, das grüßt ins Tal,
wallt ernst vom deutschen Hospital.
Das Leid ist schwarz, die Liebe rot,
die kämpft und ringt dort mit dem Tod.
Und deutsche Frauen, licht und rein,
die wirken still am Krankenschrein.
Sie spenden den Lippen den Labetrunk
und schaffen und sorgen um Gottes Dank.

Die dritte Fahne, gerafft vom Sturm,
die weht von unsrer Schule Turm
und meldet euch, wo deutscher Geist
dem jungen Sinn die Bahnen weist —

und in der Muttersprache Laut
die heil'ge Lehre ihm vertraut:
Mag glänzen die Fremde mit Prunk und Tand,
dein heiligstes Gut sei das Vaterland!

Die vierte Fahne, vom Wind geschwellt,
auf der „Teutonia“ Wache hält,
Dort schlingt man froh den deutschen Reih'n
bei deutschem Lied und deutschem Wein.
Dort werden eure Herzen weit
am Kaisertag, zur Weihnachtszeit.
Und schimmern die Kerzen am grünen Baum,
dann träumt sich der Sinn in der Heimat Raum.

Von Peras Höh'n am Bosphorusstrand
vier deutsche Fahnen weh'n ins Land.
Drum laßt uns Herz und Hände weih'n,
daß stets sie bleiben licht und rein,
daß noch der Enkel hochgemut
mit deutschem Fleiß mehr' deutsches Gut.
Dann flattern die Fahnen am südlichen Meer
dem Kaiser, dem Reiche, der Menschheit zur Ehr!

Am schönsten ist es auf der Terrasse der Deutschen Schule, wenn das Tagesgestirn hinter den Moscheen Stambuls zur Küste gegangen ist und das laute Leben allmählich verhallt. Dann blicken die Feiernden, die hier oben den Abendfrieden genießen, hinab auf ein unübersehbares Lichtermeer. Licht neben Licht strahlt aus Pera und Galata zu uns hinauf, farbige Laternen grüßen von den Masten der Schiffe, die im Bosphorus vor Anker liegen, und auch an Skutaris Abhang, an Haidar Paschas ebenerem Gestade glimmen viele Tausende heller Sterne auf, die sich hier dicht zusammendrängen, dort wieder einzeln, getrennt durch weite Abstände, in das Heideland hinausstreben. Noch großartiger wird dies Bild, wenn irgendwo, hinten in Stambul, feurige Lohé aus den von der Sonne gedörrten Holzhäusern emporsteigt und Land und Meer zauberhaft erleuchtet.

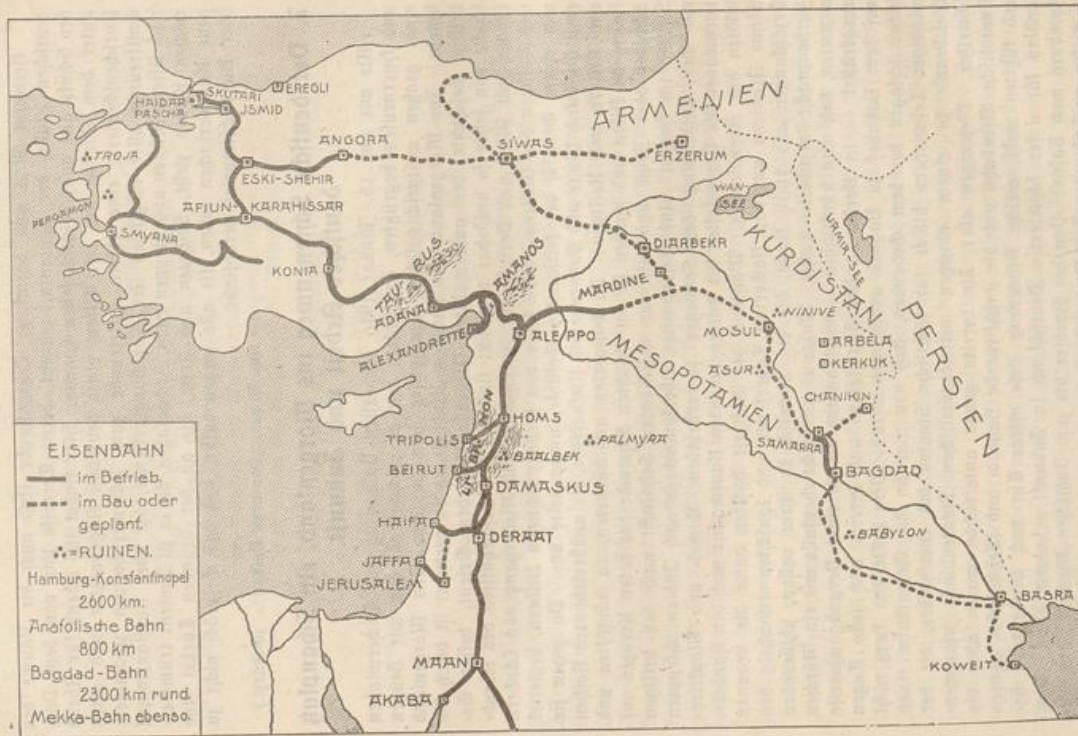
Immer wieder fanden sich hier nach des Tages Last und Hitze die Amtsgenossen zusammen, um beim Glase Wein die kleinen Leiden und Freuden zu besprechen, die das Berufsleben mit sich bringt. Ist dieser Stoff dann erledigt, so greift wohl ein Freund der edlen Frau Musika zur Gitarre, und wehmütige Volkslieder, schalkhafte Studentenweisen tönen über die Dächer der feiernden Stadt ins Land hinaus. Noch immer entsinne ich mich gern der Tage, da ein paar junge Rostocker Studenten, denen Professor Dr. Fikner den Sabandjasee zur Doktorarbeit verschrieben hatte, in der deutschen Schule unsere Gäste waren und in die abendlichen Symposien jenen Ton überschäumender Jugendseligkeit hineinbrachten, der nur auf deutschen Hochschulen klar und voll widerhallt. Da fanden unsere Burschenlieder an den Männern und Frauen Peras, die auf den Dächern lustwandelten, gar dankbare Zuhörer, und lautes Händeklatschen, stürmische Dacaporufe tönnten nach jedem Liede zu uns herüber. Ob's noch so lustig hergeht auf den Zinnen der Oberrealschule? — Ich will es hoffen, denn heiterer Sinn und harmlose Lebensfreude stehen jedem wohl an, dem Lehrer aber doppelt und dreifach.

Heiterem Sinn und harmloser Lebensfreude sind auch die Räume des deutschen Klubs, der Teutonia, geweiht, deren Terrasse wir von dem Dach der Schule aus ganz deutlich sehen können. Hier findet sich Abend für Abend unter dem Voritze des Dr. Eissen, eines deutschen Augenarztes und alten Burschenschafters, eine edlere Tafelrunde zum Dämmerstopp zusammen. Gastfreunde aller möglichen Art, Forschungsreisende, die über Konstantinopel nach Asiens Wüsten und Steppen eilen, Archäologen, die es zu Joniens trümmerreichen Küsten zieht, Soldaten und Ärzte, die an der kranken Türkei eine neue Kur versuchen sollen, sie alle sorgen dafür, daß das Gespräch nicht zu öder Biertischsimpelei herabsinkt.

Aus Braun, „Der neue Balkan“. (Gekürzt.)

7. Der deutsche Schienenweg ins Morgenland, ein Schauplatz deutscher Arbeit und Zukunft.

Als wir am 15. Januar 1916 den ersten Balkanzug mit Tücherwinken und Hurrarufen begrüßten, da fühlten wir es erschauernd, daß wir Zeugen eines großen weltgeschichtlichen Ereignisses sein durften. Ins Morgenland hinein! Ins Morgenland, das uns von Kindheit an so vertraut ist durch die heilige Geschichte des auserwählten Volkes! Nach dem Orient, dessen Geschichte von jeher so unlösbar verquickt sind mit den Geschicknissen des Abendlandes, mit Blüte und Verfall, mit Aufschwung und Niedergang von Ländern und Völkern des Westens. Eine Fülle von farbenprächtigen Bildern, begleitet von einem Gemisch der seltsamsten Gefühle, umgaukelte uns. Da zogen sie einst hin durch Wüste und Sonnenbrand Kleinasiens, die unübersehbaren Reihen von Rittern und Reisigen! Da hungerten und dürsteten, da kämpften und fielen, da litten und starben sie im schlichten Schmucke des roten Kreuzes auf Schulter oder Brust und mit der unstillbaren Sehnsucht nach den heiligen Stätten im Herzen. Auf diesem alten Überlandswege nach Indien schleppten vor der Entdeckung des Seeweges schwerbeladene Kamel- und Maultierkarawanen die Warenlasten des unternehmenden Kaufmanns nach den Handelsstädten des Abendlandes. Während der Raftzeit hockten dann die braunen Söhne Arabiens um das flackernde Lagerfeuer und lauschten andächtig den Erzählungen aus 1001 Nacht, die ein Derwisch in ihrer vollen, schillernden Farbenpracht darzubieten suchte. Mußte es uns nicht ebenfalls wie ein Märchen anmuten, daß man künftighin — nicht anders als zu einer Vergnügungsreise ausgerüstet — in Berlin in den Zug steigen und bereits nach sechs Tagen auf dem Bahnhof zu Bagdad ankommen wird? Wem sollte das Herz nicht höher schlagen bei dem Gedanken, daß von nun an die Orientbahn einen wichtigen Lebensnerv bildet für sämtliche Staaten des Vierbundes, die der Weltbrand zu einem einzigen mitteleuropäischen Staatenblock zusammen-schweißte. Diejenigen aber, die bereits genau unterrichtet waren über die Anatolische Eisenbahn und die anschließende Bagdad- und Mekkabahn, ahnten und fühlten wohl, welche Bedeutung diese offene Tür nach Vorderasien besonders für unser blockiertes Deutschland in Zukunft erlangen kann. Von Hamburg nach Basra! Von der Nordsee bis zum Indischen Ozean! Was wir in diesen verheißungsvollen Augenblicken in unserm bewegten Innern durchlebten, darf keinesfalls ein vorübergehender Rausch gewesen sein und nimmermehr zu einer flüchtigen Erinnerung verblaffen. Dazu ist es viel zu groß,



viel zu gewaltig gewesen. Es ist vielmehr unsere Pflicht, diese Schöpfung deutschen Geistes, deutschen Fleißes und deutscher Kraft ganz eingehend kennen und schätzen zu lernen. Eine Betrachtung der beigegeführten Kartenskizze Vorderasiens soll uns jetzt auf diesem Wege ein gutes Stück vorwärts bringen.

Die Kopfstation der Anatolischen Eisenbahn ist Haïdar Pascha, gegenüber Konstantinopel. Von hier aus führt der Schienenweg an der Küste des Marmarameeres entlang nach Ismid und dann in das Innere des Landes hinein nach Eskischedir, wo sich ergiebige Meerschaumgruben befinden. 1888 wurde der Vertrag zwischen der Pforte und der Anatolischen Eisenbahngesellschaft geschlossen und der Bau dieser Strecke vollendet. Die Zweigbahn nach Angora, die nun unter starker Beteiligung der Deutschen Bank angeschlossen wurde, könnte längst bis zum Schwarzen Meere durchgeführt sein, wenn dies von Rußland nicht stetig vereitelt worden wäre. Gerade an diesen Küstengebieten (z. B. bei Eregli) harren ja große Kohlenlager ihrer Erschließung. Dagegen ist von der nächsten größeren Station Afiun- (Opium!) Karahissar aus eine direkte Eisenbahnverbindung mit Smyrna am Mittelländischen Meere gesichert! In Konia, dem alten Ikonium, schließt an die rund 800 km lange Anatolische die Bagdadbahn an, deren Bau 1899 durch Siemens, den Direktor der Deutschen Bank, mit der Türkei vereinbart wurde und die nach ihrer Durchführung bis Basra rund 2300 km messen dürfte. Obwohl gerade während des Weltkrieges fieberhaft an diesem Schienenstrange und an der in Aleppo abzweigenden, etwa gleich langen Hedschas-Mekkahahn gearbeitet wurde, ist an eine baldige Vollendung nicht zu denken. Die zwei großen Lücken, die der Taurus und der Antitaurus verschulden, sind noch nicht geschlossen, obwohl erst kürzlich die Haupttunnel in beiden Bergketten durchschlagen wurden. Wieviel ungünstiger aber die bequemere Küstenführung an der baumwollreichen Adana-Ebene entlang gewesen wäre, hätten im Weltkriege die englischen Schiffskanonen vom Mittelmeer aus bald gelehrt. Das Mittelstück des Schienenstranges über den Euphrat bis südlich von Diarbekr ist in letzter Zeit fertiggestellt worden. Von der letzten Strecke dagegen nach Mossul und am Tigris entlang nach Bagdad ist nur das kurze Stück von Samarra bis Bagdad vollendet, alles übrige aber noch im Bau begriffen oder gar erst geplant. Das Schlußstück der Bahn am Euphrat entlang bis nach Basra an der Vereinigung der mesopotamischen Zwillingsströme ist als Ausgangstor zum Persischen Golf für den Ausbau dieses überlandweges Hamburg—Basra von besonderer Wichtigkeit. Sollte sich außerdem der Plan einer Anschlußbahn über Chanikin nach Persiens Hauptstadt Teheran verwirklichen, so stünde einer Erschließung von Persiens reichen Naphthaquellen und Indiens Schatzkammern auf dem Landwege kaum mehr etwas im Wege. Gegenwärtig ist allerdings der Ausbau der Mekkahahn unter deutscher Leitung und Verwaltung aus militärischen Gründen bedeutend notwendiger. Sie führt über Damaskus nach Medina, wird aber noch bis Mekka (Pilgerstraße!) ausgebaut werden. Das langsame Fortschreiten des Riesenwerkes erklärt sich aus den Bauschwierigkeiten, die zu überwinden sind. So erforderte bereits die Strecke Damaskus—Maan 462 Brücken, 271 Aquädukte und 799 Durchlässe, insgesamt also 1532 Kunstbauten trotz des vielfach ebenen Landes. Mit Benutzung der unter englischem Einfluß durchgeführten Strecke von Dschidda bis Hodeida am Roten Meer entlang kann Arabien dereinst inniger mit der Türkei verknüpft und wirksamer gegen englische Übergriffe gesichert werden. Es ist ja wohl ohne weiteres

verständlich, warum die Engländer alle Anschlußstücke der Mekkalinie nach der Sinaihalbinsel und nach Ägypten hin durch Druckmaßnahmen zu verhindern wußten. Wahrscheinlich ist nun aber aus Anlaß des Krieges die längst geplante Abzweigung von Maan nach Akaba wenigstens „provisorisch“ hergestellt worden. Wichtige Tore zum Mittelmeer hin sind die nördlichen Abzweigungen Damaskus—Beirut und Derât—Haifa, von denen die zweite durch Abgabelung der Jerusalem-Seitenlinie und der an diese anschließende Militärbahn nach der Sinaihalbinsel im Weltkrieg eine ungeahnt hohe strategische Bedeutung erlangt hat.

Es ist in diesem kurzgefaßten Überblick nicht verschwiegen worden, daß die Bagdadbahn eine erst in der Verwirklichung begriffene deutsche Arbeitsleistung im Orient darstellt. Dennoch erfüllt uns die gewisse Zuversicht, daß dieser mittlere Überlandweg nach dem Orient (zwischen der Sibirischen Bahn und der Wasserstraße durch den Suezkanal) berufen ist, „die Friedhöfe der Weltgeschichte zu beleben und die Kornkammern des Altertums von neuem zu erschließen“, über die einst Mohammed Verwüstung und Totenstarre brachte und die durch die Entdeckung des Seeweges noch mehr in Dornröschenschlaf versanken. In der Tat geht bereits aus allen Berichten und Schilderungen hervor, daß längs des gesamten Schienenweges eine große deutsche und türkische Zukunft im Keime schlummert oder schon ersprießt. Sehr verheißungsvoll sind die Baumwollbenen um Konia, Adana und Aleppo. Vor allen Dingen aber muß das Zwischenstromland erschlossen werden. Wo einst das Paradies der Bibel lag und wo vor wenig mehr als 1000 Jahren die 2000000-Stadt Bagdad den Brennpunkt des Welthandels und Weltverkehrs der damaligen Welt bildete, muß sich auch heute die Steppe in wertvolles Ackerland umwandeln lassen. Die dazu erforderlichen Bewässerungsanlagen, die bereits von dem großen englischen Ingenieur Willcox ins Auge gefaßt wurden, sind so recht eine lohnende Aufgabe für die deutsche Technik. Da die erforderlichen riesigen Wassermengen dem Euphrat und Tigris entnommen werden müssen, wird natürlich die Flußschiffahrt lahmgelegt werden. Die Eisenbahn aber wird sich als doppelt unentbehrlich erweisen, und deutsche Fabriken und Werkstätten werden für Baumaterialien, Schienen, Wagen, Lokomotiven, Brücken, Krane und Gerätschaften willige Abnehmer finden. Ebenso notwendig aber wie deutsches Geld und deutsches Material sind deutsche Arbeitskräfte zur Nutzbarmachung der so dünn bevölkerten Landstriche und zur Verteidigung der sesshaften Bevölkerung und ihres Besitzes gegen die begehrlichen Nomadenstämme der Kurden und Araber. Deutschland ist mit seinem reichen Menschenmaterial in der glücklichen Lage, die nötigen Arbeitskräfte liefern zu können, da es trotz des Weltkrieges um die Mitte des 20. Jahrhunderts voraussichtlich 100 Millionen Menschen zählen wird. Welche Gegenleistungen erwarten wir nun von der Türkei für die Erschließung und militärische Sicherung abgelegener Landesteile? Zwar ist es ohne weiteres klar, daß die Türkei ebensowenig geschlossene deutsche Kolonien als Staaten in ihrem Staate dulden wird, wie sie alle anderen Nationen aus politischen und religiösen Gründen an der Bildung von Dauersiedlungen verhinderte. Dennoch werden deutsche Handwerker und Handeltreibende, deutsche Ingenieure und Bauern als türkische Untertanen ihrem Vaterlande und der Türkei gleicherweise die wertvollsten Dienste leisten können. Durch die Bagdadbahngesellschaft bezieht bereits der anatolische Bauer europäische Landwirtschaftsmaschinen und Sämereien, und in Versuchs- und Unter-

richtsanstalten sieht er Musterbeispiele moderner Bodenbestellung und -ausnützung. Die Siedler aber längs der Bahn gründen immer mehr Schulhäuser mit deutschen Lehrern und lassen in ihren Krankenhäusern mit geschulten deutschen Ärzten auch den Eingeborenen die Wohltaten abendländischer Heilkunst zuteil werden. Das weckt Vertrauen und erhöht den deutschen Einfluß und das deutsche Ansehen gewaltig! Und der für unser Vaterland so aussichtsreiche Austausch zwischen den Rohprodukten dieses noch unverfälschten Ackerbaustaates und den Erzeugnissen unserer Industrie wird wesentlich gefördert. Die Naphthaquellen bei Arbela und Kerkuk könnten uns wie die im Kaukasus, in Rumänien und Galizien in Zukunft sehr wohl vom amerikanischen Petroleummarkte unabhängig machen. Und wir dürfen darauf rechnen, daß uns das neuerschlossene Gebiet seinen Dank immer reichlicher zollen wird in Weizen und Wein, in Opium und Baumwolle, in Seidenraupen und Obstfrucht, oft in wiederholter Ernte in einem Jahre. Wenn erst die Bahn wird durchgehend zweigleisig ausgebaut sein, können auch alle Arten von Südfrüchten so rasch zu uns gelangen, daß sie unterwegs nicht verderben. Mit Zahlen lassen sich diese Zukunftshoffnungen noch besser begründen. Es sei als Beispiel nur angeführt, daß allein die Anatolische Eisenbahn bereits jährlich 250 000 t Getreide, 100 000 t Steinsalz und 40 000 t Textilerzeugnisse beförderte. Bedenkt man nun noch, daß auch die Vermittlung der englischen Post nach Vorderindien eine jährliche Einnahme von 40 000 Pfund brachte, so wird man in diesem großartigen Kulturwerk gleichzeitig ein reichlich lohnendes deutsches Geschäftsunternehmen erkennen, dessen militärische Sicherung (Moltke, Golz, Sanders) uns sehr am Herzen liegen muß. Diese geschieht wiederum durch die Bagdadbahn und die anschließende Hedschasbahn selbst, durch die der langgestreckten Türkei „mit einem Male das gegeben wurde, was ihr so lange fehlte: ein Rückgrat, ein Schienenstrang von einem Ende zum andern und damit eine rasche Verbindung zwischen seinen weit auseinanderliegenden Gebieten, die sich vom Persischen Golf und Bab el Mandeb am Roten Meer bis zum Goldenen Horn erstrecken“. Ihre gewaltige Bedeutung als Heeresstraße zeigte die Bagdadbahn bereits im türkisch-bulgarischen Kriege. Da ließen sich syrische und mesopotamische Truppen so schnell herbeiziehen, daß bei Tschataldscha den Bulgaren Halt geboten und Konstantinopel gerettet werden konnte. Wären die Bahnen bereits im gegenwärtigen Kriege vollendet, so ließen sich zwischen Ägypten und Konstantinopel die Truppen in ähnlicher Weise herüber und hinüber werfen, wie wir es so erfolgreich zwischen unserer Ost- und Westfront ins Werk setzten. Von besonderer Wichtigkeit ist noch, daß durch das arabisch-mesopotamische Eisenbahnnetz ein für uns wie für die Türkei gleichermaßen gefährlicher Plan des englischen Vizekönigs Lord Curzon durchkreuzt wurde. Er beabsichtigte, ein englisches Dreieck am Indischen Ozean zwischen Kap der guten Hoffnung, Kairo und Kalkutta zu schaffen und Arabien als Landbrücke zwischen dem afrikanischen und asiatischen England zu benutzen. Die beiden Bahnen aber zerschneiden dieses Dreieck, und die deutsch-türkische Verbindung Berlin—Bagdad (Hamburg—Basra) trägt den Sieg davon. Für diesmal — so hoffen wir — sind wir nicht zu spät gekommen im Wettstreit mit England. Was wir in freundschaftlichem Zusammengehen mit der Türkei bisher in Vorderasien schufen, erweist sich schon jetzt als zweckdienlich und fruchtbringend und berechtigt uns zu den schönsten Erwartungen für später. Und wenn einst die künftigen Geschlechter in ihren Geschichtswerken über unser Jahrhundert

nachlesen, dann sollen sie erfahren, daß unser deutsches Volk nach der bangen Nacht des Weltkrieges in seinem gewaltigen Streben nach Osten einem neuen schaffensfreudigen Morgen entgegengeht.

Quellen: Schneller, Bote aus Zion. Dr. Heinrich Pudor, Der Landweg nach Indien und die Bagdadbahn; Von Amsterdam nach Basra. Jäckh, Deutsche Orientbücherei; Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg. Rohrbach, Um Bagdad und Babylon. Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, II. Band, 2. Hälfte. Ewald Panje, Auf den Spuren der Bagdadbahn. Reinhold Menz, Deutsche Arbeit in Kleinasien. Sammlung aus Grothe, Land und Leute aus der Türkei. Hennig, Deutsche Bahnbauten in der Türkei.

8. Einzelbilder einer Fahrt auf der anatolischen Eisenbahn.

1. Bild: Fahrt zur Gartenstadt Ismid.

Der verhältnismäßig kleine Flecken Haidar-Pascha mußte Kopfstation der Anatolischen Bahn werden, nicht das bevölkerte, der europäischen Zentrale gegenüberliegende Skutari. Nur durch kostspielige Tunnelbohrungen und durch Rampenbauten am jähen Absturz der Berge hätte die Bahn von dort in die kleinasiatische Landschaft hinausgeführt werden können.

Nähern wir uns dem Stationsbereich, so sehen wir auf den Molen lange Reihen von Güterwagen, von denen mittelst Rinnen das in loser Schüttung verladene Getreide in die Mahones, die flachen länglichen türkischen Boote, hineinfließt. Große Körbe von Zylinderform, gefüllt mit verschiedensten Gemüsearten, der Ernte der Gefilde des Golfes von Ismid und des Sabandjasees türmen sich in den Fahrzeugen. Mächtige Ahornkronen beschatten die Bahnhofsanlagen.

Der Wagen, den wir zu unserer Fahrt ins Innere besteigen, fällt uns durch seine Höhe sowie die leuchtende weiße Oberfläche in die Augen. Ein Doppeldach krönt ihn. Die zwischen dem oberen Eisendach und dem unteren Holzdach frei durchstreichende Luft, die Reflexionskraft, welche die weiße Fläche des Plattendaches gegenüber den Sonnenstrahlen besitzt, hat die wohltuende Wirkung, daß wir unter der schon ansehnlichen Maihitze wenig zu leiden haben. Von der Hundstagschwüle, die im Innern unserer deutschen, von der Sonne durchglühten Waggons zur Sommerzeit erstickend waltet, ist auf der Anatolischen Bahn glücklicherweise nichts zu spüren. In dem geräumigen und bequemen Wagen fühlen wir uns bald heimisch. Die breiten Fenster und die angefügte Plattform versprechen uns freiesten Ausblick in die Landschaft.

Ein paar hohe türkische Würdenträger mit großem männlichen wie weiblichen Gefolge stellen sich als Passagiere ein. Wir werfen einen Blick in die Waggons erster Klasse, welche die Anatolische Bahn für ihr vornehmeres mohammedanisches Publikum führt: buntgemusterte Tapeten an den Wänden, üppige Divans an den Längsseiten, auf denen sich mit untergeschlagenen Beinen mit der rechten Muße sitzen läßt.

Den Sitten des Orients hat sich mit Recht die Anatolische Bahn in ihren Einrichtungen soweit als möglich angeeschmiegt und durch diese Rücksichtnahme das Wohlwollen aller Mohammedaner — Grundbedingung für Gedeihen des Unternehmens — in kürzester Zeit erworben.

Ebenso ist einer anderen mohammedanischen Gepflogenheit im Betriebe der Anatolischen Bahn Rechnung getragen worden: der Geschlechtertrennung.

Wenn in der Öffentlichkeit eine Vertreterin des schönen Geschlechts auftaucht, so heißt die Anstandspflicht des Mohammedaners: „Geh aus dem Wege;“ vermag er dies nicht, so lautet das Gesetz: „Blick nicht hin.“ Wo sich die Absonderung der Geschlechter im öffentlichen Verkehrsleben irgend durchführen ließ, da hat sie in der Türkei auch Platz gewonnen. So befinden sich besondere, scharf getrennte Abteile für Frauen in den Pferdebahnen, auf den Dampfern, im Bereiche der Anatolischen Bahn also auch in den Waggons. Selbst die Bahnhöfe haben ein Haremlik, ein eigenes Damenwartezimmer. Auf den kleineren Stationen, wo die Gebäude nicht von ausreichender Größe waren, hat man von der Wartehalle durch Gitterwerk einen schmalen Raum abgeschnitten. Wie aufgeschuchte Hühner drängen sich, um dem männlichen Blicke zu entgehen, die vermummten weiblichen Gestalten hinter diesen buchtartigen Verschlägen zusammen.

Gleich einer Fahrt längs einem Alpensee oder an der Riviera gestaltet sich die Küstentour von Heidar-Pascha bis zur Gartenstadt Ismid. Zur Rechten die blauen Wasser des gleichnamigen Golfes, zur Linken niedrige, gering bewaldete Bergrücken, die zumeist Weidestrisen abgeben, wie die hier und da sichtbar werdenden Schäfereien, die niederen Sennhütten und die runden, mit dichtem Strauchwerk umfriedeten Viehhürden beweisen. Zwischen diesen Hügeln und dem Meere dehnt sich ein Gartenland von üppigster Fülle. Bald hart am Meer, bald mehr an das Heideland der Abhänge heranrückend, laufen die Schienen der Bahn. Ein Gewirr von fruchttragenden Zweigen und Büschen, soweit wir ausschauen: Oliven, Feigen, Weinreben, Weichselkirschchen, Nußbäume, Quitten, Mandelbäume. Stellenweise streifen wir die Gärten so nahe, daß wir aus den Wagenfenstern mit den Händen nach den Früchten greifen können.

Nicht weniger als fünfzehn Stationen zählt die nur 91 km lange Strecke von Heidar-Pascha nach Ismid, ein Zeichen von dem Volksreichtum dieses Striches. Das Villenidyll kennzeichnet die meisten dieser Orte. Wie schon die byzantinischen Großen an den Gestaden des Golfes ihre Landsitze wählten, bauen auch gegenwärtig die Reichen der Hauptstadt hier mit Vorliebe ihre Sommerhäuschen.

Bei Ankunft unseres Zuges entwickelte sich an den Haltestellen ein Bahnhofsleben, das an Hast dem Treiben auf unseren europäischen Stationen um nichts nachsteht, an Bilderfülle es hundertfach übertrifft. Früchtehändler mit ihren Körben, Wasserverkäufer mit dem Rufe im Diskant „buspeki“, „kalt wie Eis“, schwingen sich auf die Trittbretter; Reisende drängen sich in dichter Zahl heran, anatolische Türken mit den weiten Pluderhosen, der kurzen dickwattierten Jacke, dem leichten kastanartigen Überwurf, dem hohen, aus buntfarbigem Stoff gewundenen Turban; nomadisierende Kurden mit hellroten Mänteln, Stiefeln und Beinkleidern; Tscherkessen mit ihren Pelzmützen, den langen, faltigen dunklen Röcken und den fest anliegenden Beinkleidern. Die weißen, schleierartigen Kopftücher der Frauen leuchten in der Sonne.

Weiter geht es längs des Gestades. Aus den mit dichtem Baumwerk überdachten Zisternen schütten hohe Schöpfräder das Wasser in die langen Holzrinnen. Mit Pfählen umrahmte quadratische Flächen zu Seiten der Geleise, die als Fruchtelager zur Verwendung kommen, zeigen, welcher Reichtum sich zur Erntezeit hier aufstapelt. Die Güterzüge fahren auf der Küstenstrecke dann des Nachts und halten zur Verladung nach Bedarf auf offenem Felde.

Drei, ja manchmal vier Ernten vermag der Bauer bei guter Bewässerung dank dem milden Klima der Tieflandstriche zu erzielen.

Die Gartenlandschaft läuft bis zum eigenartigen Stadtbild von Ismid, dem alten Nikomedien. Seine Häuserreihen füllen die Ebene vom Rande des Golfes bis zum Fuße des Rundhügels, der das Flachland abgrenzt, und steigen an dieser Höhe empor.

Mitten durch den am Fuße des Hügels sich ausdehnenden Stadtteil, den belebten, eleganten Boulevard Hamidie entlang, fährt die Bahn. Den mit Bäumen bepflanzten Mittelweg nimmt der Schienenstrang ein. Einer Kamelreihe, die unter Schellengeläute dahinzieht und die Karawanenstraße von Angora her schreitet, begegnen wir. Die alte und die neue Zeit ziehen aneinander vorüber!

Seitdem die Eisenbahn die Stadt mit Konstantinopel in Verbindung gebracht hat und ihr ermöglicht, den Ertrag der Obst- und Gemüsegärten in kürzester Zeit auf den Markt der Hauptstadt zu bringen, hebt sie sich von Jahr zu Jahr. Wohlhabenheit und Stattlichkeit verraten Gebäude und Bewohner.

2. Bild: Eskischehr, die Stadt der Meerschaumgruben.

Eskischehr darf mit Recht die „Stadt des Meerschaums“ heißen. An keinem anderen Platze der Erde nämlich zeigen sich solche ergiebige und so vorzüglich beschaffene Funde dieses Minerals, das, zum Pfeifenkopf oder zur Zigarrenspitze verarbeitet, in leicht gebräuntem Zustande das Entzücken so vieler Raucher bildet.

Wenn der Meerschaum aus den Gruben kommt, so ist er durchaus keine leichte, gefällige Masse. Eine dicke Lehmkruste umgibt ihn. In diesem rohen Zustande kaufen ihn die Händler, die in den Grubendörfern hausen. In Säcken zu etwa 3000 Kilogramm, unsortiert, als unförmige Blöcke erstehen sie den Meerschaum von den Arbeitern und bringen ihn nach Eskischehr. Dort entfernen sie die anhaftende Lehmschicht und ordnen das Material nach vier Qualitäten. Eigentümlicherweise tragen diese vier Sorten die deutschen Namen „Lager, Großbaumwolle, Kleinbaumwolle, Kasten!“ Die Art der Verpackung der verschieden wertenden Stücke hat wohl die Bezeichnung herbeigeführt, zugleich auch der Umstand, daß der bedeutendste Abnehmer, der älteste Meerschaumgroßhändler, Herr C., ein Deutscher war. Der Großhändler übernimmt die so geordnete, aber noch feuchte Ware. Von neuem schätzt und sortiert er sie in Duzende von Wertklassen. Auf den flachen Dächern der Stadt werden sodann die Meerschaumklumpen aufgeschichtet, und der Sonne ist die Arbeit des Trocknens zugeteilt. Noch einer weiteren mühseligen Behandlung hat sich der Meerschaum zu unterwerfen, ehe er nach Europa, hauptsächlich nach Wien und Ruhla, ausgeführt wird. Mit groben Tüchern reinigt man die einzelnen Stücke, reibt darauf alle Flecken mit feuchten Lappen ab und poliert sie endlich mit Flanell und Wachs. Wechselvoll genug ist also die Behandlung, die der Meerschaum zu bestehen hat, ehe er überhaupt erst zur eigentlichen Bearbeitung gelangt.

Die Gräber, die mit Lebensgefahr in die Erdlöcher kriechen, bleiben bei ihrer Arbeit arme Teufel, die Aufkäufer werden bei dem Geschäft recht wohlhabend, die Großhändler wachsen zu schwer reichen Herren. Das ist aber nicht nur im Orient so.

3. Bild: Die Mohnfelder von Karahissar.

„Mohn-Schwarzschloß“ heißt wörtlich übertragen Afiun-Karahissar. So charakteristisch für die Stadt die starren schwarzen Trachtpfeiler, die ihr die eine Hälfte des Namens geliehen haben, so eigenartig auch die weiten, die Stadt umschließenden Mohnfelder, welche zur anderen Hälfte die Namengebung erklären.

Ein farbenfrohes Gemälde ist es, das die Landschaft ziert. Wir stehen im Frühjahr, und die blühenden Blumenreihen, hier matt violett, dort grünlich-blau, hier flammend rot, dort zart weiß, zeichnen Farbentöne, so prächtig, so zauberisch, daß man einen gewaltigen Teppich, gemustert von geheimer Wunderhand, vor sich wähnen möchte. Man begreift bei solchem Anblick, wie der Orientale die lebhafteste Farbensführung bei so vielen seiner kunstgewerblichen Arbeiten der Natur selbst ablauschen konnte.

Die Gewinnung des bräunlichen, aus den Mohnköpfen stammenden Saftes, der zur Bereitung des als Genuß- wie als Heilmittel so geschätzten Opiums dient, hält Hunderte über Hunderte in Atem. Ein guter Teil des Wohlstandes der Stadt hat in „Afiun“ Ursprung und stete Nahrung.

Sind die Mohnköpfe halb gereift, schreiten lange Reihen von Frauen und Kindern die Felder entlang. Da das Geschäft der Mohnernte keinen Kraftaufwand, aber desto mehr Geduld verlangt, widmen sich ihm selten die Männer. Mit einem Messerchen werden die Mohnköpfe behutsam geritzt. Der aus dem Schnitt hervorquellende Saft verdichtet sich innerhalb mehrerer Stunden. Der harzartige Tropfen wird dann mit einem Holzstäbchen abgekraht. In Gestalt von kleinen Kügelchen, die in Weinblätter gewickelt sind, bringt man das Opium zu Markt. Ein bescheidener, winziger Tropfen fließt aus jeder Pflanze. Und zweimaliges Bücken ist nötig, um ihn einzuheimsen. Wieviel Ausdauer gehört also dazu, um ein Kilo Opium zu sammeln, das auf dem dortigen Markte acht bis zehn Mark wertet!

Lange hängen unsere Augen am Farbenreichtum der Mohnfelder. Wie mögen diese aber in Eintönigkeit erstarren, wenn die bunten Mohnpflanzen gedörrt und ihre Stengel von der Sommer Sonne verbrannt sind. Das Erdbraun der baumkargen Ebene steht dann in melancholischer Eintracht mit den düsteren Tönen der drei kahlen Trachtpfelsen, die das Wahrzeichen des Stadtbereichs von Afiun-Karahissar bilden.

4. Bild: Freiherr v. d. Golz berichtet in seinem Buch¹⁾:

Am 27. November 1892 lief der erste Zug der Anatolischen Eisenbahn, mit Blumen und ottomanischen Fahnen geschmückt, in den Bahnhof von Angora ein und eröffnete das so lange verschlossene Innere Anatoliens dem Weltverkehr. Noch vor wenig Jahren hielt man das Geschehene, bei der mißtrauischen Abneigung aller orientalischen Regierungsgewalten gegen das Vordringen moderner Verkehrswege in das von ihnen beherrschte Gebiet, für eine Unmöglichkeit. Heute setzt sich der Schienenweg schon über Kutahia bis Konia fort; die Weiterführung nach Cäsarea und zum Golf von Iskenderun ist nur noch eine Frage der Zeit. Eher die Fülle der Projekte, von denen eins das andere verdrängte, als ein Mangel daran, war schuld, daß die Tatsachen

¹⁾ „Anatolische Ausflüge.“

mit den Wünschen noch nicht vollkommen Schritt zu halten vermochten. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Sultan Abdul Hamids II., nach längerer Unterbrechung für den Bau von Eisenbahnen in seinem Reiche von neuem einen Anstoß gegeben zu haben und ihn kräftig zu fördern.

Der Wali Abeddin Pascha empfing den einlaufenden Zug, umgeben von seinen Beamten und einer zahlreichen — angeblich an 30 000 Köpfe starken — Menschenmenge. Ein „Padişahim Tschok Jascha!“ („Lang lebe mein Padişah“), begrüßte den ersten „Karavapor“ („Landedampfer“), den die meisten Umstehenden in ihrem Leben erblickt. Hammel wurden geopfert, Reden gehalten, und am Ende nach Landesitte vom Naib von Angora ein Gebet für den Herrscher der Gläubigen gesprochen.

Bald wird weiten und fruchtbaren Landstrichen, welche eine Ausdehnung von 70 000 Quadratkilometern und gegen 1½ Millionen Einwohner besitzen, ein ganz neues Aussehen gegeben sein. Der türkische Bauer ist den Neuerungen gar nicht so abhold, wie man es im Abendlande annimmt; er hat das mit seinen Standesgenossen im Westen durchaus gemein, daß er den praktischen Nutzen der Dinge, die an ihn herantreten, sehr bald begreift. Wenn vor Eröffnung der Bahn die Tonne Weizen im Hochsommer in Stambul 130, in Angora aber nur 40 bis 60 Mark kostete, so rechnet er schnell heraus, daß jetzt, wo man die Bodenerzeugnisse rasch und billig nach der Hauptstadt schaffen kann, für ihn ein bedeutender Gewinn abfallen müsse, und er vermehrt seine Tätigkeit. Wer, wie wir, dieselben Länderstrecken vor der Eisenbahnzeit zu Pferde durchstreifte und jetzt auf dem Schienenwege darüber hinwegfliegt, kann an der Tatsache keinen Zweifel hegen.

Und an anderer Stelle: Ihre volle Bedeutung erhalten die jetzt fertiggestellten Linien erst durch ihren Zusammenhang mit dem Plane, das gesamte türkische Reich in Asien längs seiner Rückgratlinie von einem Schienenwege durchziehen zu lassen.

Sultan Abdul Hamid II. hatte sich die Vollendung der großen Überlandbahn nach Bagdad lebhaft zu Herzen genommen und verschiedene Vorstudien zu diesem Behufe ausführen lassen. Er betrachtete sie als das große Werk seiner Regierung und setzte ein besonderes Vertrauen in die deutschen Unternehmer, von denen er die Vollendung erwartete. Das Unternehmen ist kein geringfügiges und durchaus würdig, die Gedanken eines Souveräns zu beschäftigen. Uns Europäern erscheint die Linie meist weniger bedeutend als sie ist, weil wir gewohnt sind, auf den Karten die Länder des Ostens in sehr kleinem Maßstabe dargestellt zu sehen. Die jetzt im Betrieb befindliche Strecke Konstantinopel—Angora gleicht etwa der Entfernung Wien—Berlin oder Stuttgart—Hamburg. Bis Bagdad sind von Angora noch 1500—1600 km zu bauen; 600 weitere bis Bassora am Persischen Golf, so daß die gesamte Überlandbahn wohl auf 2700 bis 2800 km Entwicklung kommen könnte. Das ist etwa dieselbe Strecke wie von Königsberg in Preußen bis zum Ural; aber sie hat keine sarmatische Tiefebene zu durchziehen, sondern den hohen Taurus und noch manches andere wilde Gebirge zu überschreiten. Erst eine ferne Zukunft kann lehren, ob sich dies mit den Mitteln, die einem Unternehmen auf türkischem Boden zur Verfügung stehen, wird ausführen lassen. Sollte die Bahn einmal fertig werden, so muß sie freilich eine große politische und kommerzielle Wichtigkeit gewinnen. Sie würde den nächsten und schnellsten Weg vom Abendlande nach Indien bilden.

Ernst Jäckh schreibt in „Der aufsteigende Halbmond“, 5. Aufl., S. 158: Der deutsche General Freiherr von der Goltz Pascha, der deutsche Ingenieur Meißner Pascha und der deutsche Generalingenieur Graf Zeppelin — in dieser Dreieinigkeit verkörpert sich der Charakter der deutschen Kulturentwicklung für die Türkei. Auch heute folgte der deutsche Drang drüben den Spuren Barbarossas, über Konia und über den Taurus; hinunter ins heilige Land und hinüber ins ferne Bagdad; aber friedfertiger und erfolgreicher: durch die Methode des Instruktors, des Ingenieurs und des Kaufmanns, in der Organisation der Militärverwaltung, auf den Schienen der Lokomotive und in den Drähten der Elektrizität.

Grotzche, „Von Konstantinopel ins Herz Kleinasiens, eine Fahrt auf deutscher Eisenbahn“. Goltz, „Anatolische Ausflüge“. Jäckh, „Der aufsteigende Halbmond“.

9. Deutsche Siedelungen in Palästina.

Um zu verstehen, weshalb die 2200 Deutschen, meist Schwaben, gerade nach jenen Gegenden ausgewandert sind, will ich nur wenige aufklärende Worte hierüber einflechten.

Die Templer, die die Gründer dieser Siedlungen sind, bilden eine religiöse Sekte und wollten ursprünglich den Tempel wieder errichten.

Die Urkunde über die Gründung des „Deutschen Tempels“ besagt dies, und daraufhin entschloß sich eine Anzahl Männer nebst Familien in das gelobte Land, und zwar nach Jerusalem auszuwandern. Es kam aber anders, denn die ersten Familien landeten im Jahre 1868 in Haifa und siedelten sich am Fuße des Karmels an. Andere Siedler landeten in Jaffa und erwarben für billiges Geld eine verlassene amerikanische Siedlung. Nach und nach entwickelte sich dann ein immer regeres Leben, und heute bestehen und blühen die Kolonien: Haifa, daran angegliedert Um el Amed und Bet-Lahm, Jaffa, Sarona, Wilhelma und Bet-Lahm bei Jerusalem.

Im Laufe der Jahre trat aber das religiöse Motiv mehr zugunsten des Deutschtums in den Hintergrund, da nicht allein ehemalige Templer wieder zur rein protestantisch-evangelischen Kirche zurücktraten, sondern auch Evangelische aus dem Mutterlande zuwanderten und die Deutschen dort draußen gelernt haben, daß es gilt: „Zusammenzuhalten“, wenn nicht das eingeborene Element Herr über sie werden soll.

Geschützt wurden diese Deutschen einmal durch die mit der Türkei abgeschlossenen Kapitulationen und die zahlreichen Berufs- und Wahlkonsulate und durch sich selbst! Denn da gilt es: Seinen ganzen Mann zu stehen.

Die älteste und heute auch größte Kolonie ist Haifa, die, wie schon gesagt, 1868 gegründet wurde. Haifa am Golf von Akka, dem alten Accon der Kreuzfahrer, gelegen, war damals ein dahinvegetierendes Araberstädtchen, und wenn es heute eine Handelsstadt mit mehr als 20 000 Einwohnern ist, so ist dies in erster und man kann, ohne zu übertreiben, sagen einzigster Linie den rührigen deutschen Siedlern zu danken.

Ich will hier die Eindrücke so niederschreiben, wie mir Land und Leute dort aufgestoßen sind. Das Araber- und Türkenviertel durchfuhren wir, um dann zu frühester Morgenstunde dem Direktor der Hedschasbahn, dem Deutschen Herrn Diekmann, einen Besuch abzustatten. Bei Kaffee und Zigaretten tauschten wir unsere Ansichten aus, um darauf die Bahn einer eingehenden Besichtigung

zu unterziehen. Von Haifa aus gehen die Pilgerzüge mit 1. und 3. Klasse ab. Letztere kostet nur 2 Pfund türkisch. Deutsche Wagen laufen jetzt dort, da sie besser sind als die Holländer. Leider konnte Direktor Diekmann keine deutsche Kohle einführen.

Doch es galt nun, die eigentliche Kolonie unserer Landsleute aufzusuchen, und da war es denn eine angenehme Überraschung, aus der winkligen und nicht von Sauberkeit strotzenden Araberstadt in das deutsche Stadtviertel zu kommen. Die Kolonie ist in sich geschlossen und auch das zugehörige Land liegt darin oder in direkter Nachbarschaft. Alles atmet Leben und Ordnung. Die Straßen sind sauber und in tadelloser Verfassung, flankiert von Gärten vor den Häusern und bestanden mit Eukalyptusbäumen, die einen hohen sanitären Wert gegen die ansteckenden Krankheiten wie Cholera, Typhus u. a. m. haben. Olivenbäume in großer Anzahl beschatten die Gärten und Weinberge, die sich am Fuße des Karmel oder an dessen Abhängen hinziehen; sie sind für die Siedler recht ertragbringend.

Die Äcker werden außer mit Körnerfrucht, Mais und Kartoffeln meist noch mit Sesamhanf, Durrah und Wassermelonen bepflanzt. Letztere getrocknet und zu Mehl vermahlen, geben ein vorzügliches Winterviehfutter. Im Sommer wird viel Klee und Wicken für das Vieh verwandt, das zwar arabischen Stammes, aber nach deutscher Sitte gezüchtet wird; daselbe gilt von den Pferden. Die Landwirtschaft ist dort die erste und ausgiebigste Beschäftigung, wenn auch andere, besonders Handwerkerarbeiten sehr gesucht sind. So baut z. B. eine deutsche Firma nicht weniger als zwölf Bahnhöfe für die Hedschasbahn, und liefert ein Wagenbauer Luxus- und Arbeitswagen fast für ganz Palästina, ja sogar bis Ägypten, wo selbst der Khedive kürzlich noch vier Wagen gekauft hat. Reges und ertragreiches Leben ist hier allerwärts zu spüren; wenn auch hart gearbeitet werden muß, die Früchte des Fleißes sind nicht ausgeblieben, und das subtropische Klima trägt viel dazu bei, die Landwirtschaft gedeihlich zu machen.

Zwischen Palmen und Nußbäumen, Ziersträuchern und herrlichen blühenden Kakteen liegen die einfachen und massiven Häuser, von Deutschen erbaut.

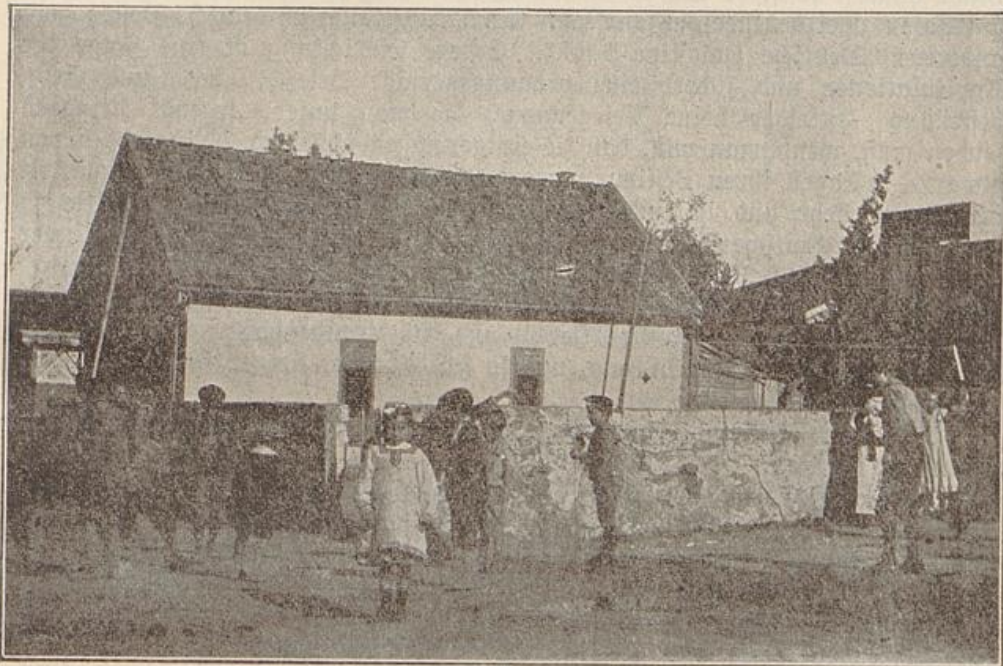
Weiterhin galt der Besuch all' den kleinen, aber für unsere deutschen Landsleute doch wichtigen Einrichtungen, wie Templerhaus, Schulen und Privathäusern. In den weiten Hofräumen waren die Ernten zum Teil aufgestapelt, denn unsere deutschen Landsleute bezahlen in ihrer Gutmütigkeit auch den „Zehnten“, richtiger gesagt „Achten“, obgleich sie diese Abgabe als Ausländer nicht zu leisten brauchen, um so dem Steuerpächter ihren Zins bereitzuhalten.

Oben auf dem Karmelberge besitzen unsere Deutschen auch ein schönes Stück Land, das sie zum Teil zur Zeit der Kaiserreise erworben haben, wo aber schon mancher der alten Bewohner sich vor etwa einem Menschenalter angebaut hatte. Die kleinen damals angepflanzten Pinien sind heute mächtige rauschende Bäume, und der zu Ehren des Kaisers und der Kaiserin vor 15 Jahren gepflanzte Hain hinter dem Kaiserstein ist auch schon ein stattliches Wäldchen geworden, von dem aus der Weg bis zum deutschen Karmelluftkurhaus nur noch wenige Minuten lang ist. Mit vielen Schwierigkeiten war von jeher hier für unsere Landsleute der Landerwerb verbunden.

Die Zeit, die ich im Kreise der deutschen Landsleute in Haifa und anderwärts verlebte, gehören mit zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens, denn ich war dort unter echten deutschen Männern und Frauen, die sich ihren

Rassestolz und unverfälschtes Germanentum mitten in diesem merkwürdigen Orient bewahrt haben. Dies sei aber ganz besonders auch zur Ehre unserer deutschen Mädchen gesagt, denn nur ein einziges Mal hat aus christlicher Nächstenliebe eine Deutsche einen christlichen Araber geheiratet; einmal eine und keine wieder!

Jaffa, das eine Tagereise von Haifa entfernt liegt, war zwar immer eine Handelsstadt als Zugangshafen von Jerusalem, verdankt aber auch der Rührigkeit der Templer und Deutschen einen Teil seines Aufschwunges. „Noch vor drei Jahrzehnten setzte man sich in Jaffa auf ein Eselin, und über Stock und Stein, auf halsbrecherischen Pfaden ging's die 65 km nach Jerusalem hinauf, das etwa 800 m über dem Meeresspiegel liegt. Dieser Ritt dauerte



Mit Genehmigung des Verlages „Heimat u. Welt“, Dresden.
Schulkinder auf der deutschen Kolonie Jaffa.

manchmal zwei bis drei Tage; Klöster am Wege waren die Nachtherbergen. Besser wurde es, als die türkische Regierung sich entschloß, eine Fahrstraße von Jaffa nach Jerusalem zu bauen. Die deutschen Ansiedler waren die ersten, die Kutschwagen einführten und bald auch selbst bauten. Wie königlich kam man sich nun vor, wenn man in acht bis zehn Stunden im federnden, schön gepolsterten Wagen zur heiligen Stadt hinauffuhr.

Und heute! — Seit 1892 führt eine Gebirgsbahn durch Täler und an Bergabhängen zur Höhe empor, und in 3½ Stunden bereits erreicht man sein Ziel.“

Sarona, das etwa 3 km von Jaffa entfernt ist, hat seine Bedeutung den berühmten Orangenanpflanzungen wie seinem ausgezeichneten Wein zu verdanken, wenn auch Jaffa in ersterem ihm noch die Stange hält. In Jaffa sind die Deutschen nicht so scharf von den Eingeborenen in örtlicher Beziehung

isoliert, und so ist denn auch hier ein Teil der Deutschen als Städter, besonders als Handwerker und auch als Kaufmann tätig.

So hat eine Firma, Gebrüder Wagner, einen guten Ruf als Maschinenfabrik; u. a. liefert sie auch zur Landesbewässerung heute schon rund 350 Motoren. Das will viel besagen, weil der größte Teil derselben sich nicht in den Händen der Deutschen, sondern auch in vielen Fällen der Fellachen befindet, die jahrelang als Arbeiter im Dienst der Deutschen gestanden, hier etwas gelernt haben und das nun für sich ausnutzen, indem sie selbst bereits ganze Dörfer gebildet haben.

In emsigster Arbeit haben auch hier die deutschen Siedler eine Kolonie geschaffen, wie sie besser kaum gedacht werden kann. Landet er und geht zur Stadt hinaus, so sieht der ortsunkundige Deutsche zu seinem Erstaunen dicht am Hafen zwei deutsche Aufschriften. Einmal: „Kaiserlich deutsche Post“; zum anderen: „Deutsche Palästina-Bank“. Erstere Einrichtung ist eine Folge der Kapitulationen und sichert eine ordnungsgemäße Brief-, Paket- und Geldbestellung — leider keine Telegramme, die man unter „irgend“ dringend senden muß, wenn man will, daß sie einigermaßen schnell, d. h. innerhalb von etwa 2—3 Tagen ihren Bestimmungsort erreichen sollen. Die Bank vermittelt den Geldverkehr und ist in der Lage, durch die Zinssätze gute Geschäfte zu machen. Der deutsche Teil des Ortes, also die Kolonie, ist durch eine Mauer von der arabischen Stadt getrennt. Hier liegen dicht beieinander: das deutsche Parkhotel, in dem 1898 das deutsche Kaiserpaar gewohnt hat, die deutsche evangelische Kirche, der deutsche Verein und das Krankenhaus. Letzteres reicht aber bei weitem nicht mehr aus, und so soll denn an seiner Statt ein neues und größeres errichtet werden.

Von einer Pilgerfahrt ins heilige Land schreibt Pfarrer Kunde von seinem Besuch in Sarona:

Sarona gleicht in allen ihren Einrichtungen ganz und gar einem schmucken deutschen Dorfe: rote Ziegeldächer bedecken die Häuser, freundliche Gärten umgeben dieselben. Über den Haustüren standen in der Regel schöne Bibelsprüche, in derselben Weise waren auch die Wohnzimmer ausgeschmückt. Beim Herrn Schullehrer, welcher zugleich Ortsvorsteher ist, stiegen wir ab. In wahrhaft rührender Weise wurden wir dort bewillkommt und bewirtet. Die Frau Schullehrerin kochte gleich Kaffee nach heimischer Art, der uns vortrefflich schmeckte. In einem größeren Raume fand Unterricht statt; wir wohnten demselben eine Zeitlang bei und bemerkten dabei zu unserer Freude, wie dort unsere teure Muttersprache auch in der Fremde eifrig gepflegt wurde. Darauf besichtigten wir noch den einfachen Betsaal der Gemeinde und sahen uns die Einrichtung in verschiedenen Bauernhöfen an. Überall wurde uns ein freundliches „Grüß Gott!“ aus Schwabenmunde entgegengebracht; überall, bei Kindern und Erwachsenen, sahen wir die Trachten unserer Heimat. Das alles hat unseren Herzen sehr wohl getan. Nach etwa zweistündigem Aufenthalte kehrten wir wieder zurück nach Jaffa. Die Mädchenschule ging gerade aus. Da riefen uns die kleinen Schülerinnen, mit ihrer Tafel in der Hand und ihrem Tuch um den Kopf von allen Seiten noch ein weithin tönendes „Leben Sie wohl!“ zu. Die Alten aber drückten uns herzlich die Hand zum Abschied und sagten: „Grüßen Sie unser liebes, deutsches Vaterland!“

Die Deutschen in Sarona sind in erster Linie Weinbauern und züchten Apfelsinen. Außer den beiden Hauptexportartikeln Wein und Apfelsinen, von

denen man etwa 600 000 Kisten alles in allem von Jaffa absendet, werden hier ebenso wie in den anderen Kolonien Körnerfrüchte, wie auch das nötige Viehfutter gebaut. Aus Sarona wurden im letzten Jahre auch die Kaiserorangen gesandt, denn Kaiser Wilhelm hat bei seiner Palästina-reise 1898 angeordnet, daß für die kaiserliche Tafel alljährlich 80 Kisten Orangen von diesen deutschen Kolonien zu senden sind, die aus der kaiserlichen Schatulle bezahlt werden. Der Traubengewinn belief sich 1911/12 auf rund 2000 Zentner; als Marktpreis erzielte der einzelne Zentner etwa 3½ Fr.

Wir hatten zu unserer Tour ein dem Herrn Wagner gehörendes Automobil zur Verfügung und konnten so noch an dem einen Tage Wilhelma aufsuchen. Lage und Arbeit ist ähnlich wie in Sarona, nur werden Erfahrungen nutzbar gemacht, und so haben die Wilhelmaer noch keine so ausgedehnten Weinanpflanzungen vorgenommen und sich mehr auf den Ackerbau und die Viehzucht gelegt; konnten sie doch im letzten Jahre aus ihrem Milchverkauf, es geht täglich ein Wagen nach Jerusalem und einer nach Jaffa, rund 48 000 Fr. umsetzen. Wenn die Gesetze nicht ausreichen, und wo tun sie das im Orient, da greifen unsere Landsleute einfach zur Selbsthilfe, und so ist es ihnen auch hier gelungen, durch die Einrichtung einer Isolierstation die Einschleppung von Viehkrankheiten durch Arabervieh zu verhüten, und die deutsche Ackerbau-schule in Wilhelma hat bereits viel Segen gebracht. Der Boden ist vorzüglich, ja zeitweise sogar zu fett, daß man dort, man sollte es kaum glauben, aber es ist so, statt Dünger Sand einstreuen muß. Natürlich wird an anderen Stellen auch heute schon künstlicher Dünger verwendet, und zum Ärger und Leidwesen der arabischen Nachbarn trägt der in deutschem Besitz befindliche Boden das Vielfache an Früchten der Eingeborenenbesitzungen, worüber nach echt orientalischer Art nicht selten der schönste Streit entsteht.

So arbeiten denn unsere deutschen Landsleute da draußen auf deutsche Art und mit schwäbischer Fähigkeit, und wenn wir den Gesamtwert aller Siedlungen mit rund 15 Millionen Mark beziffern an Grund- und Gebäude-wert, Viehbeständen und Inventar, so ist das nicht zu hoch gegriffen.

Wilhelm v. Trotha, „Heimat u. Welt“, 1914. (Gekürzt.)

10. Deutsche Liebestätigkeit im Orient.

a) Unsere Schwestern in Ägypten.

Vom alten Wunderland Ägypten, von seinen Pyramiden und Tempeln, von den Gräberstätten, die uns ein Bild uralten Lebens erschlossen haben, ist viel gesagt und geschrieben worden. Auch das arabische Ägypten des Mittelalters mit dem Zauber-glanz der Schilderungen aus „Tausend und eine Nacht“, das Ägypten der Kreuzfahrer, um dessen Besitz bei Damiette deutsches Blut in Strömen geflossen ist, dessen großer Sultan Kamil sich vor der Hoheit des Stauferkaisers Friedrich II. beugte, ist uns keine völlig fremde Welt. Und vom Ägypten der Neuzeit pflegen wir soviel zu wissen, daß England und Frankreich dort seit hundert Jahren um Einfluß und Macht gerungen haben, bis das seegewaltige England seine Hand auf den wertvollen Besitz legte, um endgültig das Niltal vom Delta bis zu den Quellen im fernen Sudan zu beherrschen und den Schienenweg von Alexandrien bis Kapstadt der Vollendung entgegenzuführen.

Aber wir wissen meist wenig davon, daß seit mehr als einem halben Jahrhundert deutsche Arbeit zur Blüte eines neuen Ägypten wesentlich bei-

getragen hat, daß schon im Jahre 1857 deutsche und deutsch-schweizerische Kaufleute so zahlreich im Nillande angesiedelt waren, daß man in Alexandrien zur Gründung einer deutsch-evangelischen Kirchengemeinde und eines deutschen Krankenhauses schritt, die beide seither in erfreulicher Weise sich entwickelt haben. Und deutsche Frauen, schlichte Diakonissen vom Kaiserswerther Mutterhause sind es, die durch ihre stille, treue Arbeit den deutschen Namen dort zu Ehre und Ansehen bringen.

Die Welt des erstorbenen morgenländischen Christentums durch das Werk der Nächstenliebe an dem Massenelend der Kranken und Verwahrlosten neu zu beleben, zugleich auf diesem Wege die Lebenskräfte des Evangeliums in die abgeschlossene Welt des Islam hineinzutragen, war ein großer Gedanke des Begründers der deutschen Diakonissenarbeit, des Pfarrers Theodor Gledner in Kaiserswerth am Rhein. Besonderes Verständnis und kräftige Förderung fand er für seine Pläne bei dem hochsinnigen Könige Friedrich Wilhelm IV., der für die Arbeit der Schwestern in Jerusalem ein Haus stiftete, das die Wiege einer ausgedehnten Liebestätigkeit in Palästina und Syrien geworden ist. Heute zeugen das große Krankenhaus in Jerusalem¹⁾, das Krankenhaus in Beirut²⁾, die blühenden Erziehungsanstalten für verwaiste und verwahrloste Mädchen in Jerusalem und Beirut von der Ausdehnung, die allmählich diese Arbeit gewonnen hat³⁾. Es läßt sich schwer ermessen, welche Ströme des Segens durch diese Erziehungsarbeit der auf dem Boden des Islam so völlig vernachlässigten weiblichen Jugend des Morgenlandes zugeflossen sind.

Im Winter 1856/57 weilte Gledner zu seiner eigenen Erholung von schwerer Krankheit in Ägypten und gewann einen Eindruck von der Not nicht nur der Landeskinder, sondern auch der eigenen Landsleute, denen in Krankheitsfällen jede Fürsorge fehlte. So zogen noch 1857 drei Diakonissen in Alexandrien ein und eröffneten im Jahre 1858 das Krankenhaus in einem gemieteten Hause im einstigen Türkenviertel der Stadt. 1870 ward vor den Toren der Großstadt ein schöner, eigener Bau in weitem Garten bezogen, der schließlich der wachsenden Stadt weichen und 1909 mit einem noch stattlicheren Neubau vertauscht werden mußte.

Da haben in unermüdlicher Geduld unsere Schwestern, deren Dreizahl sich bald ins Drei- und Fünffache vermehren mußte, Kranke in stetig wachsender Zahl gepflegt und unter Leitung trefflicher deutscher und englischer Ärzte ihrem Krankenhause weit und breit im Lande den besten Ruf erworben. In den Jahren, wo der Schreiber dieser Zeilen als deutscher Pfarrer von Alexandrien im Krankenhause ein und aus ging, waren von den 1100 bis 1200 jährlich verpflegten Kranken der weitaus größere Teil Landeskinder arabischer Sprache und mohammedanischen Glaubens, und dazu wurde die freie ärztliche Beratungs- und Verbandstelle von etwa 30 000 braunen und schwarzen Menschenkindern benützt. Wie wunderbar mußte es oft für die arabischen Frauen sein, die eigene Hilflosigkeit und Trägheit mit der stillen Tatkraft der deutschen Schwestern zu vergleichen, und es gehörte wohl die ganze starre Selbstgerechtigkeit des Islam dazu, wenn wohl einmal eine Genesene beim Scheiden ihren

¹⁾ Dazu Hospital in Urfa (mit Waisenhaus, Klinik und Apotheke), auch wirken die katholischen Borromäerinnen in Greifenashlen, Polikliniken und Pilgerheimen.

²⁾ 1866 vom Johanniter-Orden erbaut.

³⁾ Mädchen-Waisenhaus Talitha-Kumi in Jerusalem, Mädchen-Waisenhaus in Beirut und Smyrna, das Syrische Knaben-Waisenhaus in Jerusalem.

Dank in die Worte kleidete: „Schwester, du bist gut, du bist vortrefflich; wie schade, daß dir der wahre Glaube fehlt!“ — In Scharen standen oft die verschleierten Frauen mit ihren augenkranken Kindern an der Beratungsstelle, und wenn dann unsere Schwestern in ehrlicher deutscher Entrüstung ihnen das eigene Verschulden vorhielten, den starrenden Schmuß, die dicken Krusten um die kranken Augen, von denen die Fliegen, die bösen Krankheitsträger, gar nicht mehr zu vertreiben waren, so erfolgte stets die für den Islam kennzeichnende Antwort: „Min Allah, von Gott! Was können wir dafür, daß Gott Fliegen, Schmuß und Krankheiten, daß er uns so träge geschaffen hat?“ — Wenn es nun wirklich mit der Plage der Augenkrankheiten in Ägypten wesentlich besser geworden ist, wenn überhaupt unter der englischen Herrschaft in der Bekämpfung und Verhütung von Seuchen erkennbare Fortschritte erzielt worden sind, so ist das ohne jeden Zweifel zu einem großen Teil der vorbildlichen Arbeit der deutschen Krankenhäuser zu verdanken. Von Krankenhäusern reden wir; denn im Jahre 1884 wurde auch in Kairo ein deutsches Diakonissenkrankenhaus eröffnet, das sich bis heute gleicher Blüte erfreut wie das ältere Haus in Alexandrien.

Wie manchem Sohn, wie mancher Tochter unserer deutschen Heimat hat der stille Frieden dieser Häuser, hat die liebevolle Pflege der Schwestern in schweren Krankheitstagen das Elternhaus, die Mutterliebe ersetzt, wie mancher Heimatlose hat dort den Weg zur wahren Heimat gefunden! Welch ein schönes Lob, wenn einmal ein an der Schwindsucht rasch dahinsterbender junger Engländer von seiner Pflegerin sagte: „Sie kommt in mein Zimmer wie ein Sonnenstrahl!“ — Und wie wäre ein deutsches Krankenhaus denkbar ohne die deutsche Weihnachtsfeier! Von fernher übers Meer kam die heimatische Tanne, die dort kein Baum des Morgenlandes ersetzen konnte, und unter dem Lichterglanz erklangen die lieben heimatischen Lieder von der Christfreude, die nirgends so tief in den Herzen Wurzel geschlagen hat wie im deutschen Land. Wurde dann die Weihnachtsbotschaft nicht nur in deutscher und englischer, sondern auch in arabischer Sprache verkündet, so nahmen auch die Fremdlinge ihren Eindruck vom deutschen Fest mit hinweg und empfanden etwas von der großen Freude, die allem Volk widerfahren soll.

Im Jahre 1882 schwebte Haus, Arbeit und Leben der deutschen Schwestern in großer Gefahr. Damals war in Ägypten eine Bewegung gegen die europäische Vorherrschaft entstanden, die man wohl als national bezeichnet hat, die aber weit mehr den alten im Wesen des Islam wurzelnden Glaubens- und Fremdenhaß zu neuer Erscheinung brachte. An einem Sonntag im Juni wurden in den Straßen Alexandriens viele Europäer erschlagen und mißhandelt, und es begann ein großer Auszug aus Ägypten. In Scharen verließen die ansässigen europäischen Kaufleute mit den Ihrigen den gefährlichen Boden, und an unsere Schwestern trat die Frage heran, ob sie in solcher Zeit der Unsicherheit und Schutzlosigkeit — denn auch die Schutzbehörden, die Konsulate, wanderten aus — nicht sich selbst in Sicherheit bringen müßten. Das Pflichtgefühl und die reichlich vorhandene Arbeit gaben den Ausschlag, unsere Schwestern blieben bei ihren Kranken. Und in den bewegten, sorgenvollen Wochen, die dahingingen, bis in Europa die Staatsmänner sich darüber klar wurden, was in Ägypten geschehen sollte, wurde das Krankenhaus die Zuflucht aller der Deutschen, die aus irgendwelchen Gründen nicht rechtzeitig die Flucht in die Heimat hatten bewirken können. Immer bedenklicher und gespannter wurde die Lage, und

ehe die Lösung erfolgte, sollten noch Tage schwerer Not und Sorge über das tapfere Häuflein kommen. Am 11. Juli 1882, genau einen Monat nach dem Straßengemehel, beschossen englische Kriegsschiffe die Befestigungen von Alexandrien. Aber ehe man es wagte, den raschen Erfolg der Beschießung durch Landung von Truppen zu vollenden, geriet die unglückliche Stadt in die Gewalt einer Horde von Räubern, die das reiche, schöne Europäerviertel nach gründlicher Plünderung in Brand setzten und Mord und Totschlag verübten. Am Nachmittag des Beschießungstages pochten die Wilden auch am Krankenhaus an, sprengten das Gartentor und drangen in das Haus ein. Was hätten die wenigen im Hause weilenden Männer dagegen vermocht? Jeder Versuch einer bewaffneten Gegenwehr hätte nur aller Verderben besiegelt.

Da trat die vorstehende Schwester Barbara Erkmann in Ruhe und Besonnenheit den Wilden in den Weg, erinnerte sie an den Zweck des Hauses, das so oft ihren eigenen Landsleuten gedient habe, und siehe da! — das schlichte Wort einer mutigen Frau bewirkte, was kein bewaffneter Arm vermocht hätte: die Bande zog ihres Weges. Der berühmte Afrikaforscher Schweinfurth, der unter den Flüchtlingen im Hause weilte, schrieb darüber: „Die Schwester Barbara, liebevoll, besonnen und fest in guten wie in bösen Tagen, bot allen das Beispiel eines wahren Christenfinnes, wie es die Religion der ersten Jahrhunderte in seiner blendenden Reinheit uns vorführt. Da gab es kein Wehklagen, keine angstvolle Unruhe; sie und alle die übrigen Schwestern waren leuchtende Vorbilder mannhafter Entschlossenheit und Ruhe. Und wie war diese letztere soeben erst auf die Probe gestellt worden! . . . Das Haus steht unter dem sichtbaren Schutze des Allmächtigen, und die Volksgunst, die sich in einem schwachen Schimmer arabischer Dankbarkeit offenbart, ist nur zufällige Beigabe.“

Nach drei banger Tagen erst landeten mit den Engländern auch deutsche Seeleute vom Kanonenboot Habicht und übernahmen den Schutz des Hauses. Gleich darauf mußte es doch geräumt werden, da es zu weit draußen vor der Stadt lag, und in banger Nachtstunden, deren Dunkel die noch immer wogende Feuersbrunst erhellte, von den Engländern am Stadttor für anrückende Feinde gehalten und mit Schüssen begrüßt, erreichte der Zug der Schwestern mit ihren in Wagen verladenen Kranken unter dem Geleit der deutschen Seeleute endlich den Hafen und das notdürftige Obdach des kleinen Kanonenbootes. Ein ägyptischer Dampfer mit dem schönen Namen Rachmanieh, Barmherzigkeit, wurde dann zum schwimmenden Krankenhaus eingerichtet, bis am 9. August die Schwestern nach Herstellung der Ordnung in das unversehrte Haus zurückkehren durften.

Das Andenken an diese schlichte Heldentat ist unter Europäern und Arabern in Ägypten unvergessen geblieben und hat dem weiteren Segenswirken unserer Schwestern neue Bahnen eröffnet. Fünfzig Jahre ihres stillen Wirkens auf dem heißen Boden Ägyptens sind dahingegangen, die ehrwürdige Schwester Barbara ist nach kurzem Feierabend in heimatlicher Erde zur Ruhe bestattet worden. Wir freuen uns, daß die Arbeit deutscher Frauen ihr bedeutsames Teil beiträgt, daß auch im fernen Lande zu des deutschen Namens Ehre echt weibliches Wirken die Liebe verkündigt, die nicht müde wird, in der Stille Gutes zu tun.

Klingemann in Korodi, Lesebuch für höhere Mädchenschulen,
4. Band, Abt. B.

b) Der Besuch Kaiser Wilhelms II. im Syrischen Waisenhaus.

Schon seit manchem Tage war alles auf den Beinen, um die kaiserlichen Gäste würdig zu empfangen. Die türkische Regierung hatte, wonach wir schon seit Jahren vergeblich getrachtet hatten, eine Fahrstraße von der Jaffastrafe bis zu unserem Gebiete hergestellt. Ganze Kamellasten von Palmzweigen hatten unsere Leute von der Philisterebene heraufgeholt, alle zu dieser Jahreszeit noch mit grünem Laub versehenen Bäume, insbesondere die Johannisbrot- und Pfefferbäume, waren geplündert worden, um, soweit möglich, trotz des dünnen Oktobers dem Hause ein grünes Festgewand anzulegen. Am Eingang zum äußeren Hofe war ein Triumphbogen mit einer Kaiserkrone und Willkommensprüchen aufgerichtet, eine Feststraße mit hohen Flaggenmasten, Piniengirlanden und Palmzweigen führte zum inneren Hoftor, und die ganze große Anstalt, das Pfarrhaus, die Handwerkerhäuser und Handwerksstätten prangten in reichem Flaggenschmuck in den Farben des Kaisers und der Kaiserin, des Deutschen Reiches, Preußens und sämtlicher Länder unserer Kuratoriumsglieder. Auch im inneren Hofe, wo die Begrüßung stattfinden sollte, hatte das Haus festlichen Schmuck angelegt. Palmzweige umkränzten die Fenster und Türen, Wappenschilder des Kaisers und der Kaiserin und Willkommensprüche von der kunstfertigen Hand des Lehrers Braun gemalt, prangten an den Mauern, und gegenüber der Kapelle war im Hofe ein Baldachin errichtet, der sich über einer festlich geschmückten Estrade für die kaiserlichen Majestäten wölbte. Der kaiserliche Generalkonsul, Herr Dr. v. Tischendorf, war auch erschienen, ebenso der türkische Pascha, und eine starke Abteilung türkischen Militärs bildete vor dem äußeren Hofe Spalier.

Kurz nach 4 Uhr sah man von der Jaffastrafe herab den glänzenden kaiserlichen Zug daherkommen. Da ertönte von unserer Turme das Geläute der drei von Kaiser Wilhelm dem Großen geschenkten Glocken, und es dauerte nicht lange, so hielt schon der kaiserliche Wagen vor unserem Tore.

Mein Bruder Theodor, der Direktor des Hauses, eilte mit mir zur äußeren Pforte. Da war unser liebes Kaiserpaar, freundlich stiegen sie aus, nahmen unsere frohen Willkommgrüße huldvollst entgegen und ließen sich von uns in den inneren Hof führen. Dabei übersah die Kaiserin, die von unserer Wassernot gehört hatte, in ihrer Freundlichkeit nicht, daß dennoch zur Vermeidung des Staubes der ganze Weg mit Wasser gesprengt worden war.

Im inneren Hofe war die ganze Einwohnerschaft des Syrischen Waisenhauses versammelt, im Vordergrunde die Witwe des Begründers des Hauses, Frau Direktor Schneller sen. mit ihrer Tochter Frau Maria Bauer, die Frau des gegenwärtigen Direktors, sowie die Kinder der beiden letzteren mit Schärpen in deutschen Farben und Blumensträußchen in den Händen. Dahinter standen die verschiedenen Schulen mit ihren Lehrern, Lehrer Bauer mit seinen Seminaristen, die Handwerksmeister mit ihren Gesellen und Lehrlingen. Die Majestäten traten zuerst an die greise Waisemutter heran, begrüßten dieselbe huldvoll und sprachen ihr Bedauern aus, daß sie den verdienstvollen Begründer des Hauses, den „Vater Schneller“, nicht mehr am Leben träfen. Die Kaiserin nahm den Dank derselben entgegen für die Verleihung der silbernen Frauenverdienstbrosche am weißen Bande, die ihre Brust schmückte und die derselben gleichzeitig mit der Dekorierung ihrer beiden Söhne von Ihrer Majestät verliehen worden war, gnädigst entgegen und ließ sich von den Kindern des

Direktors einige Blumensträuße überreichen. Dann traten die Kaiserlichen Majestäten unter den Baldachin und genehmigten, daß ich sie mit folgender Ansprache begrüßte:

„Euere Kaiserlichen und Königlichen Majestäten begrüße ich als Abgesandter des Kölner Vorstandes des Syrischen Waisenhauses untertänigst auf diesen durch die heilige Geschichte seit 3000 Jahren geweihten Höhen Jerusalems. Vor vierzig Jahren war der Boden, auf dem wir stehen, eine starre Felsenwildnis, ringsum kein Baum und kein Haus bis zu den Stadtmauern Jerusalems. Da kamen unsere Eltern, getrieben von Erbarmen für das Volk dieses Landes, um sich im Namen des größten Sohnes Palästinas der ärmsten Kinder des heiligen Landes anzunehmen. Hier, wo Eure Majestäten jetzt unsere Kapelle sehen, bauten sie sich zuerst ihre Laubhütten in der Nachbarschaft der Schakale und Hjänen, hier an derselben Stelle bauten sie das erste Haus vor den Mauern Jerusalems, hier wurden sie mehrfach von Räubern überfallen, geplündert, mißhandelt, so daß mein Vater, der diesen heutigen großen Tag leider nicht mehr erleben sollte, in seinem Blute dalag. Aber mit dem heiligen Troß eines unerschütterlichen Glaubens blieben sie, im Vertrauen auf den Herrn, der Gebete erhört. Und der Herr, der das Geringe ansieht und das Schwache aus dem Staube erhebt, hat nach seiner Verheißung seinen Segen darauf gelegt; Euerer Majestät Regierung, die Kaiserliche Botschaft in Konstantinopel, das Kaiserliche Konsulat in Jerusalem haben uns, wofür wir Euerer Majestät nie genug danken können, den kräftigsten und wohlwollendsten Schutz angeheißen lassen; Tausende, ja ich kann wohl sagen Hunderttausende von Glaubensbrüdern in Nord und Süd haben dies Haus mit ihren Gaben und Fürbitten gestützt. Heute steht auf der ehemaligen Felsenwüstenei diese stattliche Reihe von Gebäuden, welche Euere Kaiserlichen und Königlichen Majestäten bei der Anfahrt gesehen haben, mit mehr als 300 Einwohnern. Hier empfangen die Kinder des Landes eine tüchtige Schulbildung in deutscher und arabischer Sprache, wir führen sie in die heilige Schrift ein, sie werden in der Bibel so bewandert wie nur irgendein sorgfältig erzogenes Kind evangelischer Eltern in Deutschland, aber wir lehren sie auch in unseren mannigfaltigen Handwerksstätten und Industrien tüchtig arbeiten, damit sie einmal unabhängig ihr eigen Brot essen können. So sind jetzt durch dieses Haus, das längst über die Aufgaben eines bloßen Waisenhauses hinausgewachsen und zu einer Pflanzstätte evangelischen Glaubens im ganzen heiligen Lande geworden ist, wohl 2000 Landeskinder hindurchgegangen, damit sie als Pioniere des Evangeliums, und ich kann wohl auch sagen deutscher Art, Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit auf den Bergen Judäas, Samarias und Galiläas diesem Lande Segen bringen.“

Begeistert stimmten alle in das Hoch ein und sangen mit Begleitung des Posaunenchores das „Heil dir im Siegerkranz“. Die Kaiserlichen Majestäten erwiderten die Begrüßung aufs leutseligste mit dem Ausdrucke ihrer Freude über den Anblick dieser gewaltigen evangelischen Anstalt in Jerusalem.

Mit Wohlgefallen hörten die Majestäten ein mit hellen Stimmen und in frischem Tempo gesungenes Lied an. Der Kaiser war verwundert, bei den arabischen Landeskindern eine so vortreffliche Aussprache zu finden und freute sich, daß durch solche Lieder die Heimatsliebe zum heiligen Lande gepflegt werde.

Auf ein gegebenes Zeichen verschwanden jetzt im Nu die sämtlichen Anstaltsgenossen, indem sie sich in guter Ordnung an ihre Plätze begaben, die

Lehrer und Schüler in die Schulen, die Handwerksmeister, Gesellen und Lehrlinge in ihre Werkstätten, damit den kaiserlichen Gästen die Anstalt in vollem Betriebe vorgeführt werden konnte. Der erste Besuch galt der Töpferei. Hier saß Meister Gustav Haberstroh mit seinen Gesellen an der Drehscheibe. Beim Anblick der verschiedenen fertigen Tonwaren, u. a. schöner Kachelöfen, die das Syrische Waisenhaus für das ganze Land liefert, erkundigte sich der Kaiser nach dem Absatz und freute sich zu hören, daß derselbe durchaus befriedigende Resultate erziele.

Dann wurde die gegenüberliegende Buchdruckerei besucht. Hier war alles in eifriger Tätigkeit. Die Maschine lief, und von dem neuen „Boten aus Zion“ kam ein Exemplar nach dem anderen heraus. Der Kaiser ließ sich den Buchdruckermeister Thalil Abdallah vorstellen und freute sich zu hören, daß auch dieser ganz im Syrischen Waisenhause erzogen und ausgebildet sei. Ein vor seinen Augen gedrucktes Exemplar nahm der Kaiser mit, befahl, daß es seiner Bibliothek einverleibt werde und gestattete, daß ihm der „Bote aus Zion“ künftighin regelmäßig zugesandt werde. Nachdem auch die Drechslerei im Vorübergehen besichtigt worden war, wandten wir uns der Blindenanstalt zu, während der Kaiser seine Befriedigung über diese Fürsorge für die Zukunft der jungen Leute durch Erziehung zur Arbeit aussprach und erzählte, daß er selbst auf dem Wege von Haifa nach Jerusalem Gelegenheit gehabt habe zu beobachten, daß das Syrische Waisenhaus brave Menschen heranbilde. Auch freute sich der Kaiser, daß, wie er vorhin gesehen, die Anstalt auch zwanzig Mädchen erziehe, weil später die Verheiratung der jungen Männer mit ebenbürtig erzogenen Frauen eine Lebensfrage für die ganze Arbeit des Hauses sei.

Inzwischen war Ihre Majestät die Kaiserin mit einem Teile des Gefolges unter Führung des Direktors Th. Schneller zu der Ausstellung der Produkte des Hauses gegangen. Da waren alle möglichen Gegenstände zu sehen, Olivenholzwaren, Tonwaren, große und auch kleine als Nippesachen, Perlmutterarbeiten, Fayenceplatten, Kachelöfen, Vasen und Tellerchen aus schwarzem Stein vom Toten Meer, Eichstöcke von Gilead und natürlich auch die unvermeidlichen Ansichtspostkarten aus dem Verlage des Syrischen Waisenhauses. Dieser Anblick erweckte die Kauflust nicht nur Ihrer Majestät der Kaiserin, sondern auch des Gefolges. Die Kaiserin war unermülich im Einkaufen, ganze Stöße von Waren gingen weg. „Das paßt ja schön für Weihnachten, ich habe so viele Leute zu beschenken,“ sagte sie, nahm eine ganze Last von Olivenholzwaren, namentlich Bibeln in Oliveneinband, Ansichtspostkarten für die Prinzen, und die hohe Frau ahnte gar nicht, wie dem daneben stehenden Direktor dabei das Herz im Leibe lachte. Denn der hatte in der Anstaltskasse seit Wochen bedenkliche Kassenöde, und der gestrenge Kassierer in Köln wollte nichts schicken — nun konnte man doch wieder fröhlich weiter wirtschaften.

Endlich wurde abgebrochen, und in der Blindenanstalt trafen die kaiserlichen Majestäten mit dem beiderseitigen Gefolge wieder zusammen. Die Blinden sangen den hinausgehenden Majestäten ihr Lieblingslied „So nimm denn meine Hände“ nach.

Inzwischen war auch draußen die Dämmerung eingetreten und die kaiserlichen Gäste mußten an den Ausbruch denken. Der größte Teil des Hauses war noch nicht gesehen, die Speisesäle, die größeren Schulen, die neue Siegelei, die großen Ställe, die Schlosserei, die Tischlerei, die Schneiderei, aber die Zeit reichte

nicht mehr — nur in die Schusterei warf die Kaiserin noch einen Blick. Auch an dem stattlichen Neubau für die armenischen Waisen mit seinen prächtigen, luftigen Schlassälen konnten wir unsere hohen Gäste nur vorüberführen.

Schneller, „Die Kaiserfahrt durchs Heilige Land“. (Gekürzt.)

II. Deutsche Altertumsforschung.

Im Eilwagen mit vier starken Maultieren, türkische, persische und „fränkische“ Reisende miteinander, geht es über die staubige, trockene Fläche zwischen Bagdad und Hilleh. Die Türken sind ein Beamter und ein Steuerpächter, die nach Hilleh wollen, die Perfer zwei Kaufleute aus Rescht am Kaspischen Meer, sie gehen nach Kerbela, um am Grabe Husseins zu beten, und ich selber, mit einem deutschen gelehrten Landsmann, wir fahren nach Babylon. Das Land ist öde, und gegen den Horizont sieht man nah und fern als einzig übriggebliebene Zeugen der großen Vorzeit die spitzen oder flachen Tells (künstliche Erdhügel) sich abheben. Rechts und links ist der Boden mit Siegelbrocken und Scherbenstücken überstreut, aber nirgends ist Leben, nirgends Anbau. Ein zerfallener Chan und ein elendes Dorf mit der Station zum Wechseln der Zugtiere war bisher alles, seit wir Bagdad verließen. Als wir bald vier Stunden gefahren sind, nicht ganz die Hälfte des Weges nach Babylon, liegt vor uns etwas wie ein grauer Wall, der weithin das Gelände durchzieht; wir kommen näher, der Kutscher feuert die Maultiere an, daß sie in Galopp fallen, der Wagen saust die Böschung hinauf, auf der anderen Seite geht es steil hinein in eine Senke, die aussieht wie ein vertrocknetes Flußbett; dann noch einmal ebenso in die Höhe und wieder jenseits hinab auf die Fortsetzung der staubigen Straße. Das war der Nahar Malka, der babylonische Königskanal, im Altertum eine der Hauptlebensadern des Landes. Er kam oben bei Sippar aus dem Euphrat und mündete in das tiefer gelegene Bett des Tigris, dort, wo später die Sassaniden ihre Residenz Ktesiphon bauten.

Wieder vier Stunden weiter. Eine Gruppe breiter Ruinenhügel zeigt sich schon von ferne, dahinter ein dunkler Streifen, die Dattelpalmenwälder am Ufer des Euphrat. Man muß viele solcher Doppelwälle, nur kleiner als die den Nahar Malkar begleitenden, auf dem Wege passieren. Jedes Paar bezeichnet den Lauf eines alten Kanalbettes aus der Zeit, wo Babylonien noch reicher kultiviert war. Überall aber liegt jetzt derselbe hart getrocknete wüstenhafte Boden. Nur Wasser braucht auf ihn zu gelangen, und er ist imstande, von neuem die Fruchtbarkeit zu entfalten, von der die Alten erzählen, wenn sie Babylonien beschreiben. Immer massiger wachsen die Hügel im Näherkommen; sie sind, was von Babylon übriggeblieben ist. Jetzt sind wir im einstigen Stadtgebiet von Babylon.

Tags darauf stand Dr. Koldewey, der Leiter der deutschen Expedition, mit mir auf der Höhe des Kasr, wo ein Schuttgebirge die Stelle des Schlosses Nebukadnezars bezeichnet. Er wies mit der Hand auf die spitze Kegelsilhouette eines Tells am südöstlichen Horizont und sagte zu mir: „Das ist Birs Nimrud, die Ruine des Nebotempels von Borsippa. Bis dorthin soll Babylon nach früheren französischen Forschungen gereicht haben, und bis zu der Bodenwelle da vorn, wo Sie gestern hinübergefahren sind, als der Weg zu uns abbog, hat es wirklich gereicht!“

Ich bin dem Doktor dankbar dafür, daß er sich die Mühe gegeben hat,

das Hauptsächlichste davon, was die Grabung bis jetzt lehrt, mir zu erklären. Der Laie allein ist hilflos in diesem Schutt. Auch das unberührte Ruinenfeld von Babylon, so wie es viele Jahrhunderte dalag, bevor der deutsche Spaten dorthin kam, wird auf den gebildeten Besucher einen starken Eindruck gemacht haben.

Zwei Jahre sind jetzt vergangen, daß die Deutschen herkamen, davon anderthalb Jahre Grabungsarbeit, und es hat sich gezeigt, daß wir von Grund auf über Babylon umlernen müssen. Nicht die Einzelerkenntnisse sind das Entscheidende, was uns die bisherige Arbeit Koldewey's über Babylon gelehrt hat, sondern sie hat unsere Vorstellungen von der babylonischen Kultur und von der alten Geschichte Vorderasiens erst im ganzen geklärt. In jedem Konversationslexikon steht zu lesen, Babylon sei nach den alten Schriftstellern so groß gewesen, daß die zwei oder drei größten Weltstädte unserer Zeit nebeneinander auf dem Raum hätten gebaut werden können, den es einnahm. Vor fünfzig Jahren war die erwähnte französische Expedition unter Oppert hier, die als Ergebnis ihrer Studien die Übereinstimmung der Ruinen an Ort und Stelle mit den Angaben Herodots mitteilte. Der Umfang des kulturfähigen Landes in Babylon ist aber eine ungefähr bekannte Größe, und mit ihr stimmte nicht überein, daß die Hauptstadt gegen hundert Kilometer — drei Tagemärsche für ein Heer — an Umfang gehabt haben und daß sie von Mauern umschlossen gewesen sein soll, doppelt so hoch wie das Schiff des Kölner Domes. Dazu hätten solche Massen an Menschen, Arbeit und Mitteln gehört, daß sich die übrigen greifbaren Verhältnisse des Landes, möchte man sie noch so hoch anschlagen, nicht mehr damit vertragen.

Die deutsche Untersuchung hat nun gezeigt, daß Babylon nicht drei Tage im Umfang hatte, sondern etwa einen halben Tagemarsch, fünfzehn Kilometer oder etwas mehr. Das, was die Franzosen für die Reste einer Umwallung der Königsburg im Innern der Stadt gehalten hatten, ist in Wirklichkeit die Stadtmauer selbst! Auch so ist Babylon die größte, zusammenhängend bewohnte, befestigte Stadt des Altertums gewesen. Alle unsere Schulbücher enthielten die alte Überlieferung, und selbst von den Gelehrten wurde nicht viel eingewendet. Die babylonischen Mauern sind ein ebenso merkwürdiges Zeugnis für die Macht der Überlieferung, auch wo es sich um in Zahlen geschriebene Unmöglichkeiten handelt, wie die Heeresstärken in den Perserkriegen: Eine Generation nach der andern lernten es die Kinder, wievielmals der berühmte Pferd für je zehntausend Mann sich füllte und leerte, bis Xerxes endlich wußte, wieviel Krieger er habe. Da kommt ein deutscher Professor und verfällt auf den an sich einfachen Gedanken, nachzurechnen, wie lang der persische Heereszug hätte sein müssen, wenn wirklich soviel Krieger und ein so großer Troß da waren. Siehe da, es ergibt sich, daß, als die ersten an der Pforte Griechenlands angekommen waren, die letzten noch tief in Asien stecken mußten! So ging es auch mit Babylon. Der deutsche Doktor kam mit seinem Gerät, er sah sich das Gelände an, er trug die wirklich erhaltenen Reste in seine Karte ein, er befragte die alten Quellen kritisch, und plötzlich stand Birs Nimrud, der Turm von Borsippa, den der Franzose Oppert in eine Ecke der äußeren Umwallung seines Phantasie-Babylon hineingezeichnet hatte, stundenweit draußen vor der niedrigen Schuttklinie, die noch von der wirklichen Stadtbefestigung zeugt.

Die Reste des geschichtlichen Babylon sind immer noch so groß, daß es zwanzig Jahre dauern und Millionen an Mitteln kosten wird, um so viel

aufzudecken und zu durchforschen, wie wir brauchen, damit ein Gesamtbild der alten babylonischen Kultur vor uns entsteht. Wozu ein so großer Aufwand? Geht uns die babylonische Kultur denn soviel an?

Je weiter unsere Forschung vordringt, desto deutlicher wird uns, wie unverständlich die griechische Kultur, die israelitischen Religionsvorstellungen, die Grundlagen alles geistigen und materiellen Lebens im vorderasiatisch-mittel-ländischen Völkerkreise sind, wenn man die Errungenschaften an Gesittung, Erfahrung und Beobachtungssinn, die in Babylon entstanden, nicht erkennt. E-temen-anki hieß in der Sprache der Sumerer, der Ureinwohner Babylons, der große Tempelturm beim Heiligtum Esagila. Temenos nannte der Grieche einen heiligen Bezirk. Templum sagten die Römer, Tempel sagen wir. Das ist ein zufälliges Beispiel dafür, wie babylonisches Gut sich fortgeerbt hat. Immer klarer wird, daß im babylonischen Vorderasien die Wurzeln der geschichtlichen Kultur des Menschengeschlechts liegen. Im Staatsleben, in der Religion, in der Technik, in der Wirtschaft, in der Kunst und allen geistig-menschlichen Vorstellungen ist die Bedeutung jenes ursprünglichen großen Kultur-erwerbs im Vergleiche zu dem, was die sogenannten klassischen Völker später darauf gebaut haben, viel größer, als man früher annahm. Babylon ist nicht die älteste Stadt in dem Tiefland am unteren Tigris und Euphrat, aber wenn wir von babylonischer Kultur sprechen, so denken wir an alles, was von Anfang der Geschichte von dort kam. So verstanden, kann heute kein Zweifel mehr daran sein, daß die Errungenschaften des griechischen Geistes Babylon ebenso zur Voraussetzung haben, wie das Kulturleben der romanisch-germanischen Völker das Erbe, das sie durch die Vermittlung der Kirche aus dem römischen Reich überkamen.

Dies neue Wissen, das können wir mit Stolz sagen, wird je länger desto mehr deutsche Errungenschaft und deutscher Besitz. Ein junger deutscher Schulmeister hat vor hundert Jahren in Göttingen den Schlüssel zur babylonischen Keilschrift gefunden. Dann kamen Engländer und Franzosen mit großen Mitteln und gruben Ninive aus. Das Britische Museum in London und der Louvre in Paris füllten sich mit Reliefs, Statuen und beschrifteten Tontafeln vom Tigris. Die ganze vorderasiatische Wissenschaft erschien nach ihrer glänzenden Außenseite als englisch-französischer Besitz, so gut wie die ägyptische lange aus Grund der Teilnahme französischer Gelehrter am Zuge Napoleons als Sondergebiet der Franzosen galt. Wenn in Babylon die Grundmauern der Paläste und Tempel, der Befestigungen, der Wohnhäuser, Brücken und Straßenzüge bloßliegen, wenn aus den Millionen bunter Scherben und zerbrochener Bauglieder sich das Bild der Hauptstadt von Asien zur Zeit ihres Glanzes wieder herstellen lassen wird, dann feiert die deutsche Wissenschaft einen Triumph, der größer sein wird als die Aufstellung der Stierkolosse von Ninive und der assyrischen Königsbibliothek in England. Mit derselben nie rastenden, organisierenden Fähigkeit, mit demselben unermüdlischen Arbeitswillen, mit dem wir Deutsche als die Zuletztgekommenen uns doch eines großen Kulturgebietes nach dem andern bemächtigt haben und in einem nach dem andern an die Spitze getreten sind, gingen unsere Forscher auch an die babylonische Wissenschaft heran — und schon läßt sich der Tag absehen, wo ihre Führung unser sein wird.

Als die Ausgrabung begann, war von altem babylonischem Mauerwerk nur ein Stück Pfeiler aus gebrannten Ziegeln mitten im Kasr sichtbar, alles

übrige war mit Schutt, Ziegelbruchstücken, Scherben und Staub zugedeckt. Was darunter lag und wieviel erhalten war, wußte niemand. Seit wann liegt Babylon wüste? Alexander der Große hat noch in den Schlössern Nebukadnezars gewohnt, aber als Pompeji unterging, schrieb Plinius schon, Babylon sei wieder zur Öde geworden. Noch einige Jahrhunderte später wußte man im Abendlande nicht einmal mehr sicher, wo die Stadt gestanden hatte. Es scheint, als ob eine Verlegung des Euphratlaufs, die mit den Mitteln der damaligen Technik nicht verhindert werden konnte, die Ursache für den Verfall war. Kein Feind hat die Stadt zerstört, aber von ihren Ziegeln sind Seleucia am Tigris und auf der anderen Seite des Stromes Ktesiphon gebaut worden. Von dieser Benutzung Babylons als Ziegelsteinbruch für viele Jahrhunderte kommt es, daß die gewaltig dicken und hohen Mauern der Umwallung und der Paläste bis in die Fundamente verschwunden sind. Als ich eines Tages mit Dr. Koldewey in der Grabung am Kasr zwischen einigen stehengelassenen Erdpfeilern von mehr als Mannshöhe stand, die obenauf gelbe Ziegelplatten trugen, sagte mein Führer: „Das oben sind Überreste vom Pflaster des Palasthofes!“ Wir waren also tiefer, als die einstige Grundfläche des Hofes, um den sich die inneren Schloßmauern erhoben. Trotzdem läßt sich überall der Grundriß der Bauten feststellen, und anderwärts zeigen sich nach Forträumung des Schutts auch noch bedeutende aufgehende Mauerreste.

Den stärksten Eindruck habe ich von der Grabung im Hügel Amran ibn-Ali gehabt. Koldewey hat hier den Tempel Esagila vermutet und in der Mitte der Masse einen tiefen Einstich machen lassen. Lange wurde gearbeitet, nichts zeigte sich außer formlosem Schutt, Gräbern und bedeutungslosen späten Resten. Da endlich kamen Mauern aus großen, nicht gebrannten, sondern lufttrockenen Ziegeln, wie solche für die babylonischen Tempel vielfach verwendet wurden. Das Glück oder der geschärfte Blick des Spatenforschers offenbarte wirklich vor dem Beschauer die Grundmauern vom Zentralheiligtum des babylonischen Reiches. In der Tiefe der mächtigen Grube, die in den Hügel hineingeschnitten ist, sieht man den Umriß einer Tempelcella und das flache, aus Ziegeln und Asphalt aufgemauerte Postament für den Thron einer Götterstatue. Die vier Füße des Thrones haben sich in den Asphalt, als er noch weich war, eingedrückt. Hinter dem Götterbild lag eine in die Mauer eingerückte Nische. Als die Arbeiten bis hierher gelangt waren und der Schutt fortgeräumt wurde, fand man sogar verbrannte Überreste des Holzthrones. Aus einzelnen Stücken des verkohlten Schnitzwerkes war zu schließen, daß hier das Bild Es, des Gottes der Wassertiefe, gestanden hatte. Die Griechen nannten den babylonischen Ea: Serapis, und in das Serapisheiligtum von Babylon gingen die Feldherren Alexanders, als dieser in seine tödliche Krankheit verfallen war, und befragten den Gott, ob sie den König zur Heilung vor ihn bringen sollten. Eine überwältigende Vorstellung, mit dieser Szene vor Augen, wie die mazedonischen Generale vor dem Göttersiß in Esagila um das Leben ihres Königs bangten, in den zwanzig Meter tiefen Ausgrabungsschacht hinabzusehen, wo die Füße eben dieses Thrones ihren Abdruck in dem Asphaltpostament für uns hinterlassen haben!

Dieser Platz ist ein Stück von Babylon, das eigentlich nie aufgehört hat, bewohnt zu sein, von den Tagen Hammurabis und seiner Vorgänger bis auf unsere Zeit. Auf der Höhe des Schuttberges steht ein kleines mohammedanisches Weli, ein bescheidener Bau mit ärmlichen Kuppeln und einer halb verfallenen

Einfriedigung. Es ist ein Heiligengrab, in dem ein Amran ibn-Ali, von dem sonst niemand zu erzählen weiß, bestattet sein soll. Der unbekannte Heilige aber ist niemand anderes, als der letzte Nachkomme des großen Gottes Marduk von Babylon: Aus der semitisch-babylonischen Zeit pflanzte sich zu den Parthern, zu den Sassaniden und Arabern die Überlieferung fort, eine göttliche Gewalt wohne an dieser Stätte. Dasselbe finden wir an so vielen anderen Stellen in Syrien, in Palästina oder Kleinasien: daß die alten Götterheiligtümer mohammedanische Kultusstätten geworden sind.

Als im Umkreis von Babylon alles öde und leer war, da blieb auf dem Trümmerhaufen, zu dem Esagila zusammengestürzt war, immer noch ein Kapellchen übrig, zu dem die Leute aus der Umgegend mit ihrer Andacht kamen. Wie schrieb Nebukadnezar über den Schmuck des Tempels? „Silber, Gold, kostbares Edelmetall, Bronze, Zedernholz, alle erdenkliche Kostbarkeit, den Besitz der Berge, den Reichtum der Meere brachte ich in meine Stadt Babel vor Marduk und legte Esagila, dem Palast seiner Herrschaft, eine Riesenfülle nieder. Die Kammer Marduks machte ich sonnegleich strahlen! Esagila zu bauen, treibt mich mein Herz, das habe ich beharrlich im Auge. Die besten meiner Zedern, die ich vom Libanon, dem herrlichen Walde, gebracht, suchte ich für die Bedachnung der Kammer seiner Herrschaft und bekleidete sie mit glänzendem Gold!“ Wo sind die Edelsteine, das kostbare Metall und die Zederbalken geblieben? Nichts ist übrig von Esagila, als die Grundmauern und die Postamente der alten Götterthronen unter einer Decke von mehr als zwanzig Metern Schutt.

Wo ist der Reichtum des babylonischen Landes geblieben, der anderthalb Jahrtausende hindurch das Schwergewicht der Herrschaft über das obere und das untere Asien samt Ägypten bildete? Deutsche Arbeit, sie ist am Werk, von neuem die Bedingungen zu schaffen, daß in diese alten Länder Leben und Reichtum zurückkehren können. Sie wird es tun, wenn man ihr Zeit läßt. Die Kultur braucht hier nichts weiter, als die Bändigung der räuberischen Wanderhirten, die das alte Fruchtland als Weideland für ihre Kamele und Schafe benutzen, und die Wiederherstellung der Kanäle, damit das Wasser des Euphrat und Tigris die Millionen von Morgen zukünftiger Weizen- und Baumwollfelder zu tränken imstande ist. Dazu wird die Öffnung eines modernen Verkehrsweges für die Erzeugnisse dieser unendlich fruchtbaren Erde kommen.

Während ich auf Amran ibn-Ali stand und in die Grube hinabsah, auf deren Grund die eindrucksvollen Zeugnisse aus Nebukadnezars Zeit zu sehen waren, dachte ich: um wieviel schöner ist es doch, an diese Stätte noch nicht mit der Eisenbahn gekommen zu sein, in wenigen Tagen herangeflogen aus dem Herzen unserer Kultur, im Genuß aller Bequemlichkeiten Europas, sondern so wie hier von altersher gereist worden ist, in Tag um Tag aneinander gefügten Marschen, bis endlich das Ziel des Verlangens erreicht war. Die Zeit wird kommen, und sie soll ja kommen, wo es so leicht sein wird, nach Babylon zu gelangen, wie zu den Pyramiden und zur Akropolis. Bis dahin aber freue ich mich, daß ich den Tempel Marduks und den Palast Nebukadnezars in den Tagen gesehen habe, als man noch nicht auf Schienen nach Babylon fuhr. Wir alle im Deutschen Hause, wenn unter den Palmen am Ufer des Euphrat das Getränk aus Deutschland und der babylonische Dattelnkorb bei den Gastfreunden umging, teilten das eine Empfinden miteinander: Kommt er, der große Fortschritt, und die Heimat und die Welt fangen an

zu spüren, daß die Lebensadern Babyloniens wieder pulsieren, dann wird es für uns, die wir noch die Stimmung des wahrhaftigen Orients geatmet haben, hier doch nicht mehr so schön sein wie heute!

Rohrbach, Weltpolitijches Wanderbuch.

12. Gruß an die fernen Brüder im Orient.

An allen Rändern des Mittelmeeres sitzen Deutsche. — Glückauf, ihr Brüder, seid eifrig und regt euch! Dies alte Meer kann noch viel erleben. Ihr alle habt etwas vom deutschen Zukunftsleben in eurer Hand. Es ist nicht leicht, zwischen Armeniern, Griechen, Syrern, Türken, Franzosen, Russen und Engländern zu stehen. Aber ihr dürft um keinen Preis euren Posten aufgeben. Einst nannte euch das Vaterland seine in der Fremde verlorenen Söhne, jetzt, nach 1870 heißt ihr unsere Pioniere. Das Bild Bismarcks, das in euren Stuben hängt, soll euch an eurer nationalen Aufgabe festhalten. Aber auch das Bild des Gekreuzigten braucht ihr. Ohne treues Festhalten am christlichen Glauben der deutschen Heimat seid ihr gerade im Orient nur Spreu im Winde. Gott segne euch und eure Kinder! Das Vaterland wird es schon lernen, euch nicht zu vergessen!

Friedrich Naumann, Asia.

Anhang.

Quellennachweis zu weiterer Vertiefung.

I. Gesamtdarstellungen.

1. Allgem. Deutscher Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, Handbuch des Deutschtums im Auslande. 2. Aufl. Berlin, Dietrich Reimer.
2. Einhart, Deutsche Geschichte. Leipzig, Dieterich.
3. Sittbogen, Das Deutschtum im Auslande in unseren Schulen. Leipzig, Teubner.
4. Geiser, Deutsches Reich und Volk. München, Lehmann.
5. Hasse, Deutsche Politik. München, Lehmann.
6. Hauptmann, Nationale Erdkunde. Straßburg, Bull.
7. Höninger, Das Deutschtum im Auslande. Leipzig, Teubner.
8. Kaindl, Die Deutschen in Ost-Europa. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
9. Kjellen, Die Großmächte der Gegenwart. Leipzig, Teubner.
10. Korodi, Lesebuch für höhere Mädchenschulen, III., IV., V. Band. Berlin, Grote.
11. Lamprecht, Deutsche Geschichte. 2. Ergänzungsbd., 2. Hälfte. 2. Aufl., S. 463—591. Berlin, Weidmann.
12. Langhans, Alldeutscher Atlas, bearbeitet vom Verlag Justus Perthes.
13. Müller, Deutsche Schule und deutscher Unterricht im Auslande, Leipzig, Thomas.
14. Nabert, Kampf um das Deutschtum. München, Lehmann.
15. Naumann, Mitteleuropa. Berlin, Georg Reimer.
16. Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt. Königstein i. Taunus, Langewiesche.
17. Schäfer, Das deutsche Volk und der Osten. Leipzig, Teubner.

18. Schuchardt, Deutsche Warte. Großenhain, Gehre.
19. Streckler, Dr., Das Deutschtum im Auslande und die Schule. Gießen, Roth.
20. Weck, Das Deutschtum im Auslande. München, Müller.

II. Einzeldarstellungen.

a) Karpathenländer.

1. Faust, Georg, Kriegsnoté der deutschen Gemeinden in Galizien und der Bukowina. Leipzig, Eger.
2. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen.
3. Kaindl, Geschichte der Deutschen in Ungarn.
4. Korodi, Siebenbürgen, Land und Leute. Berlin, Paetel.
5. " Deutsche Vorposten im Karpathenland. Berlin, Paetel.
6. Söher, Die Magyaren und andere Ungarn. Teschen, Prochaska.
7. Müller-Guttenbrunn, Deutsche Kulturbilder aus Ungarn.
8. Müller-Langenthal, Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land. Heimat und Welt-Verlag, Dresden.
9. Mupperg, Skizzen aus Siebenbürgen, Ungarn und Banat.
10. Rohmeder, Aus Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft d. Siebenb. Sachsen. (Festrede.)
11. " Aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Siebenbürger Sachsen.
12. Schwicker, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Teschen, Prochaska.
13. Siebenbürgischer Hausfreund. Kronstadt, Gött's Sohn.
14. Winkler, Skizzen aus dem Völkerleben.
15. Zöckler, Das Deutschtum in Galizien. Heimat und Welt-Verlag, Dresden.

b) Die übrigen Kronländer.

1. Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Kärnten, Krain, Steiermark, Tirol und Vorarlberg. Wien, Hof- u. Staatsbuchdruckerei.
2. Durch Deutschböhmen (Landesverband für Fremdenverkehr in Deutschböhmen) Karlsbad.
3. Egger, Die Tiroler und Vorarlberger. Teschen, Prochaska.
4. Mein Österreich, mein Heimatland. Illustrierte Vaterlandskunde des österreichischen Kaiserstaates. Wien, Verl. für vaterländ. Literatur.
5. Müller-Guttenbrunn, Österreichs Beschwerdebuch. Konstanz a. B., Reuß u. Jtta.
6. Schöber, Die Deutschen in Nieder- und Ober-Österreich. Teschen, Prochaska.
7. Völkischer Reiseführer durch Süd-Österreich. (Festgabe zum 25jährigen Bestehen des Schutzvereins.) Klagenfurt, Heryn.

c) Balkan und Orient.

1. Braun, Der neue Balkan. Dresden, Heimat und Welt-Verlag.
2. Fischer, Deutsche Kulturarbeit in Rumänien.
3. Grothe, Länder und Völker der Türkei.
4. " Auf türkischer Erde. Reisebilder und Studien.
5. Hennig, Die deutschen Bahnbauten in der Türkei. Leipzig, Veit & Co.
6. Jäsch, Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg. Straßburg, Singer.
7. Koldewey, Robert, Das wiedererstehende Babylon.
8. Kunde, Eine Pilgerfahrt ins heilige Land.
9. Menz, Reinhold, Deutsche Arbeit in Kleinasien.
10. Naumann, Dr. Edm., Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat.
11. " Dr. Friedrich, Asia. Berlin-Schöneberg, Hilfe-Verlag.
12. Rohrbaeh, Um Bagdad und Babylon. Berlin, Paetel.
13. " Weltpolitisches Wanderbuch. Königstein i. Taunus, Langewiesche.
14. Schneller, Die Kaisersfahrt durch das heilige Land. Leipzig, Kommissionsverlag von H. G. Wallmann.
15. Wirth, Der Balkan. Stuttgart, Union.

III. Zeitschriften.

1. Das Deutschtum im Auslande. Vierteljahrshefte des Vereins für das Deutschtum im Auslande (abgekürzt V. D. A.). Herm. Hillger, Berlin und Leipzig.
2. Das größere Deutschland. Wochenschrift für deutsche Welt- und Kolonialpolitik. Dr. Hermann Handke, Weimar.
3. Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten. Paul Langhans. Perthes, Gotha.
4. Deutsche Geographische Blätter. Geographische Gesellschaft in Bremen. Dr. Oppel und Wolkenhauer.
5. Deutsche Kultur in der Welt. Leipzig, Hugo v. Grothe.
6. Deutsche Schulpraxis. Leipzig, Wunderlich.
7. Die deutschen Schutzvereine und der Dürerbund. 95. Flugschrift, München, Callwey.
8. Die Karpathen. Halbmonatschrift. Kronstadt, Verlag Zeidner.
9. Heimat und Welt. Dresden, Rautenstrauch (bringt gute anschauliche, volkstümliche Darstellungen vom Ausland=Deutschtum).
10. Kalender (ausländische), aus den verschiedensten Ländern, vor allem „Der Schwäbische Hausfreund“ von Müller-Guttenbrunn, „Sächsischer Hausfreund“ (aus Siebenbürgen).
11. Nord und Süd. Ludwig Stein.
12. Österreichische Rundschau.
13. Von der Heide. Temesvar, Ungarn. Orendi.

Das Deutschtum im Auslande in den Werken der Dichter.

Motto: Wir wollen alle Brüder sein,
an Deutschlands Brust uns schmiegen,
an Inn und Eider, Donau, Rhein,
uns in den Armen liegen. (Glim.)

I. Große deutsche Dichter, deren Wiege außerhalb der jetzigen Reichsgrenzen stand.

1. Walther von der Vogelweide (Tirol und Deutschböhmen) war der größte und vielseitigste Meister des Minnesanges, unter den deutschen Minnesängern der deutscheste.
2. Peter Rosegger (Steiermark) erzählt uns von Freud und Leid seiner ursprünglichen und schlichten steirischen Bauern.
3. Adalbert Stifter (Böhmerwald) ist in erster Linie Naturschilderer seiner Waldheimat.
4. Marie v. Ebner-Eschenbach (Mähren), die größte deutsche Erzählerin des 19. Jahrhunderts, hat uns schöne Schloß- und Dorfgeschichten ihrer mährischen Heimat geschenkt.
5. Franz Grillparzer (Österreich), mit jeder Faser seines Herzens „Altösterreicher“, „Altwiener“, findet als Dramatiker in unserer Zeit erst die gebührende Würdigung.
6. Nikolaus Lenau (Ungarn) ist einer der unglücklichsten deutschen Dichter. Seine lyrischen Gedichte, in denen Schwermut und verhaltener Schmerz des Dichters zum Ausdruck kommen, bilden noch heute einen festen Bestand unseres Sangeschatzes.

II. Schöne Literatur von den deutschen Brüdern im Auslande.

A. Siebenbürgen.

1. Auf Wache und Posten: Roman aus dem siebenbürgischen Volksleben von Traugott Tamm. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
2. Schwarzburg: Roman von Traugott Teutsch.
3. Georg Hecht: Roman von Traugott Teutsch.
4. Wenn Ähren reifen: Regine Ziegler. Verlag Carl Curtius, Berlin. (Sächsisches Dorfleben, Sitten und Gebräuche in Siebenbürgen.)

B. Galizien.

1. Die Tochter des Erbvogtes: Kaindl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Roman aus Krakaus deutscher Zeit.

C. Banat.

- | | |
|---|-----------------------|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Die Glocken der Heimat: Adam Müller-Gutenbrunn. 2. Götzendämmerung: Adam Müller-Gutenbrunn. 3. Der große Schwabenzug: Adam Müller-Gutenbrunn. 4. Der kleine Schwab: Adam Müller-Gutenbrunn. | } Leipzig, Stadtmann. |
| <ol style="list-style-type: none"> 5. Schwäbische Sittenbilder aus Ungarn: Adam Müller-Gutenbrunn. (Neubearb.) 6. Schwaben im Osten (eingeleitet von Adam Müller-Gutenbrunn, Verlag Eugen Salzer, Heilbronn), enthält Beiträge von Stephan Milow, Eugenie delle Grazie, Otto Hauser und anderen Schriftstellern im Donau-Theiß-Gebiet. 7. Vom Wege: Eugenie delle Grazie. Verlag Breithopf & Härtel. 8. Meine Felder: Ella Triebnigg, Gedichte. Wien, Hofbuchhandlung Fricke. | |

D. Österreich.

1. Österreichs Beschwerdebuch: Adam Müller-Gutenbrunn. Konstanz a. Bodensee, Reuß u. Jtta.
2. Der heilige Judas: Roman von Ernst Hladny. Verlag Dieterich, Leipzig. Außerdem siehe Marie v. Ebner-Eschenbach!

E. Steiermark.

1. Zwölf aus der Steiermark: Rudolf Hans Bartsch.
2. Das deutsche Leid: Rudolf Hans Bartsch.
3. Die Hungerglocke: Roman von Ludwig Mahnert.
4. S' Nullerl: Steirisches Volksdrama von Morré. Außerdem siehe Peter Rosegger!

F. Böhmen-Mähren.

1. Mährische Dorfgeschichten: J. J. David.
2. Ein Volk an der Arbeit: Emil Ertl. 1. Bd. Die letzten vom blauen Guguckshaus.
2. Bd. Freiheit, die ich meine.
3. Bd. Auf der Wegwacht.

Außerdem siehe Schriften von Marie v. Ebner-Eschenbach!

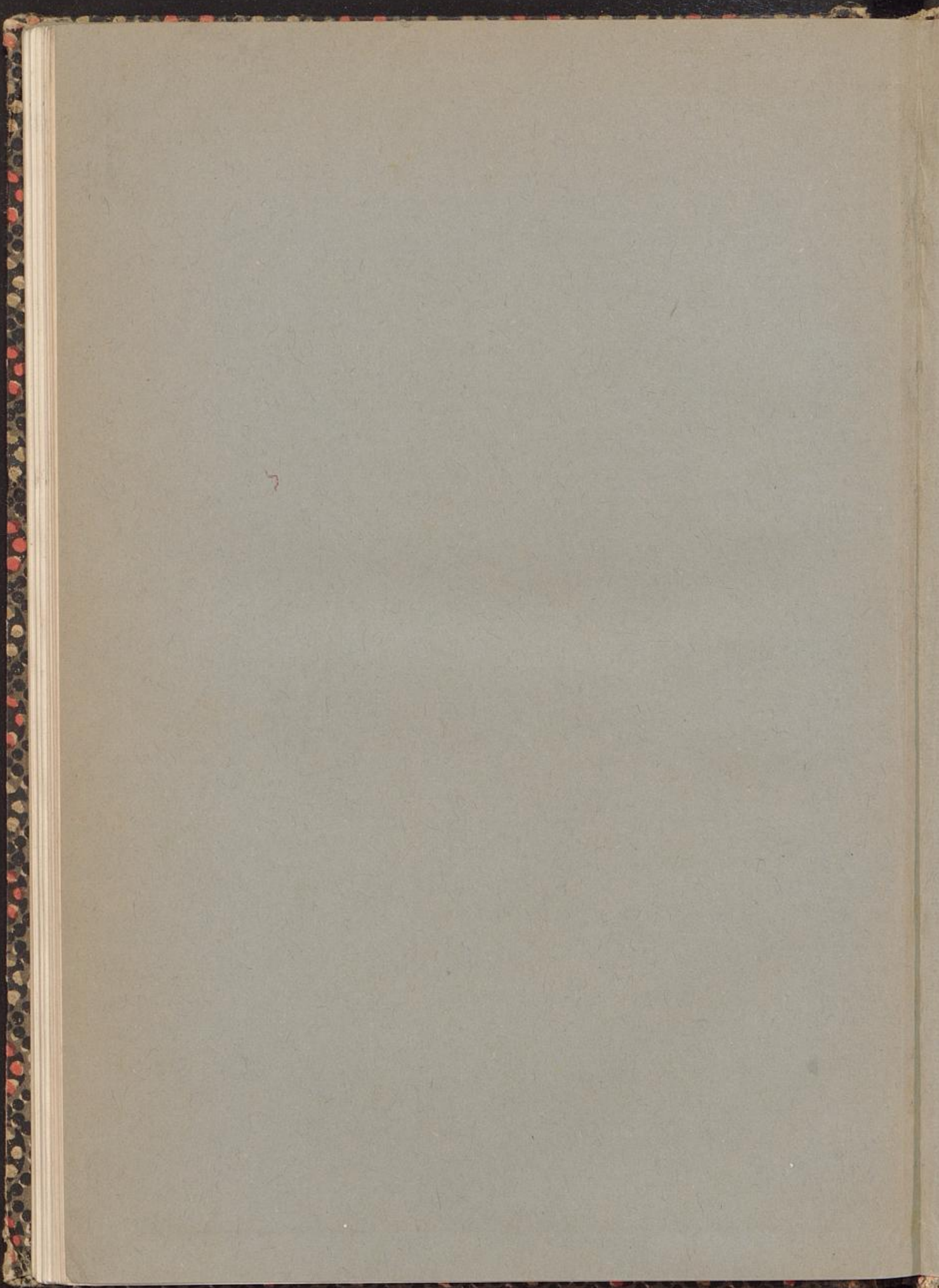
G. Tirol.

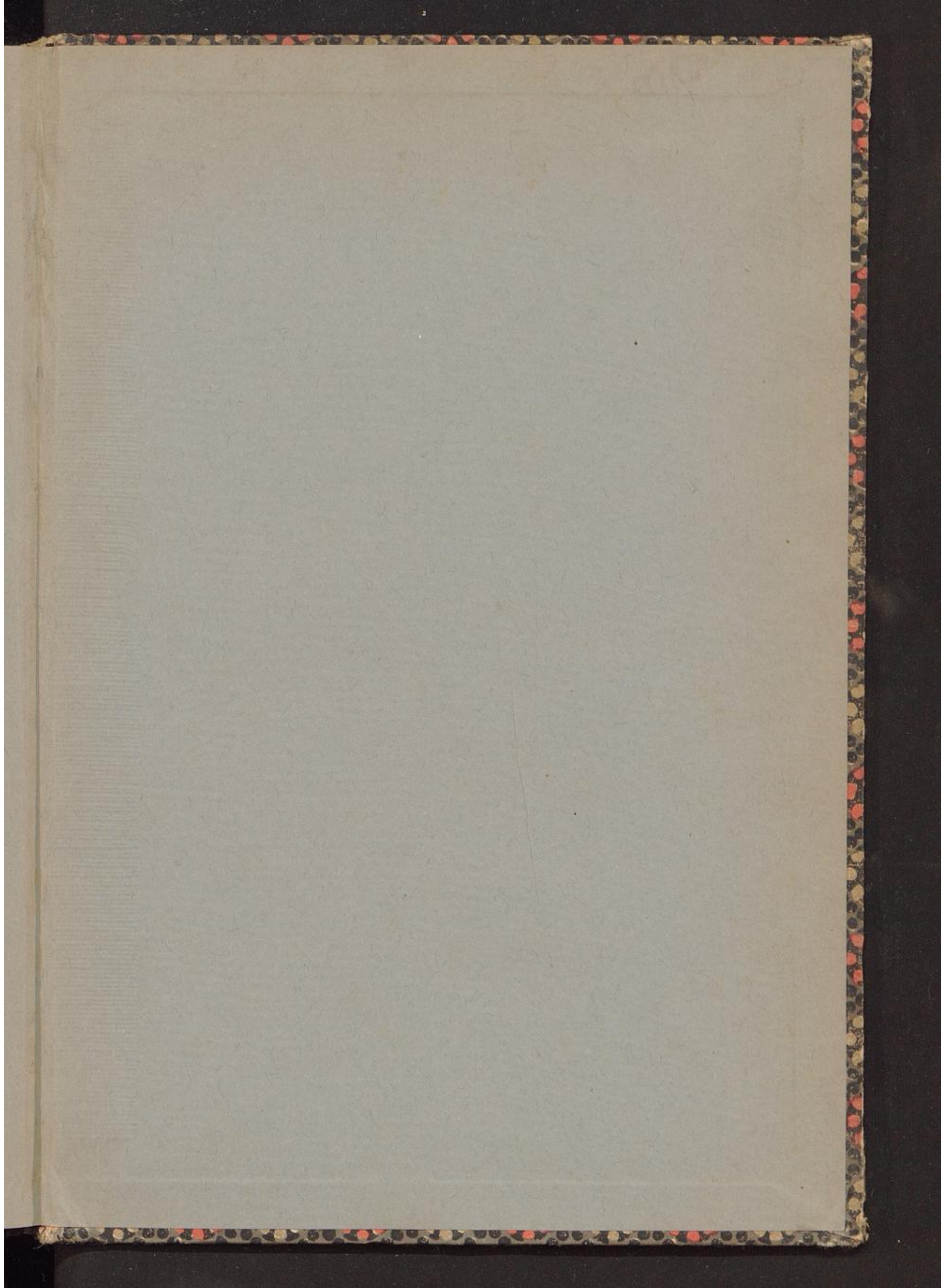
1. Allerlei Geschichten aus Tirol: Adolf Pichler.
2. Der Kanzler von Tirol: Hermann Schmid. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

H. Orient.

1. Jerusalem: Selma Lagerlöff. Leipzig, Hesse & Becker.











IX
C
4155

IX
C
4155
-1